Germ. spec. 404.

18 y.

Hist. prof.

Galliae?

R

Schilderung

der

Stadt Aachen

zum Unterrichte und zur Erbauung der Reisenden, der Spieler, der Geschichtschreiber und der Philosophen.

Aus dem Französischen übersetzt.

1787.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede des Herausgebers.

Der Verfasser dieses Werks ist in meinen Armen gestorben(*); das Geschenk seiner Manuscripte ist die Belohnung der Sorgfalt, die ich ihm während seiner Krankheit erwiesen habe. Er gab mir die Erlaubniß, sie öffentlich bekannt zu machen, und ich bediene mich derselbigen; **Vor allen Dingen lassen Sie nichts davon aus**, sagte er zu mir, **machen Sie Anmerkungen dazu, wenn Sie wollen, aber verstümmeln Sie mich nicht. Was Ihnen misfällt, kann wohl einem andern behagen.**

Damit

(*) Der Verfasser hatte diese Vorrede vor der Krankheit, die ihn wirklich ins Grab gebracht hat, verfertigt. Möchte man bey Durchlesung des Werks erkennen, daß er die Stadt Aachen und ihre Einwohner mit eben so richtigen und einsichtsvollen Blicken betrachtet hat, als sich selbst! Nur in einem Punkte hat er sich geirrt; ein einsichtsvoller Arzt hat von ihm in den letzten Augenblicken seines Lebens Gnade für die Medicin erhalten, deren Hülfe er vielleicht zu spät annahm.

)(2

Damit man mich vernünftig beurtheilen könne, muß ich so gezeigt werden, wie ich bin; ich habe, solang ich lebte, mein eignes Ich seyn müssen: ich will auch noch mein eignes Ich seyn, wenn ich nicht mehr da seyn werde. Seine letzten Tage waren dem nochmaligen Durchsehen seiner Schriften gewidmet; zwo derselben warf er ins Feuer, und er wollte mir niemals sagen, wovon sie handelten. Ich las ihm die andern, und er änderte einiges daran. Es dünkte mich, daß ihm an der Schilderung der Stadt Aachen besonders gelegen wäre. Unglückliches Kind, sagte er zuweilen mit heftiger Stimme, du wirst, so wie dein Vater, vielen Widersprüchen ausgesetzt seyn. Dieß ist das Schicksal der Wahrheit; wenigstens, lieber Freund, geben Sie es heraus, so wie es ist. Geben Sie meinem Andenken diesen rührenden Beweis Ihrer Freundschaft gegen mich. Erwägen Sie gewissenhaft und mit genauer Ueberlegung, was Ihnen etwa zu hart vorkommen möchte, und Sie werden sehen, daß dasjenige, was Ihnen Anfangs anstößig zu seyn schien, am Ende nach Ihrem Geschmacke seyn wird. Gegen starke Gebre-

chen sind starke Mittel nöthig. Wenn ich nur eine grosse Lobeserhebung der Stadt Aachen hätte verfertigen wollen, so wäre mein Werk ohne Nutzen geblieben. Die Lobsprüche mögen diejenigen für sich behalten, die sie verdienen; wir wollen das Laster standhaft bekämpfen. Wenn man den Menschen den beweinenswürdigen Zustand zeigt, in welchen sie das Verderben ihrer Sitten gestürzt hat, so ist man kein Verläumder, sondern man unterrichtet. Vertheidigen Sie mein Buch ja nicht; es wird sein eigener Fürsprecher seyn; die Wahrheit wird durch die Voraussetzung, daß sie eines Rächers bedärfe, beleidigt. Lassen Sie die spielenden Witzlinge nur bellen; ihre Kritik ist nicht gefährlich; auf ihre Feindschaft gründet sich mein Ruhm. Welchen Vorwurf werden Sie mir nach meinem Tode machen? daß ich besser war, als sie.

Allerdings ist dieses Werk voll Fehler; aber ich glaube, daß man auch sehr gute Sachen darinn findet. Sie wissen, daß ich nicht gern feile; und überdieß zu welcher Zeit schrieb ich. . . . .

Um dem Leser den Verstand dieser letztern Worte zu erleichtern, muß man ihm sagen, daß der Verfasser immer so unglücklich war, das meiste von dem, was man ihm erzählte, zu glauben. Er verlangte, daß man mit jedem Worte den Begriff, den seine Bedeutung darstellt, verbände. Man hatte ihm gesagt, daß **Aachen** eine **freye Stadt** wäre; er ließ sich durch einen Titel, der für alle diejenigen, welche ihr Daseyn gern geniessen, schmeichelhaft ist, täuschen, und kam treuherzig nach **Aachen**, um seinen Wohnplatz daselbst aufzuschlagen. Anstatt der Freyheit, die er hier suchte, fand er die Ausgelassenheit, die er nicht suchte. Er sah, daß jemand, der nicht ein Spieler oder des Lebens satt wäre, **Aachen** unmöglich gefallen könnte. Er machte sich also zur Abreise fertig, aber ein unvermutheter Vorfall nöthigte ihn, die Vollziehung seines Vorhabens aufzuschieben. Man nahm diejenigen, welche einer Zusammen-Verschwörung gegen die **Schriften** des Herzogs **Ludwig von Braunschweig** beschuldiget worden waren, in Verhaft. Da er mit zween dieser Herren drey Tage vor ihrer Einkerkerung zu Mittag gespeiset hatte, so wollte er nicht eher aus der Stadt gehen, bis die Sache entschieden wäre. **Wer weiß**, sagte er, **ob nicht jemand**

mand auf den Einfall geräth, mich zu diesem Complot zu rechnen, Ich muß es abwarten. Er wartete es wirklich ab; aber es blieb ihm nichts mehr übrig, als ein ärgerliches und kummervolles Leben. Die Ungerechtigkeit war ihm immer zuwider gewesen; er wurde darüber aufgebracht, daß seine Landsleute mit so wenig Schonung behandelt wurden. Er entzog sich das süsse Vergnügen, sie zu besuchen und sie zu trösten, damit es nicht scheinen möchte, als hätte er seine eigene Meynung in einer Sache, deren Verwirrung man unerklärbar zu machen suchte. In einem im October 1785. geschriebenen Briefe meldete er an jemand, den er hochschäzte: **Der Kummer verzehret mich; muß ich noch lang auf diese Art leben? seit vierzehn Tagen habe ich nicht das Herz, zehn Zeilen zu schreiben. Wenn das so fortdauret, so kann ich's nicht aushalten. . . .**

Erst im Monat Jänner 1786. verließ er Aachen, nemlich einige Tage nach der öffentlichen Bekanntmachung des über die sogenannten Zusammenverschworenen ergangenen Urtheils. Er stattete einen Besuch bey dem Herrn **de la Faye** ab, nachdem man ihn verurtheilt hatte. Sie

sind des Landes verwiesen, sagte er zu ihm, trösten Sie sich, so oft ein Körper auf den andern drückt, so sieht es mit dem untern übel aus. Es muß Unterdrückte geben, pflegt man zu sagen; die entgegen gesetzte Nothwendigkeit würde Ihnen freylich besser gefallen; das glaube ich; aber nu! bey allem dem wo haben Sie Ihre Dispens?

Die Liebe und die Freundschaft fesselten ihn an Aachen; er machte sich von einer reizenden Verbindung los, um frey zu seyn; er entfernte sich von seiner Geliebten und beraubte sich des sanften Vergnügens, bey einem Freunde zu leben. Diejenigen, welche ihn für unempfindlich hielten, verwunderten sich darüber, daß sie ihn so beständig gesehen hatten. Ich müßte sehr unglücklich seyn, antwortete er, wenn ich die sanfte Freude der Liebe nicht kennte.

Die Schilderung der Stadt Aachen ist also die Frucht der müssigen Stunden eines Mannes, der genöthigt worden ist, wider seinen Willen daselbst zu wohnen. Er gab ihr verschiedene Namen. Bald nannte er sie die Apocalipse, bald das Biribi 2c. Indessen scheint es doch,

doch, daß ihm der Titel: **Schilderung** unter allen am besten gefiel.

Ohne Zweifel würde der Verfasser, wenn es ihm in **Aachen** gefallen hätte, die Gegenstände aus einem vortheilhaftern Gesichtspunkte betrachtet haben; er würde seine Freuden gemalt haben, da er jetzt nur seine Widerwärtigkeiten geschildert hat. Eine durch die Ungerechtigkeit erbitterte Seele fühlt wohl keine andere als unangenehme Empfindungen. Gewiß würde er die Laster nicht so genau untersucht haben, wenn er mehr Tugenden gefunden hätte. Die Methode, welche er angenommen hatte, war sehr leicht; jederman, der Verstand besitzt und diese Methode befolgt, wird es so weit bringen, daß er ein Buch schreibt.

Wahrscheinlicher Weise sind alle Paragraphen gleich nach einander geschrieben worden. Diejenigen, in welchen er sich beklagt, sind nicht so gut, als diejenigen, worinn er scherzt. Wie ungezwungen beschreibt er den Weg von **Lüttich** nach **Aachen!** Wie theilt er seinem Leser seine Freuden mit! Wie legt er ihm alles, was er gesehen hat, vor Augen! Dieser Mann mußte eine unbeschreiblich grosse Liebe für das schöne Geschlecht haben.

Man wird ihm den Vorwurf machen, daß er die Vorurtheile nicht standhaft genug angegriffen hat. In gewissen Stellen spricht er von den **Reliquien**, wie ein Mann, der daran glaubt. Allerdings steht es dem Volke zu **Aachen** frey, **Reliquien** zu haben; aber es ist auch jederman erlaubt, ungestört darüber zu lachen. In Betreff der Thorheiten ist keine Verschonung nöthig; das sicherste Mittel, einen fehlerhaften Gebrauch abzuschaffen, besteht darinn, daß man ihn lächerlich macht.

Um sich von den verschiedenen Verfassungen, in denen sich die Seele des Verfassers befand, zu überzeugen, darf man nur sein Werk mit Aufmerksamkeit lesen. Hier sieht man den unerbittlichen Aristarch niemand verschonen und gerade zu alles tadelnswürdige tadeln; dort den großmüthigen Samariter Oel auf die Wunden giessen und um Gnade für den Sünder bitten. So ist der Mensch; so muß er seyn; zu grosse Beständigkeit würde ihn unausstehlich machen.

Diejenigen, welche ihn für den Verfasser des **Papageyen von Spa** hielten, fragten einander, wie es möglich wäre, daß ein Mann, der die **aus dem Stegreife gemachte Schutzschrift an die Schatzmeister der vier Könige**

verfertigt

verfertigt hätte, die **Banquiers von Aachen** lieben könnte. Wollet ihr es wissen? antwortete er. Weil die **Banquiers von Aachen** denen von Spa nicht ähnlich sind. In Rücksicht dessen kann man seinen Meynungen vollkommen beypflichten. Die **Banquiers von Aachen** sind wirklich rechtschaffene Leute.

Während seinem Aufenthalte zu **Aachen** besuchte er täglich das **litterarische Cabinet;** er las wenig darinn; aber er hörte gern die verschiedenen Personen, welche sich herbeydrangen, Witz zu zeugen. Zuweilen mischte er sich auch in die Unterredung; dieß war nicht der angenehmste Zeitpunkt für die Sprecher. Er verschonte niemand. Wenn man sich über eine allzulebhafte Antwort beschwerte, so sagte er: **machen Sie mir es wieder so.** Eines Tags ließ ihm jemand zu wissen thun, daß er ihm, wenn er nicht bescheidener in seinen Reden wäre, lebhaft antworten würde. **Das wird sehr sonderbar seyn,** erwiederte er; **rathen Sie ihm, lebhaft zu seyn, er hat es sehr nöthig.** Diese Antworten rührten von keiner Praleren her; es war die natürliche Gesinnung eines Mannes, der glaubte, daß jeder sich an seinen gehörigen Platz stellen solle, und daß unter allen

Mitteln, einen Thoren unerträglich zu machen, es kein sicheres giebt, als alle seine Thorheiten zu entschuldigen.

Er scheint, einige Meynungen des Herrn **von Barjoles** ein wenig unüberlegt angenommen zu haben. **Münster** war der erste, welcher sagt, daß **Aachen** vom Granus erbaut worden sey; weil aber dieser Granus niemals existirte, so braucht sichs kein langes Argumentiren, um zu beweisen, wie ungereimt es sey, einen solchen Satz zu behaupten. Das nemliche muß man von dem Apollo mit dem Beynamen Granus sagen, obgleich dieß die Meynung des Conradus Celtes ist.

Fumat aquis calidis, Granno Urbs ab Appolline dicta
Corpora quæ morbis tacta liquore lavant.

Diejenigen, welche glauben, daß Serenius Granus unter der Regierung des Kaisers Hadrianus **Aachen** bauen ließ, haben keine bessere Gründe für sich. Attila hatte diese Stadt zerstört; Carolus Magnus stellte sie wieder her. Dieser letztere Kaiser ließ darinn einen Pallast bauen, welchen die **Normänner** gegen das Jahr 881. zerstörten. Man liest über einer der Thüren folgende Verse:

CARO-

CAROLUS insignem reddens, hanc condidit
Urbem.
Quam liberavit post Romam constituendo,
Quod sit trans Alpes, hic semper Regia sedes,
Ut Caput urbs hanc quæque colat & Gallia
tota;
Gaudet Aquis - Granum præ cunctis munere
clarum,
Quæ prius imperii reges nunc laureat almi.

Jedermann weiß, daß der Frieden zwischen Frankreich und Spanien im Jahre 1668. zu **Aachen** geschlossen, und daß daselbst eilf Kirchenversammlungen gehalten worden sind.

Der Verfasser war kein Liebhaber von den Bädern; auch hat er sich nicht weitläuftig über diese Materie eingelassen, welche der Herr **von Barjoles** gründlich abgehandelt hat. Die Bäder, antworte er den Vertheidigern derselbigen, **sind wie die Reliquien; sie bekommen nur denjenigen wohl, die daran glauben, und mancher schreibt ihnen seine Genesung zu, der eher wieder gesund worden wäre, wenn er sich derselbigen nicht bedient hätte.**

Ich wagte es, ihm vorzustellen, daß ich in seinem Werke einige zu kindische Kleinigkeiten fände, daß er darinn Meldung von gewissen

Perso-

Personen thäte, welche nicht bekannt genug wären, um eine allgemeine Neugierde zu erregen, daß er zu oft von sich selbst spräche; er antwortete mir: dieß geschieht, weil ich mich besser als andere Leute kenne, und gern nur von demjenigen rede, was ich kenne. Hätten Sie lieber, daß ich von Ihnen gesprochen hätte? Geben Sie recht Acht auf alle die Kleinigkeiten, die Ihnen kindisch vorkommen, damit Sie sich nicht der Langenweile aussetzen, sie noch einmal zu lesen. Dieß ist mein Theil. Ist es nicht billig, daß auch etwas für mich in dem Werke stehe? sollte ich nur für andere Leute schreiben? Ich wette, es wird gewissen Personen nicht leid seyn, daß ich mich mit ihnen beschäftigt habe.

Der Verfasser hatte sich in die Staaten eines Regenten begeben, welcher Philosoph genug war, alle Menschen zu dulden und sich gegen alle Religionsgebräuche tolerant zu bezeigen. Man sagte ihm, daß in der Stadt, wo er sich niederließ, sieben Religionen bekannt wären. Die meinige nicht mitgerechnet, setzte er hinzu.

Man gab ihm zu verstehen, daß er vielleicht

für das Recht, da zu wohnen, eine Abgabe würde entrichten müssen. In diesem Falle, sagte er, werde ich abreisen, denn die Philosophie leidet schon Unrecht genug durch die Verfolgungen, die ihre Anhänger ausstehen müssen, ohne daß man noch nöthig habe, sie durch die Abfoderung eines Geldbeytrags zu entehren. Da er gar keinen Handel trieb, und da er in keiner Rücksicht fähig zu seyn schien, Neid zu erregen, so begehrte man nichts von ihm. Er lebte als sein eigener Herr, und genoß sein Daseyn mit Wonne; dieß war sein eigener Ausdruck; er kannte nichts, als sein Zimmer und das Feld. Er wollte sich keiner nach Regeln eingerichteten Lebensart unterwerfen; er aß allein und wenn er Hunger hatte. Diese Lebensart kam anfangs lächerlich vor; endlich gewöhnte man sich daran. Da er die Sprache des Landes nicht redete, war er nicht genöthigt, sich mit den Einwohnern in albernes Geschwätz einzulassen, und vielleicht war kein Sterblicher je mit so wenig Kosten glücklich. Wenn er des Schreibens müde war, erholte er sich durch das Lesen; er verursachte niemand Langeweile und niemand ihm. Zuweilen liebkosete er die Kinder; er hielt es sogar für eine Pflicht; dazu beyzutragen, sie gesellig zu machen. Weil ich keine

Kinder

Kinder habe zeugen wollen, sagte er, **so ist es billig, daß ich anderer Leute ihre ein wenig unterhalte; denn am Ende muß man doch zu etwas gut seyn.**

Das Glück, das er so sehr gesucht hatte, und dessen Morgendämmerung er erblickte, war von kurzer Dauer. Die Veränderung des Himmelsstriches, ein durch übertriebene Strapazen abgenutztes Temperament, das schmerzliche Andenken an eine grausame Begebenheit, die er sich nie aus dem Sinne schlagen konnte, und welche die Blühte seiner schönen Tage dahin welken ließ; alles schien zur Abkürzung seines Lebens beyzutragen. Er fühlte, ohne zu erschrecken, die Annäherung seines Todes. Er verweigerte alle Hülfe, welche man ihm anbot, weil sie ihm, nach seiner Meynung, nichts nützen könnte. Man bot ihm einen Arzt und einen Geistlichen an. **Ich habe seit zehn Jahren diese Herren nicht gesehen,** antwortete er, **ich glaube wohl, daß ich ohne sie werde sterben können.**

Schil-

Schilderung der Stadt Aachen.

I.

Ich liebe die Gesellschaft nicht sehr; die Gesellschaft liebt mich eben so wenig; also heben wir es gegen einander auf. Aber ich habe eben so, wie die Leute, welche die Gesellschaften besuchen, oft Langeweile. Um mich zu zerstreuen, muß ich schreiben. Was? Das, was ich sehe. Ich bin zu Aachen; also soll von Aachen die Rede seyn. Man wird mich kritisiren. Was liegt mir daran? Wenn man mich auch sogar loben würde, so würde ich mir ganz und gar nichts daraus machen. Mein Entschluß ist gefaßt.

Von Lüttich bis Aachen zählt man neun Stunden. Der Weg ist schön. Ich habe nur einen etwas beträchtlichen Ort gefunden, nemlich Herve. Diese kaum entstehende Stadt wird die Stadt Limburg zer=

nichten, so wie sich Carrouges (*) an die Stelle von Saint-Julien erhob. In allen Jahrhunderten sah man, wie die ältern Geschwister ihren jüngern weichen mußten. Zum Beweise dienet Esau, der seinem jüngern Bruder Jacob für eine Schüssel mit Linsen sein Recht der Erstgeburt verkaufte. Es ist doch eine garstige Sache um die Fresserey!

Als ich in Herve (oder Herfe) ankam, wurde gerade ein geistlicher Spaziergang vorgenommen. Ich sah viele junge Leute, eine tüchtige Kerze in der Hand haltend, in zwo Reihen gravitätisch einhermarschiren. Mitten unter ihnen befanden sich andere junge Leute, deren jeder, mit dem Hute auf dem Kopfe, eine Fahne trug. Ich hielt das alles für eine Bruderschaft. Je nu!

(*) Eine kleine Stadt im Herzogthume Savoyen, die nahe vor Genf, zwo Stunden von Saint-Julien (einem kleinen Marktflecken des nemlichen Herzogthums, woraus man niemals eine Stadt machen konnte) gebaut ist. Seit einigen Jahren hat Carrouges so sehr zugenommen, daß der König von Sardinien daselbst eine ziemlich schöne Kirche hat bauen lassen; es ist sogar die Frage davon gewesen, sie mit einem Capuzinerkloster zu bereichern. Dieses Städtchen ist schon der Sitz eines Intendanten und eines Stadtschultheissen. Hätte der König daselbst eine Universität stiften und das nach Anneci geflüchtete Domcapitel von Genf dahin übersetzen wollen, so würde Carrouges in kurzer Zeit eine sehr blühende Stadt geworden seyn.

nu! ich irrte mich. Es waren Schüler, die man auf diese Art gewöhnte, im Schritte zu gehen. Ich hätte gedacht, ein Wettlaufen würde sich für Kinder besser geschickt haben. Ich muß aber wohl Unrecht haben, weil es sich nicht so verhält. Ich fragte, was die Kreutze auf der Brust bedeuteten, womit die Fahnenträger geziert waren. Man sagte mir, es wären Geschenke, die Joseph II. dem Verdienstvollesten in jeder Classe gegeben hätte. Bey dem Namen des Kaisers überfiel mich eine Empfindung von Ehrfurcht und Liebe, und da ich mich diesem wonnevollen Gefühle ganz überließ, that ich keine Fragen mehr.

Das Collegium zu Herve ist ein Zeugniß der Wohlthätigkeit der glorwürdigen Maria Theresia, dieser unsterblichen Monarchinn, deren Andenken unvergeßlich bleiben, welche die entfernteste Nachwelt preisen, lieben, verehren und bewundern wird. Die mütterliche Sorgfalt dieser Regentinn erstreckte sich ohne Unterschied auf alle diejenigen, welche der Himmel ihrem Trone unterworfen hatte. Von Wien aus wachte Maria Theresia für Herve. Glückliche Einwohner dieser angenehmen Gegend, erhaltet auf ewig das schätzbare Andenken der manchfaltigen Güte dieser zärtlichen Mutter, die man den Königen, den Weibern, dem ganzen menschlichen Geschlechte zum Muster vorstellen kann.

Der Himmel, der euch ein so theures Haupt entriß,
Schenkte euch einen Vater, um eure Thränen abzutrocknen. (*)

Das Collegium zu Herve ist gut gebaut; die Oberaufsicht darüber ist dem Pfarrer anvertraut, und die Lehrstühle sind mit Priestern besetzt. Daraus schloß ich, daß dieses Institut dazu bestimmt wäre, Geistliche zu bilden. Denn wenn man Staatsbürger da bilden wollte, so müße man unstreitig andere Lehrmeister dazu nehmen. Die Professoren sind reichlich besoldet.

Es ist ein Buchdrucker in Herve, ich besuchte ihn. Ich fragte ihn, ob er glaubte, daß die Buchdruckerkunst in Holland oder in Deutschland erfunden worden sey. Er antwortete mir, daß Herve nicht von Holland abhienge, und daß er sein Patent von der Regierung zu Brüssel hätte. Er wollte mich sein Patent lesen lassen, aber ich bat ihn, mich mit dieser Lecture zu verschonen. Ich sah wohl, daß er es nicht war, der die Buchdruckerkunst erfunden hatte. Nachdem er mir allerhand über verschiedene hochachtungswürdige Schriftsteller in den Tag hinein vorgeplaudert und einige derselben bis unter das Nichts herabgesetzt hatte, ließ er sein Urtheil von der Fee Urgele bestätigen, welche bey der Unterredung zugegen war, und von

(*) Le ciel qui vous priva d'une tête si chère,
Pour essuyer vos pleurs vous fit présent d'un père.

von den Schriftstellern eben so höflich sprach, als der beredte Buchdrucker. Hierauf erzählte er mir, daß der Nachdruck des Matthäus Lansberg ihn einen Theil des Jahrs hindurch beschäftige, daß er die Programmen für das Collegium drucke und die Verordnungen Josephs II. herausgegeben habe. Ich kaufte ein Exemplar dieser schätzbaren Sammlung, welche so viele weise Vorschriften enthält und besser gedruckt zu werden verdient hätte. Ich begreife nicht, warum die Pfarrer nicht jeden Sonntag nach der Pfarrmesse eine dieser Verordnungen vorlesen, welche für ihre Pfarrkinder der weltliche Wegweiser seyn müssen, so wie das Evangelium ihr geistliches Gesetzbuch ist. Die Kenntniß der Willensverordnungen eines Beherrschers ist eben so wichtig, als jene der geistlichen Orakelsprüche. Beyde haben mit einander einen so wesentlichen Zusammenhang, daß die Ehrfurcht gegen die letztern zur allgemeinen Wohlfarth immer unzulänglich ist, so lang die erstern unbekannt bleiben. Jede Verordnung Seiner Majestät des Kaisers ist eine Predigt, die beredter, deutlicher, lehrreicher, fähiger, ein denkendes Wesen glücklich zu machen, ist, als alle jene kalten Commentare über das Evangelium, die oft ohne Nachdruck und Rührung vorgetragen und selten mit Vergnügen angehört werden.

O ihr Seelenhirten! ihr nützlichen Männer, die ihr die Würde euers Standes nicht immer genug kennet,

net, wie sehr erbaue ich mich, wenn ich euch alles ins Werk setzen sehe, um das Menschengeschlecht zu heiligen! Ihr öffnet den Himmel jedem, der euch höret. Nu dann! macht euch den Eindruck zu Nutze, den ihr auf die Gemüther wirket, um den Mensch glücklich zu machen. Sagt euern Schaafen, daß man Gott nie besser Gehorsam leistet, als wenn man die Gesetze des Regenten befolgt. Um sich nun nach diesen Gesetzen zu richten, muß man sie kennen. Wie viele Unglücklichen haben ihr Leben auf dem Blutgerüste geendigt, welche rechtschaffene Leute gewesen wären, wenn man sie eben so sorgfältig in ihren bürgerlichen Pflichten unterrichtet hätte, als man beeifert gewesen ist, ihnen von ihren geistlichen Obliegenheiten zu sprechen! Stürzt den Gottlosen, den Religionsverächter ꝛc. in die Hölle, aber versäumt dabey nicht, den Spitzbuben den Galgen zu zeigen. Zeigt ihnen den Galgen, ich wiederhole es euch. (*)

Herve

(*) Seitdem dieses geschrieben ward, ist die Verwaltung des Collegiums zu Herve, der Abtey Herzogenrode (Rolduc) anvertraut worden. Eine Verordnung Josephs II. vom September 1785. befiehlt den Pfarrern oder ihren Stellvertretern, die Verordnungen in der Kirche nach der Messe vorzulesen. Es wäre noch zu wünschen, daß man einen aus eben diesen Verordnungen ausgezogenen bürgerlichen Catechismus verfertigte, und ihn unter die Armen unentgeldlich austheilte; dadurch, daß sie rechtschaffene Leute würden, würden sie einen billigen Preiß dafür bezahlen.

Herve hat nur einen Pfarrer, welcher Herr Lis heißt; er ist ein gelehrter, einsichtsvoller und rechtschaffener Mann; sein Bruder versieht die Stelle eines Stadtschultheissen (Mayeur) als ein gerechter Mann.

Ein Kloster von Franziscanerinnen ist gewöhnlich der Zufluchtsort der Dürftigkeit. Dergleichen Schutzorte beweisen die fromme Leichtglaubigkeit unserer Voreltern; dergleichen Stiftungen ist man mehr Mitleiden als Ehrfurcht schuldig. Daß ich von den Franziscanerinnen zu Herve Meldung thue, geschieht deßwegen, weil ich ihre Kapelle schön gefunden habe. Es soll im Vorschlage seyn, das Kloster aufzuheben und die Kapelle zu einer Cathedralkirche zu erheben. Wenn dieses Gerücht nicht ungegründet ist, so wird die neue Cathedralkirche mit jener zu Albano in Vergleich gestellt werden können (*).

Was würden die Einwohner von Herve bey dieser Aufhebung verlieren? Die Gegenwart zweyer Franziscaner, welche die Ansicht über die Klostergemeinde haben. Dieser Verlust ist unbedeutend in Vergleich der

(*) Albano eine Stadt fünfzehn Meilen von Rom; ein Cardinal-Bischof führet den Titel davon. Die Cathedralkirche sieht einer Kapuzinerkirche ziemlich ähnlich. Der Pallast des Cardinals ist prächtig. So wahr ist es, daß die Menschen stets mehr an sich denken, als sie sich mit Gott beschäftigen.

der Vortheile, die ihr ein geistlicher Vater verschaffen würde. Die Zeit allein kann uns lehren, was wir von dem allem glauben sollen.

Ich habe die Einwohner ziemlich höflich, das weibliche Geschlecht sehr schön, und die Spaziergänge überaus angenehm gefunden. Es war eine Besatzung da, die gute Mannszucht hatte. Ich habe nicht bemerkt, daß die Lebensmittel hier theurer wären, als an andern Orten.

II.

Batisse ist ein kleines Dörfchen nicht weit von Herve, davon es im Geistlichen einen Theil ausmacht; die Municipalregierung ist nicht die nemliche. Eine Kapelle, wo alle Sonntage Messe gelesen wird, das Gemeindhaus und die Post sind die drey Gebäude, die, meines Erachtens, die meiste Aufmerksamkeit verdienten. Wenn man von Batisse nach Aachen geht, so muß man der Chaussee folgen; wenn man nach Verviers will, so muß man den ersten Weg rechter Hand nehmen.

Ich nahm in dem zweyten Hause rechter Hand, nachdem ich am ersten Schlagbaume vorbey war, einige Erfrischungen zu mir; ich war mit der Höflichkeit eines jungen und artigen Weibchens, so ich für die Hauswirthinn hielt, sehr zufrieden.

Bel-oeil ist das schönste Wirthshaus, das ich jemals auf irgend einer Landstrasse gefunden habe; die Schönheit des Gebäudes, der Ueberfluß an Vorrath, die Leutseligkeit des Wirths, alles kam mir wunderbar vor. Ich habe in diesem Hause zu Mittag gespeiset, und bin für einen billigen Preiß überaus gut bewirthet worden. Wenn man mir für mein Mittagessen drey Livres gefordert hätte, so würde ich das Geld gern gegeben haben. Ich bezahlte zwanzig Sols ohne den Wein. Ich habe keine Frau gesehen, aber ich vermuthe, daß ein so höflicher Mann, wie der Wirth war, eine hat. Die Hagestolzen, oder die sich dafür ausgeben, sind immer harte und grobe Leute. Das Weib macht den Mann höflich.

Mit Vergnügen erinnere ich mich, daß der Wirth zu Bel-oeil mir Gesellschaft leistete, solang ich zu Mittag speisete; er hat mich ohne Niederträchtigkeit bedient, und ohne Vertraulichkeit mit mir gesprochen. In diesem Stücke war er von den meisten Gastwirthen unterschieden, die öfters unter dem Vorwande der Freundschaft anfangen, sich mit dem Fremden in gleiche Classe zu setzen.

> **Gegen einen Unbekannten bezeige dich behutsam,**
> **Mancher scheint deines Gleichen zu seyn, der als dein Herr gebohren ward;**

Je weniger er sich zu erkennen geben will,
Desto mehr Ehrfurcht bist du ihm schuldig (*).

Die Unterredung hatte hauptsächlich den **Churfürsten** von Cölln zum Gegenstande. Mein Wirth sagte mir, daß er die Ehre gehabt hätte, diesen Regent zu beherbergen, dessen überaus grosse Leutseligkeit er mir anrühmte, indem er mir sagte, mit welcher herablassenden Huld ihm dieser Fürst begegnet wäre. Was hilft es, groß zu seyn, wenn man nicht geliebt wird?

Willst du geliebt werden, so lerne liebenswürdig seyn (**).

Das sollte man nicht vor solchen Fürsten sagen, welche nur gefürchtet werden wollen. Vor diesen sage ich es auch nicht. Freundschaft, Leutseligkeit, scheinen ihnen barbarische Ausdrücke zu seyn. So dachte der wohlthätige Prinz **Carl von Lothringen** nicht. Mit welchem Vergnügen stelle ich mir jene junge Bäuerinn wieder vor, die sich gerade zu vor Seiner Königl. Hoheit hinstellte, und dem Prinzen ein Körbchen darbot, worinn ein Kuchen, eine Flasche Wein, Eyer nnd Blumen lagen! Was sagte sie zu ihm?

(*) Avec un inconnu montrez-vous circonspect.
Tel paroît Votre égal qui naquit Votre maître
Moins il veut se faire connoître,
Plus vous lui devez de respect.

(**) Voulez-vous être aimé? sachez-vous rendre aimable.

ihm? Guten Tag, mein lieber Prinz Carl; meine Mutter läßt Euch schönstens grüssen, und dieß schickt sie Euch auf Euer Fest. Man mußte der Prinz selbst seyn, an welchen dieses nachdrückliche Compliment gerichtet war, um den Werth desselben zu fühlen. Man mußte den Prinz Carl wahrhaft lieben, um einen solchen Schritt zu thun. Ach! wer hätte ihn nicht geliebt (*)?

Carl machte die Macht eines Regenten verehrungswürdig,
Und war der Wohlthäter des ganzen menschlichen Geschlechtes (**).

Wenn man von Bel-oeil weiter kömmt, so findet man selten jemand, der die französische Sprache versteht. Es fehlt unterwegs nicht an Plätzen zum Einkehren, aber die Schwierigkeit, sich zu verstehen zu geben, wenn man nicht Deutsch spricht, macht, daß man sich meistens nicht ohne Noth aufhält.

Etwa eine Stunde weit von Aachen hört die Chaussee

(*) Man kann die Geschichte läugnen; nichtsdestoweniger aber werde ich sagen, daß ich den Vorfall selbst gesehen habe. Meine Erzählung desselben kann man weder der Dankbarkeit, noch der Schmeicheley zuschreiben. Der Prinz Carl ist todt, und ich habe niemals Antheil an seinen Wohlthaten gehabt.

(**) CHARLES fit adorer le pouvoir ſouverain,
Et fut le bienfaiteur de tout le genre humain.

Chaussee auf. Man kömmt tief in einen Wald hinein, der den Spitzbuben zum Aufenthalte sehr dienlich ist. Der enge, gebirgigte, folglich für das Fuhrwerk nicht wohl brauchbare Weg läßt den Reisenden das Vergnügen theuer bezahlen, welches er endlich empfindet, wenn er bey dem Ausgange aus diesem Labyrinthe die Kaiserliche Stadt erblickt, wohin ihn seine Schritte führen.

III.

Aachen, welches die Franzosen Aix-la-Chapelle nennen, stund schon, ehe Carl der Grosse (*) daran gedacht hatte, seine Residenz daselbst zu errichten; sein Namen bezeugt es. Wenn Carl der Erbauer der Stadt gewesen wäre, so würde man ihr ohne Zweifel den Namen Carl-Stadt gegeben haben; wir wollen also nur glauben, daß Carl sie vergrössert und verschönert habe (**).

Der

(*) Viele Franzosen sprechen von Charles-Magne, ohne zu wissen, daß dieser Namen von Carolus Magnus herkömmt, welches Carl der Grosse bedeutet. Charles-Magne ist eigentlich nur Carolus Magnus französirt. Der süsse Klang dieses Namens verursachte vielleicht, daß er angenommen ward. Indessen sagt man doch nicht Henri-Magne noch Louis-Magne. Der Gebrauch beherrscht die ganze Welt.

(**) Es ist gewiß, daß er der zweyte Stifter derselben war, und es ist erwiesen, daß Aachen lange vor Carls des Grossen Zeiten stund.

Der Eingang in Aachen ist ganz traurig; sobald man aber in der Stadt ist, so wird man vollkommen dafür schadlos gehalten. Die Strassen sind insgemein ziemlich schön. Ein neuerer Schriftsteller, der sich die Mühe gegeben hat, sie zu zählen, sagt, ihre Zahl belaufe sich auf siebenzig. Das Pflaster ist klein und ermüdend.

Man kann Aachen unter zweyerley Gesichtspunkte betrachten, als alte und als neue Stadt. Unter dem erstern Anblicke ist sie nicht sehr beträchtlich; unter dem letztern ist sie überaus groß; aber ihre Bevölkerung kömmt mit ihrem weiten Umfange gar nicht überein.

Ehe Carl der Grosse das Dorf Aachen mit prächtigen Gebäuden geziert hatte, mußte der Theil der Stadt, den man heut zu Tage die alte betitelt, höchstens ein kleiner Weiler seyn. Die schönsten Städte waren in ihrem Anfange sehr gering.

Rom, dessen Palläste unsere Blicke auf sich ziehen,
Hatte seine Entstehung Räubern zu verdanken,
Der Raub erzeugte seine Macht,
Und das Schicksal setzte darauf den Tron der Căsars (*).

Diejenigen,

(*) Rome dont les palais attirent nos regards,
A des brigands dut sa naissance.
La rapine fit sa puissance,
Et le sort y plaça le thrône des Césars,

Diejenigen, welche sich von der vorzüglichen Neigung Carls für Aachen einen Begriff machen wollen, können davon nach folgender Aufschrift urtheilen, die er über eines der Thore seines Pallastes setzen lilß:

Hic sedes regni trans Alpes habeatur, caput omnium civitatum & provinciarum galliæ.

Ein Autor, der über Aachen geschrieben hat, hat diese Aufschrift also übersetzt;

„Hier sey der Sitz des Reiches jenseits der Alpen, „die Hauptstadt aller Städte und Provinzen Galliens."

Ohne den Uebersetzer tadeln zu wollen, glaube ich doch sagen zu können, daß trans in diesem Falle dißseits bedeuten müsse. Carl foderte nicht, daß Aachen den Vorzug vor Rom haben sollte. Die Römer sind in Beziehung auf uns Ultramontaner; in Rücksicht ihrer können wir den nemlichen Titel verdienen. Aachen wurde nur die Hauptstadt des Reichs dißseits der Alpen, und dieß war schon viel. Uebrigens ist die lateinische Aufschrift lang, wortreich und sehr schwer, buchstäblich zu übersetzen. Die fünf ersten Worte wären genug gewesen (*).

Die

(*) Wenn es uns in diesem Falle erlaubt wäre, unsere Meynung zu sagen, so würden wir den Anfang dieser Aufschrift also übersetzen: Diese Stadt soll auch jenseits der Alpen angesehen werden, als u. s. w. Vermuthlich

Die Mauern, die Gräben, die Thore der alten Stadt setzen den Beobachter in den Fall, zu urtheilen, wie weit die neue den Bezirk von Aachen vergrössert hat. Man kann die erstere mit der Santa Casa (*) und die zweyte mit der Cathedralkirche zu Loretto vergleichen, welche dieses kleine Gebäude umgiebt. Aachen stellt also dem Reisenden den ziemlich seltenen Anblick zwoer unterschiedenen Städte dar, deren eine die andere enthält. Die Tochter ist grösser, als die Mutter.

Ich

Vermuthlich gab Carl der Grosse Aachen den Vorzug vor Rom, weil dieser Kaiser in seiner pragmatischen Sanction verordnet, daß seine Nachfolger, nachdem sie zu Aachen gekrönt worden sind, ihre Macht und Gewalt ohne das mindeste Hinderniß in Rom ausüben sollen.

(*) Dieß ist der Namen einer Kapelle, von welcher man sagt, daß sie das Haus der heiligen Jungfrau gewesen sey. Turselin erzählt, daß die Engel dieses Gebäude von Nazareth nach Dalmatien, von Dalmatien nach Ricanati, von Ricanati nach Loretto transportirten, wo es noch steht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es lange da bleiben wird; die Kirche, welche man rings herum gebaut hat, macht, daß die Forttragung desselben nicht sehr leicht wird. Uebrigens ist der Hang zu Versetzungen von einem Orte zum andern vergangen. Santa Casa heißt heiliges Haus. Loretto liegt fünfzehn Meilen von Ancona am Ufer des Meeres.

Ich habe niemals erfahren können, warum man die Thore der alten Stadt stehen läßt, deren zehn sind. Dergleichen Denkmäler scheinen unnütz zu seyn und schränken die Aussicht auf eine unangenehme Art ein. Die Mauern bieten Materialien dar, um die Mauern der neuern Stadt auszubessern, und auf dem Platze der Gräben, die man mit wenig Kosten ausfüllen könnte, Häuser anzulegen. Diese Strecke, die nichts einträgt, könnte zur Vermehrung der Einkünfte der Republik dienen. Wenn man keine Häuser darauf bauen will, was hindert, Bäume darauf zu pflanzen.

IV.

Karl der Grosse zeigte seinen Eifer für die Geistlichkeit durch die schöne Kirche, die er zu Aachen banen ließ. Wenn man in der pragmatischen Sanction dieses Kaisers die prunkvolle Lobeserhebung dieses überaus grossen Gebäudes ließt, welches, seiner Meynung nach, in Betreff der Baukunst, alle geistlichen Gebäude übertraf, so wird man ein wenig böse darüber, daß die Zeit dieses Meisterstück nicht verschont hat. Von diesem im Jahre 796. errichteten Tempel ist nur noch ein sehr kleiner Theil übrig, an welchem die Baukunst nicht allgemein bewundert werden wird. Der Ort, wo die Domherren ihren Gottesdienst verrichteten und den man insgemein das Chor nennt, verdient alle Aufmerksamkeit, wegen

seiner Höhe sowohl als wegen seiner Breite. Dieser Platz ist mit Anstand ausgeziert; Reinlichkeit herrscht darinn; jeder fromme Mensch fühlt sich, wenn er hineinkömmt, von einer tiefen Ehrfurcht gegen den Gott, dem man hier dienet, durchdrungen. Mitten im Chore steht das Grabmaal des Kaisers Otto (*).

Was das sogenannte Schiff betrifft, so ist es eine Kuppel, deren Gewölbe von acht Pfeilern unterstützt wird. Karl der Grosse soll, wie man sagt,

(*) Sanction kömmt vom lateinischen Worte Sancio her, welches soviel heißt, als: ich verordne. Eine Sanction ist eine Verordnung. Diejenige, von welcher der Verfasser hier spricht, hat kein Merkmaal einer Glaubwürdigkeit. Sie ist ohne Datum und ohne Unterschrift. Wahrscheinlicherweise wurde sie von den Mönchen fabricirt, und Karl der Grosse würde nicht alles das alberne Zeug geschrieben haben, so man darinn findet. Herr von Barjole hat nicht nur diese lange Urkunde in seinen Briefen eingerückt, sondern er hat sich auch die Mühe gegeben, eine Uebersetzung davon zu liefern. Dieser Diensteifer muß dem Capitel überaus wohl gefallen haben, welches ohne Zweifel dem Uebersetzer eine Belohnung geschickt haben wird. Wir weisen alle diejenigen, welche neugierig sind, dieses merkwürdige Stück zu lesen, an den Herrn von Barjole. Es wäre nicht billig, daß wir uns die Frucht des Schweisses und der Nachtwachen dieses Schriftstellers zueigneten.

sagt, unter der in der Mitte dieser traurigen Kuppel hangenden Krone begraben liegen. Diese Krone, welche unbeschreiblich viel Geld gekostet hat, wird für die Erfüllung eines der heiligen Jungfrau von Friedrich I. gethanen Gelübdes gehalten. Aus welchem Metalle sie auch immer verfertigt seyn mag, so hätte es auf eine nützlichere Art angewandt werden können. Was helfen der Himmelsköniginn unnütze Geschenke? Ein einem Armen geschenktes Kleid würde der Mutter Gottes angenehmer seyn, als zehntausend Kronen. Die Geschenke, welche die Erde dem Himmel giebt, haben eine lächerliche Eitelkeit und keine wahre Liebe gegen die Gottheit zum Bewegungsgrunde. O Mensch! willst du Gott ehren? erleichtere das Schicksal deiner Brüder (*).

Karl der Grosse war, wie man weiß, Sohn des Pipin und hielt den Kaiserlichen und den

(*) Der von Natur sehr leichtglaubige Pöbel zu Aachen bildet sich ein, daß diese Krone von Gold sey. Die Domherren lachen über diese Dummheit, aber sie hüten sich sehr davor, dem Pöbel seinen Irrthum zu benehmen; die Ehrfurcht, die man ihnen bezeugt, hängt von dem Begriffe ab, den man sich von ihren Reichthümern macht. Der Pöbel ist immer geneigt, diejenigen zu verehren, die ihn aushüngern; aber was für eine grosse Ehre soll man sich denn aus dem Respect eines verhungerten Völkleins machen? Die Geistlichen allein können stolz darauf seyn.

den Französischen Scepter in der nemlichen Hand. Man muß gestehen, daß er, in Rücksicht seines Jahrhunderts, grosse Dinge gethan hat; er ist der Patron von Aachen.

Unter der Regierung Friedrichs I. wurde Karl der Grosse heilig gesprochen. Ein witziger Schriftsteller hielt das jährliche Seelenamt, welches zu M.tz (in der Abtey S. Arnould) gehalten wird, für einen Widerspruch. Dieser Autor hat sich mit einem Wortspiel abgegeben. Es ist richtig, daß der heilige Karl der Grosse nicht mehr nöthig hat, daß man für ihn bete; aber man muß allemal viel dabey gewinnen, wenn man sich mit seinem Gebet an ihn wendet. In diesem letztern Verstande muß man das jährliche Seelenamt nehmen, welches die Benedictiner zu Metz halten, und welches der Herr von Saint-Foix unrechterweise lächerlich zu machen gesucht hat. Es giebt wenig witzige Köpfe, die nicht das leichte Mittel, lächerlich zu machen, misbrauchen. Leichtglaubige Leute, die ein geistliches Gewäsche verführt, denken nicht, daß ihr Orakel meistens ihrer spottet (*).

Jeder

(*) Dem Verfasser stund es allerdings frey, Karl den Grossen für einen Heiligen zu halten und sich deßfalls auf die Entscheidung der Kirche von Aachen zu berufen, welche dessen Fest jährlich feyert. Aber diese-

Jeder Mensch, der der Ehre der Heiligsprechung würdig erachtet worden ist, ist gegen die Kritik geschützt; wie viel mehr ein für einen Heiligen erklärter König. Auch will ich die Lebensgeschichte Karls des Grossen nicht kritisch untersuchen, dessen Andenken ich nicht nur als eines Seligen, sondern auch als eines Kaisers unendlich verehre. Zu unsern Zeiten würde man einen Monarch, der ein Haarhemd zum Bußkleide (Cilicium) trägt, nicht sehr bewundern. Die Götter der Erde behalten immer etwas von den Schwachheiten der Menschheit an sich. Man behauptet, Karl der Grosse habe eine goldene Pilgertasche gehabt, die er trug, als er nach Rom wallfahrten gieng. ... Der Philosoph Joseph II. hat sich in der Hauptstadt der Christlichen Welt an-

ders

diejenigen, welche wissen, daß der Gegenpabst Paschalis III. für Karl den Grossen an das Thor des Himmels klopfte, haben das Recht zu zweifeln, ob der heilige Petrus aufgemacht habe. Im Grunde liegt wenig daran, ob die Heiligsprechung dieses Kaisers ächt und gesetzmäßig gewesen ist. Es würde eine üble Laune verrathen, wenn man sein Fest an solchen Orten einstellen wollte, wo man es zu feyern gewohnt ist. Und übrigens, was ist daran gelegen? Ein Heiliger mehr oder ein Heiliger weniger, das hat nichts zu bedeuten. Sollte Karl der Grosse auch kein Heiliger seyn, Heinrich IV. ist es eben so wenig. Nein; aber hingegen wird es Herr Labre bald seyn; wenigstens ist es ihm versprochen.

ders gezeigt, als unter dem Titel eines Pilgers. Andere Zeiten, andere Sitten (*).

Obgleich Karl der Grosse seine Neigung zu geistlichen Ceremonien ein wenig zu weit getrieben hat; obgleich die Reliquiensucht nicht immer das Zeichen eines ruhmwürdigen Fürsten ist; obgleich die unermeßlichen Summen, die zur Pracht des Gottesdienstes gewidmet wurden, viel wirksamer zur Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes hätten angewandt werden können, so halte ich nichtsdestoweniger Karl den Grossen für einen grossen Mann; ich würde ihn zwar nicht als ein Muster anführen, aber ich werde immer sagen, daß er, für sein Jahrhundert, ein bewundernswürdiger Mann war. Aaron = Raschild hegte die größte Verehrung gegen ihn, und diese Gesinnung, womit er nicht verschwenderisch war, macht Karl dem Grossen mehr Ehre, als die Devotion mancher Leute.

Ich kenne in dem achtzehnten Jahrhundert niemand, welcher (die Regentenwürde ausgenommen) mehr verdiente, mit Karl dem Grossen vergli-

chen

(*) Was den Punct von der goldenen Pilgertasche bebetrifft, so wird solches von dem Herrn von Barjole erzählt. Man ist nicht verbunden, es zu glauben. O! indessen steht es denenjenigen frey, die da glauben wollen.

chen zu werden, als der Marquis von Brunoi. Beide waren Liebhaber von geistlichen Spektakeln; beide haben Kirchen bauen lassen, und solche mit Stiftungen und prächtigen Ornamenten geziert; beide sind von Geistlichen pralerisch herausgestrichen worden. Dieses haben sie mit einander gemein gehabt. Was für einen Unterschied bemerkt man unter diesen beiden Personen? Karl der Grosse der zu seinen Lebzeiten verehrt wurde, ist nach seinem Tode ein Heiliger geworden. Brunoi hat sich zu Grunde gerichtet, ist für einen Thoren von der kleinen Classe gehalten und sogar von den Pfaffen, die ihn ausgeplündert hatten, verachtet worden.

Nicht jedermann hat das Recht, zum Tempel des Ruhms auf dem nemlichen Wege zu gelangen. Was man an einem Grossen bewundert, wird an einem Kleinen lächerlich. Die Nachahmer machen selten ihr Glück; zum Beyspiele dient Pilatre du Rosier, den jederman bedauert, ausgenommen ich.

Brunoi war reich genug, um Menschen glücklich zu machen; er erwarb sich lieber Undankbare. Eine gute Erziehung würde ihn zu einem menschenfreundlichen Herren, zu einem zärtlichen Gatten, wachsamen Vater u. s. w. gebildet haben. Er ist nichts von allem dem gewesen. Sobald eine Mutter aus ihrem Sohne einen Abgott macht, so giebt es ein verdorben Kind.

O ihr

O ihr Weiber! wie lange muß man es euch wiederholen? Beschäftiget euch mit Nähen, stricket Strümpfe, sticket u. s. w. Das Erziehungsgeschäft ist euer Fach nicht. Wie rührend seyd ihr, wenn ihr das Pfand einer rechtmäßigen Liebe unter euerm Herzen traget! Wie entzücket ihr mich, wenn ihr diese Frucht einer zärtlichen Verbindung an eurer Brust tränket! . . . . Ha! wie ärgert ihr mich, wenn ihr durch Verstand und Witz glänzen wollet. Weiber! schwatzet kein albernes Zeug!

Pilatre war als ein Mensch gebohren; warum blieb er nicht ein Mensch? Wenn Gott gewollt hätte, daß er ein Vogel seyn sollte, so würde ihn Gott als einen solchen erschaffen haben. Was wollte er in der Luft suchen? Ein Ordensband? Diese giebt es nicht für jederman. Er fand den Tod, und er verdiente ihn. Die Journalisten, die ihn so sehr gerühmt, die Dichter, die ihn so feyerlich besungen haben, werden ihn nicht von den Todten auferwecken. Ich zweifle, daß ihm die Vögel jemals eine Stelle unter ihren Helden anweisen werden. . .

Ihr Herren Luftschiffer, ihr seyd recht grosse Leute; ich habe euch von ganzem Herzen gern, aber nur von weitem. Ich hätte euch viel lieber, wenn ihr ein gutes Mittel ausfindig machen könntet, das Betteln auszurotten. Die Nacheiferungsgesellschaft zu Lüttich hat großmüthig einen Preis von acht Louisd'or für

denjenigen, wer es auch sey, ausgesetzt, der das Land nur von den Bettlern (bribeurs), die es verheeren, säubern könnte. Eine so schöne Belohnung hat Meisterstücke veranlaßt,

Welche das Butterweib und der Gewürzkrämer
Sehr wohl zu schätzen wissen (*).

Man hat diese starke Summe einem Schriftsteller zugesprochen, welcher sich dazu erklärte, daß in dem Falle, wenn er für den stärksten in Erfindung der Mittel gehalten würde, er, statt aller Belohnung, mit dem Beyfall dieser Herren zufrieden seyn wollte. Diese, der goldenen Zeiten Roms und Athens würdige Uneigennützigkeit hat alle die Wirkung gehabt, die sich derjenige, welcher sie hegte, natürlicherweise versprechen mußte.

Die Akademie hat erklärt,
Daß derjenige, der für den ganzen Kram
Nur ihren Beyfall begehrte,
Den Vorzug verdiente (**).

Welch ein schönes Verfahren! welche schöne Entscheidung! wie das alles mit einem so scharfsichtigen Blicke

(*) Que la beurière & l'épicier
Savent très bien apprétier.

(**) L'académie a déclaré
Que celui, qui pour tout potage,
Ne reclamoit que son suffrage,
Méritoit d'être préféré.

Blicke übersehen ist. Die Gesellschaft bekam ein Project für nichts und wieder nichts; und der Verfasser erhielt Beyfall auch für nichts und wieder nichts. Vivat das Nichts und wieder Nichts (*)!

Ich zweifle nicht daran, meine Herren, daß der Verfasser, welcher den Vorzug erhielt, sichere Mittel angegeben habe; aber gewiß sind es keine schleunige Mittel. Die Herren Ritter des Bettelordens (Chevaliers

(*) Das Project, das Betteln im Lütticher Lande zu vertilgen, mußte so lächerlich scheinen, als das Honorarium verächtlich und abschreckend war. Ein Mann von Genie giebt sich nicht mit Hirngespinnsten ab. Wenn er Projecten macht, so theilt er sie einem Joseph II. einem Ludwig XVI. einem Friedrich, einer Catharina II. mit. Solche Regenten überlegen eine Sache reiflich und wissen alles nach seinem Werthe zu schätzen. Nichts von allem dem, was der Nacheiferungsgesellschaft dargebracht wurde, war den geringen Preis werth, den sie anzubieten sich nicht schämte. Wird sich wohl ein Schriftsteller, der Ehre im Leibe hat, der Kritik der Commissarien der Societät aussetzen? Man fragt nur solche Leute um Rath, denen man Licht zutrauet. Die Sonne der Gesellschaft hat noch nicht geschienen. Uebrigens welchen Einfluß hat diese moderne Congregation in die Staatsgeschäften? Hat ihr die Regierung die Sorge für die Bettelleute aufgetragen? Man muß es gestehen, die Staatsverwaltung würde in guten Händen seyn.

valiers de la Bribe) sind, gegen die Wünsche der Nacheiferungsgesellschaft, die selbst übrigens nicht eben allzuwohlhabend ist (*), noch immer Oberlehensherren der Strassen zu Lüttich, so wie aller Heerstrassen im Lande. Könnten Sie nicht in der Region der Wolken, die Sie so leicht durchstreichen und besonders sich nicht übel bey der Reiserechnung befinden, irgend einen ehrbaren Platz finden, wo man alle diese Bettel-Herren, welche die Strassen und die Gäßchen der Hauptstadt, auf eine so traurige Art auszieren, hin transferiren könnte? Diese Entdeckung würde Ihnen, meine Herren, viel Ehre machen und der Nation einen wichtigen Dienst leisten. Da die Nacheiferungsgesellschaft noch acht Louisd'or in Cassa hat, so können Sie auf eine der Nutzbarkeit Ihrer Arbeiten angemessene Belohnung

(*) Die Nacheiferungsgesellschaft in Lüttich belästiget jedes ihrer Mitglieder mit einer jährlichen Auflage von zwanzig Gulden, um die Kosten der Communität zu bestreiten. Ein Louisd'or ist der Schlüssel, welcher das Thor zu dieser Akademie öffnet, worinn man Mitglieder findet, dergleichen die Französische Akademie niemals gehabt hat. Ich verweise die Neugierigen auf den Kalender dieser Gesellschaft, in welchem jedes Mitglied für seinen Louisd'or figurirt. Ich schäme mich für die Republik der Gelehrten, in dieser Bruderschaft verehrungswürdige Namen zu finden, deren Ehre eine solche Association auf eine unerhörte Art aufs Spiel setzt.

nung zählen. Die Gesellschaft ist zwar nicht reich, aber großmüthig und freygebig.

V.

Ich komme nun zur Kirche in Aachen zurück, von welcher mich die Luftschiffahrt ein wenig entfernt hatte. Kein glaubwürdiger Autor hat von der vorgeblichen Auferstehung der Heiligen Monulph und Gandulph gesprochen, welche der Marquis d'Argens wieder aufgewärmt, und der Verfasser des Papageyen von Spa wieder hat kalt werden lassen. Ich finde nur bey dem Herrn Cauchois, der es selbst bey einem fabelhaften Schriftsteller gefunden hat, daß Karl der Grosse zur Einweihung seiner Kapelle so viele Bischöffe foderte, als Tage im Jahre sind. Solche Erfindungen belustigten, wie man sagt, unsere Voreltern; wir wollen ihnen ihr Spielwerk nicht nehmen; heute zu Tage gefallen dergleichen Mährchen nur noch gewissen Lakayen und Dorfmädchen.

Es ist wahrscheinlich, daß Leo III. auf die Bitte des Kaisers, in Begleitung verschiedener Cardinäle von Rom, vieler Bischöffe und Aebte die Kirche zu Aachen einweihete. Es ist möglich, daß alle diese zusammenvereinten geistlichen Würden die Zahl von 366. ausmachten. Aber ich halte es für sehr unwahrscheinlich, daß alle Cardinäle aus Rom sich bey dieser Ceremonie eingefunden haben, obgleich Karl der Grosse in

seiner pragmatischen Sanction, nachdem er vom Pabste geredet hat, sagt: accivi etiam cum illo Romanos Cardinales. Sollte denn wohl kein einziger Cardinal zu Rom geblieben seyn? Wenn einer da bleiben konnte, warum sollten nicht zween, drey ꝛc. da geblieben seyn? Ich vermuthe, daß die Cardinäle, von welchen hier Meldung geschieht, diejenigen gewesen sind, welche gemeiniglich den Pabst auf seinen Reisen zu begleiten pflegen, wie solches noch geschah, als Pius VI. für gut befand, sich in Wien zu zeigen. Das heilige Collegium bleibt niemals ganz zusammen von Hause weg (*).

Es war Karl dem Grossen sehr lieb, die vornehmsten Personen aus seinen Staaten, eine zahlreiche Menge angesehener Geistlichen ungerechnet, in diesem Tempel zu versammeln. Er schrieb also nach Italien, nach Deutschland, nach Frankreich, nach Bayern u. s. w. und auf seinen Befehl sah man die Herzoge, die Marggrafen, die Grafen ꝛc. aus allen diesen Ländern herbeyeilen. Die Wirthe werden gewiß nicht misvergnügt über diese Zusammenberufung gewesen

(*) Es könnte sogar möglich seyn, daß diese ganze Geschichte von der Einweihung der Kirche zu Aachen nur eine vor Spaß erdichtete Fabel wäre, wie jene von der Kirche Unserer Lieben Frau der Eremiten. Ey! da das Volk die Fabeln so gern hat, warum sollte man es nicht damit bedienen? Sie werden ja nicht unentgeldlich fabricirt.

sen seyn; und allem Ansehen nach waren, solang diese Gesellschaft sich in Aachen aufhielt, die Logis daselbst sehr theuer. Die pragmatische Sanction meldet nicht, wie lang dieser Aufenthalt gedaurt habe, und sagt auch nicht, ob der Pabst in dem Kaiserlichen Pallaste wohnte (*).

Die Kirche zu Aachen wurde anfangs von Ordensgeistlichen versehen; gegenwärtig wird sie es von Domherren. Ein neuerer Schriftsteller hat die Anmerkung gemacht, daß das Wort monasterium, so in die pragmatische Sanction eingerückt worden ist, nicht beweise, daß dieser Tempel den Klostergeistlichen des Benedictiner-Ordens zugehört habe; der Beweis, den er deßwegen anführt, ist, daß dieser Titel ohne Unterschied sowohl den Häusern der Ordensgeistlichen, als denjenigen, in welchen die Canonici und die Clerici beysammen lebten, beygelegt wurde. Was mich betrifft, so glaube ich, daß der Titel monasterium eine Klostergemeinde bedeutete, und daß die Häuser, in welchen die Clerici gemeinschaftlich wohnen, presbyterium

(*) Warum geschah diese kostspielige Zusammenberufung? Um eine Kirche einzuweihen. Wenn das factum erwiesen wäre, so würde man wenige Heilige finden, die ihr Einlaßbillet in den Himmel besser bezahlt hätten. Man kann nicht wohl einsehen, wie alle diese vielen Leute sich in dem kleinen Marktflecken Aachen mögen einquartirt haben. Vermuthlich gieng die Gesellschaft paarweise zu Bette.

byterium hiessen. In diesem allem will ich weder widersprechen, noch bejahen.

Friedrich I. in seiner pragmatischen Sanction, da er von den Mitgliedern der Kirche zu Aachen, welche um die Bestätigung des von Karl dem Grossen verwilligten Privilegs anhielten, redet, nennet sie die Brüder dieser Kirche, fratres ejusdem ecclesiæ. Dieß sind seine Worte. Es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser in einem Jahrhundert, da die Geistlichkeit im höchsten Ansehen stund, Domherren nicht mit dem Titel Brüder benannt haben würde. Es mußten also wohl Klostergeistliche, aus welchem Orden es auch seyn mochte, gewesen seyn, welche die Verrichtungen der Capläne in Aachen versahen.

Wenn aber die Collegialkirche zu Aachen ehedessen von Mönchen versehen wurde, so muß man gestehen, daß ihr heute zu Tage nicht das mindeste Merkmal von ihrem vorigen Zustande mehr übrig bleibt. Das aus zwey und dreyßig Domherren bestehende Kapitel hat zu Dignitarien (die eine Würde im Kapitel begleiten) einen Probst, einen Dechant und einen Sänger. Man sagt, der Auxiliar-Clerus bestehe aus fünfzig Personen. Die Domherren tragen im Chore die Violetfarbe und sind mit einem achtspitzigen Kreutze gezieret, welches die meisten am Knopfloche tragen (*).

Es

(*) Dieses Kreutz ist von Gold und oben darüber eine Regentenkrone; das Band hat verschiedene Farben.

Joseph

Es kömmt mir sonderbar vor, daß Karl der Grosse seine Kapelle nicht zu einem Bischöfflichen Stuhle erhoben hat. Die Stadt Aachen steht unter der geistlichen Gerichtsbarkeit des Bischofs von Lüttich; einer ihrer schönsten Vorzüge ist, daß sie der zur Krönung der Kaiser bestimmte Ort ist. Es bleibt ihr aber weiter nichts mehr davon übrig, als nur noch das Andenken und das Privilegium, bey jeder Krönung zu protestiren. Die Kirche zu Aachen scheint mir in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befindet, zu dieser feyerlichen Ceremonie zu klein zu seyn, welche zum erstenmale zu Frankfurt im Jahre 1564. geschah und daselbst unaufhörlich bis auf den heutigen Tag verrichtet wurde. Indessen scheint es, man mache der Stadt Aachen Gerechtsame nicht offenbar streitig, deren verlorenen Besitz sie ewig bedauert, und deren Genuß wieder zu erhalten, sie schwerlich hoffen darf. Ihre Deputirten finden sich bey der Krönung des Kaisers ein, und werden dabey mit aller Hochachtung behandelt. Das Kapitel schickt auch Repräsentanten dahin, welche verschiedene Ornamenten bringen, die für wesentlich

Joseph II. ist so gütig gewesen und hat der Leibwache Karls des Grossen dieses Ehrenzeichen verwilligt. Dieß ist die einzige Ursache, warum wir uns nicht unterstehen, die mindeste Anmerkung über diese Insignie zu machen, welche, da sie von einer solchen Hand kömmt, unendlich grosse Ehrfurcht verdienet.

sentlich nothwendig gehalten werden, und die sie nach der Krönung mit vieler Sorgfalt nach Aachen zurückbringen. Dieß alles ist noch im Jahre 1764. bey der Krönung Josephs II. beobachtet worden. In dem von den Churfürstlichen Abgeordneten und Gesandten deßfalls an das Kapitel zu Aachen gerichteten Briefe werden der Probst, Dechant und Kapitel Ehrbare genannt. Der Magistrat zu Aachen erhält in einem wegen der nemlichen Ursache an ihn gerichteten Schreiben den Titel: Ehrbare meine besondere Freunde, Burgermeister, Schöffen und Rath des Königlichen Stuhls zu Aachen. Dieß ist der gebräuchliche Styl. Diese Briefe wurden auf der Post abgeschickt.

VI.

Der Römische Hof, der immer mit politischer Geschicklichkeit seine Gerechtsame zu vertheidigen sucht, hat alle Gelegenheiten, die sich ereigneten, ergriffen, sein Gebiet zu erweitern und die Anzahl seiner Anhänger zu vermehren. Vorzügliche Ehrentitel, Abläße, Ehrenzeichen, Privilegien, alles wurde angewandt, und durch diese feine List, wurde der Römische Kirchsprengel, welcher, dem Innern nach, einer von den mindest beträchtlichen in der Christenwelt ist, der größte und blühendste. Es ist wahr, daß die Gerechtsame des heiligen Stuhls dißseits der Gebirge oft streitig ge-

macht

macht worden sind. Einige Bischöffe haben sich erkühnt, gegen die unrechtmäßigen und gewaltsamen Besitznehmungen und Anmassungen ihres Oberhauptes sich aufzulehnen. Verschiedene derselben haben bewiesen, daß der Erlöser des menschlichen Geschlechtes, da er den Petrus zum Oberhaupte der Apostel einsetzte, gar nicht im Sinne gehabt habe, ihm das willkührliche Privilegium zu ertheilen, ihre Macht einzuschränken. Nichtsdestoweniger ist es augenscheinlich wahr, daß der heilige Petrus noch über zwey Drittheile der Christen herrschet. So wahr ist es, daß der Mensch meistens gehorcht oder sich empört, ohne recht zu wissen warum. Der Gebrauch und die Nothwendigkeit sind es, von denen er sich leiten läßt.

Im Jahre 997. kam Gregorius V. nach Aachen. Da dieser Pabst der Kirche ein Merkmal seiner Wohlgewogenheit geben wollte und seine Absicht eben nicht war, ein kostbares Geschenk zu machen, so verordnete er, daß in Zukunft niemand an dem Muttergottesaltar das heilige Meßopfer solle verrichten können, ausgenommen sieben Domherren, unter deren Anzahl sich der Dechant befindet; er wollte überdieß, daß diese sieben Kapläne auf immer den Titel: Cardinäle (Cardinales) führen sollten. Um die Wohlthat vollkommen zu machen, hätte er jedem dieser Cardinäle die Einkünften eines Römischen Cardinals

nals (*) anweisen sollen. Da aber kein Pabst jemals Geld in fremdes Land geschickt hat, so wollte Gregorius keine Neuerung anfangen; er begnügte sich damit, den Cardinälen zu Aachen ein Bischoffsmäntelchen und Talar von rother Farbe zu verwilligen, welches Geschenk ihn nichts kostete (**). Diese Cardinäle können, so wie die Protonotarien des heiligen Stuhls, den Gottesdienst mit den Attributen der Prälatenwürde verrichten. Ein neuerer Schriftsteller hat gesagt, daß diese Cardinäle zu Ende der Messe den Bischöflichen Segen gäben; er hat ihnen eine grosse Ehre erwiesen; aber ich glaube, er hat sich geirret. Bey allem diesem ist nichts Bischöfliches (***).

Man

(*) Ein Cardinalis Princeps hat sechstausend Römische Thaler; ein Cardinalis non Princeps viertausend. Ein mit dem Purpur gezierter Mönch hat gemeiniglich nur zweytausend Thaler. Der Römische Thaler gilt ungefehr fünf Livres französischer Währung.

(**) Die Mönchen, welche das Hospital zu Mont joux (Mons jovis) versehen, tragen auch das rothe Bischofsmäntelchen im Chore. Man findet zu Camerich (Cambrai) Mönche, die keine andere Kleidung tragen, als einen violeten Talar. Roth, weiß, schwarz, violet ꝛc. alle Farben sind in Gottes Augen gleich.

(***) Leute, welche die Sache nicht recht verstehen, glauben, die Cardinalswürde sey eine der höchsten in der christlichen Kirche; sie irren sich. Die Cardinäle sind die Räthe des Pabstes. In dieser Eigenschaft ist

man

Man muß die Nebensachen von der Hauptsache wohl unterscheiden. Die Cardinäle zu Aachen sind allerdings sehr verehrungswürdig; aber sie haben nichts gemein mit den Bischöffen, welche, als Nachfolger der Apostel, unsere geistlichen Oberhäupter sind. Ich bin vollkommen überzeugt, daß der Dechant von Aachen, der zugleich dadurch Probst des Kapitels von Russon ist, lieber seine Kardinalswürde abtreten würde, als seine Probstenstelle.

In Italien, wo die geistliche Freygebigkeit der Päbste die Päbstlichen Kapellen (*) sowohl als die privilegirten Altäre (**) bis ins Unendliche verviel-
fältigt

man ihnen die nemliche Achtung schuldig, wie den Räthen eines andern Regenten. Die Cardinal-Bischöffe, deren sechs sind, sind die einzigen, welche eine mit ihrer Würde verbundene apostolische Gewalt besitzen. Die Kleidung macht die Würde nicht aus. Ein Pfarrer ist weit über einen Cardinal, der kein Bischoff ist, (in der geistlichen Rangordnung) erhaben. Jedes denkende Wesen gesteht dieß alles ein.

(*) Also nennt man die Altäre, welche der Pabst sich vorbehält, und auf denen man nur mit dessen Bewilligung das heilige Meßopfer verrichten kann. Der Hochaltar des heiligen Petrus zu Rom ist eine päbstliche Kapelle, so wie der zu Loretto, des heiligen Franciscus zu Assisi ꝛc.

(**) Ein privilegirter Altar ist derjenige, von wel-

fältigt hat, würde die der Kirche zu Aachen verstattete kleine vorzügliche Würde von keiner grossen Erheblichkeit seyn. Die Italiäner halten nicht viel auf Indulgenzen, wenn sie nicht vergoldet sind. Ich tadle sie deßwegen nicht; das Gold ist das reinste unter allen Metallen.

VII.

Reliquien. Dieses Wort kömmt von dem lateinischen reliquiæ her, welches nach dem buchstäblichen Verstande Ueberbleibsel bedeutet. Man hat es französirt und auch in der deutschen Sprache naturalisirt, um dadurch entweder die Leichname der Heiligen, oder die Meubels, die ihnen ehemals zugehörten, anzudeuten. Zuweilen geschieht es, daß der Pöbel auf eine seltsame Art für possirliche Wesen eingenommen wird; er spricht solche Leute an ihrem Todestage selig, und giebt ihrer hinterlassenen Habschaft den Titel Reliquien. Dieß wurde zu Rom beobachtet, als Joseph Benedict Labre starb, der seines Handwerks ein Pilgrim und würdig war, als das Muster von Landstreichern angeführt zu werden. Man verkauft seine Lebensgeschichte und sein Bildniß. Diejenigen, welche die Traumgesichter und Erscheinungen dieses

chem man behauptet, daß auf demselbigen die Messe wirksamer sey; diese Wirksamkeit hat den Capuzinern viel Geld eingetragen.

ses vorgeblichen Dieners Gottes näher wollen kennen lernen, dürfen nur diese wichtigen Actenstücke durchsehen. Labre, der in seinem Leben niemals etwas anders verstund, als träumen, gab nach seinem Tode zu Träumereyen Anlaß. Dieß ist ein schöner Bewegungsgrund, Wunder auszurufen. Also Wunder!

Nicht alle Reliquien sind von dieser letztern Art. Es giebt welche darunter, die überaus verehrungswürdig sind, wenn ihre Aechtheit erwiesen ist; dergleichen diejenigen sind, welche zu verehren die Kirche uns vorschreibt. Man ist in Ansehung der Local-Reliquien an nichts gebunden, aber man muß diejenigen nicht stören, die sie verehren. Wir wollen den Glauben da lassen, wo er ist.

Bey den Reliquien bemerket man zweyerley; das enthaltende und das enthaltene. Selten beschäftigt man sich mit dem letztern, wenn dasjenige, welches es enthält, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen verdient. Das Futteral der heiligen Flasche (*) wirkt auf die Zuschauer einen weit lebhaftern Eindruck, als die

(*) Dieß ist der Name der Flasche, welche das Oel enthält, dessen man sich bedient, die Könige von Frankreich zu salben. Sie wird in dem Erzkloster des heiligen Remigius zu Rheims aufbewahrt. Das Futteral der heiligen Flasche ist von einem unschätzbaren Werthe.

die vom Himmel herabgekommene Flasche. Die Schwachhei unsers Geistes erlaubt uns nicht, uns lange Zeit mit Wunderwerken zu beschäftigen; das Gold und die Juweelen schicken sich besser für die Sphäre unserer Begriffe, wir halten uns gar gern an sinnliche Gegenstände.

In der Kirche zu Aachen werden Reliqui... aufbewahret, die insgemein unter dem Namen der grossen Reliquien und der kleinen Reliquien bekannt sind. Die erstern werden nur alle sieben Jahre der Verehrung der Glaubigen ausgesetzt; diese Cerimonie lockt eine unzählige Menge Neugieriger nach Aachen. Man sieht gern, was selten gezeigt wird. Für dieses siebente Jahr wird (auf Befehl des Magistrats) ein Büchelchen gedruckt, welches dazu dient, die Fremden die Bewegungsgründe dieses feyerlichen Festes kennen zu lehren. Dieses Werk kostet drey Mark, und es ist ausdrücklich verboten, nichts, sogar in Betreff der Schreibart, daran zu ändern (*).

Die

(*) Ich glaube nicht, daß irgend ein weltlicher Schriftsteller jemals auf den Einfall gerathen ist, seine Stärke in diesem erbaulichen Fache zu versuchen. Um diese Arbeit mit glücklichem Erfolge zu verrichten, dazu gehört eine Wendung der Schreibart, die nicht jederman geräth. Man lese aufmerksam die Zueignungsschrift, die sich vorne vor dieser Sammlung befindet. Diese Art von Beredsamkeit ist noch nicht sehr bekannt.

Die kleinen Reliquien werden denjenigen, die sie zu sehen verlangen, täglich gezeigt. Ein Geistlicher hat den Auftrag dazu. Sie sind in der Sacristey.

Die Könige allein können zu jeder Zeit sich die grossen Reliquien zeigen lassen, und, um ihres Rechts zu geniessen, sind die gekrönten Häupter verbunden, das Incognito abzulegen. Dieß wiederfuhr Seiner Schwedischen Majestät, als dieser König unter dem Namen eines Grafen von Haga diese Raritäten in Augenschein nehmen wollte. Das Kapitel antwortete, daß der Herr Graf von Haga die grossen Relquien nicht sehen könnte. Der König von Schweden bezeugte das nemliche Verlangen, und dem Könige von Schweden gehorchte man (*).

Und

bekannt. Viele Doctoren würden so etwas nicht liefern; aber der Glaube ersetzt den Mangel der Wissenschaft.

(*) Man muß doch gestehen, daß dieß wahrhaft schön ist. Diese gewissenhafte Genauigkeit, alle Formalitäten zu beobachten, macht dem Kapitel zu Aachen Ehre. Die Genauigkeit! Ich habe es immer gesagt, mit Genauigkeit ist man versichert, sich lange Zeit zu erhalten. O ihr Domherren zu Aachen

Bleibt immer bey diesen edeln Gesinnungen.
Conservez à jamais ces nobles sentimens.

Und die Könige haben immer einen gebieterischen Reiz (*).

Ich habe mit dem Geistlichen gesprochen, welcher die Reliquien Seiner Majestät gezeigt hatte. Ich fragte ihn, ob er ein Geschenk bekommen hätte; nein, mein Herr, antwortete er mir, die geringen bekommen niemals etwas. Die Oberhäupter des Kapitels hatten sehr schöne Geschenke erhalten.

Die grossen Reliquien sind in einem goldenen Kasten eingeschlossen, der über dem hohen Altare steht. Sie bestehen

1) in dem weissen Rocke der heiligen Jungfrau.

Jeder Christ wird nicht ohne Rührung dieses Kleidungsstück der Mutter Gottes sehen (**).

2) Die Windeln Jesu Christi.

3) Das Stück Leinwand, auf welchem der heilige Johannes der Täufer enthauptet, und worinn er nach seinem Tode eingewickelt wurde.

4) Das Leintuch des am Kreuze hangenden Christus.

Ich

(*) Et les rois ont toujours un charme impérieux.

(**) Der Verfasser wurde leicht gerührt. Es muß denn doch zärtliche Seelen geben.

Ich habe nicht die Ehre gehabt, diese schätzbaren Denkmäler zu sehen, deren Aechtheit anzugreifen, man sich vergeblich bemühen würde. Diese Reliquien erneuern in dem Glaubigen eine werthe Erinnerung. Sollten sie auch untergeschoben seyn, welches ich jedoch nicht sagen will, so würde nichts destoweniger wahr bleiben, daß unser Glauben Entschuldigung verdient, weil unsere Andacht dazu abzweckt, die göttlichen Wesen zu verehren, denen sie zugehört haben; es könnte also nichts anders, als nur ein zufälliger Neben-Irrthum dabey seyn (*).

Man

(*) Wenn die frommen Gesinnungen des Verfassers nicht öffentlich bekannt gewesen wären, so sollte man beynahe glauben, er hätte sich darüber lustig machen wollen. Thor, der du vor solchen Stücken Materie niederfällst, was wirst du für Gott thun? Du theilest also das Opfer deiner Verehrung zwischen deinem Schöpfer und solchen alten Lappen! was können denn dieser Rock, dieses Leintuch rc. für dich thun? Hast du jemals gesehen, daß ein Rock, von welcher Farbe er auch seyn mochte, denjenigen, der ihn ansah, glücklich machte? Wenn du vor dem Kleide eines Königes niederfielest, würde man dich für närrisch halten und dich ins Tollhaus setzen; und du glaubst, der durch deine Affenpossen gerührte Himmel werde dich mit Wohlthaten überhäufen. Glaube mir, mein Freund, arbeite. Erkundige dich nicht, ob man sich zu den Zeiten des heiligen Johannes des Täufers der Leinwand bediente. Jedes Hemd ist ein

 Hemd.

Man sagt, daß der nemliche Kasten, der die grossen Reliquien enhält, auch noch ein kleines Kistchen enthalte, auf welchem die Worte geschrieben stehen: Noli me tangere. Dieses Verbot ist bis auf den heutigen Tag mit Ehrfurcht gehalten worden. Ich weiß nicht, von welcher Materie noch von welcher Form das Kistchen ist (*).

VIII.

Hemd. Das Hemd eines Königes, eines Fürsten, das deinige, das meinige, alle sehen einander gleich. Ein wenig feiner, ein wenig gröber, darinn besteht der ganze Unterschied. Ein schmutziges Hemd, wenn es auch des verstorbenen Joseph Benedict Labre seines wäre, muß gewaschen werden; ist es abgenutzt, so macht man Papier daraus. Entehre dich nicht durch den Aberglauben. Ahme den heiligen Johannes nach und laß sein vorgebliches Leintuch bey Seite. Sage deiner Tochter, daß die Reinigkeit der heiligen Jungfrau das einzige sey, wornach sie trachten solle; daß ein Mädchen ehrbar, aber nicht scheinheilig seyn müsse; daß ein von Hirngespinsten erfülltes Herz nicht das Heiligthum der Tugend sey; daß die Helfte der Priester die Scheinheiligen mehr verachte, als die Weisen die heuchlerischen Priester verachten. Sage ihr endlich, daß diejenigen, welche die Reliquien am meisten verehren, nicht immer die ehrenwerthesten Leute seyn, u. s. w.

(*) Seit wenn steht diese Aufschrift auf diesem kleinen Kistchen? Noli me tangere heißt: rühre mich nicht an.

VIII.

Die Verehrung des Kapitels zu Aachen gegen seinen Stifter ist in keine Abgötterey ausgeartet, wodurch dieselbige noch ehrwürdiger wird. Dieser Kaiser hat keine Stelle unter den grossen Reliquien (*). Seine Gebeine liegen im Chore über dem Altare; man zeigt mit den kleinen Reliquien sein Haupt und seinen rechten Arm (**). An Christi Himmelfarthstage, am Fronleichnamsfeste und am ersten September wird ein Bild Karls des Grossen von co-

lossalischer

an. Man hat doch dieses kleine Kistchen anrühren müssen, um es in den Kasten zu thun; denn es hat sich nicht von sich selbst hineingelegt. Vermuthlich muß die Observanz des Decrets von diesem Zeitpuncte an datirt werden. Dieß kleine Kistchen ist von Gold, so wie der Kasten. So lang sich die Geistlichen dergleichen Geschirr haben verschaffen können, haben sie kein anderes gewollt. Freylich ist das Silber von geringem Werthe.

(*) Dieß wäre doch sein Platz gewesen. Denn unter den grossen Reliquien sehe ich nichts, das so groß wäre, als der Leichnam dieses Heiligen.

(**) Wer hat denn die Erlaubniß gegeben, den Leichnam Karls des Grossen so zu verschneiden und das Haupt vom Rumpfe abzusondern? Die Franciscaner sind nicht so grausam gewesen; der Leichnam des heiligen Franciscus ist noch ganz, so wie man ihn sehen kann, zu Assisi.

lossalischer Grösse in Procession herumgetragen, welches mit einem alten Rocke von gelbem Damast bedeckt, mit einer grossen Perücke aufgesetzt ist und einen langen Bart mit frisirten Knebelbärten trägt. Wird nicht, sagt ein neuerer Schriftsteller, durch diese Figur die ganze Feyerlichkeit der Cerimonie geschändet? Um diese Frage zu entscheiden, müßte man die Augen der Nation haben, bey der sie gehalten wird (*). Jedes Volk hält auf seine Gebräuche.

Die kleinen Reliquien sind zahlreich. Ich habe darunter bemerkt Blut des heiligen Stephanus; das Evangeliumbuch Carls des Grossen, welches mit goldenen Buchstaben auf sehr feine blaulichte Rinden geschrieben ist; der Römische König leistet am Tage seiner Krönung den Eid auf diesen beiden Reliquien, das Schwerdt Carls des Grossen, welches die Kaiser bey ihrer Krönung tragen

(*) Und ich entscheide, ohne die Ehre zu haben, ein Landsmann zu seyn, daß dieß ein albernes Possenspiel und jenem des Schweizers sehr ähnlich ist, dessen Bild die einfältigen Pariser in den Strassen herumtragen, ohne dabey zu vergessen, daß Karl der Grosse ein Heiliger ist, weswegen man um desto weniger seiner spotten sollte. Es ist wahr, daß die Flamänder noch viele Processionen von der nemlichen Art halten; aber daraus, daß die Flamänder Narren sind, folgt noch nicht, daß die Leute zu Aachen es auch seyn müssen.

gen und mit welchem sie Ritter schlagen. Dieses Schwerdt würde heute zu Tage kein Degen mehr nach der Mode seyn.

Das von dem heiligen Lukas gemalte Bildniß der heiligen Jungfrau. Das Bildniß der heiligen Jungfrau ist immer unendlich schätzbar, was für ein Künstler es auch versucht haben möge, sie vorzustellen. Aber warum will man behaupten, daß der heilige Lucas ein Maler gewesen sey, da er doch ein Arzt war? Es hat wohl ein Maler namens Lucas gelebt, der wirklich Fähigkeiten besaß, der aber mit dem heiligen Lucas nichts gemein hatte. Man zeigt an verschiedenen Orten zu Loreto, zu Bononia, u. a. m. Bildnisse der heiligen Jungfrau, die der heilige Lucas verfertigt haben soll, und es ist bewiesen, daß er keines derselben gemacht hat; ich glaube sogar, daß der Maler Lucas nicht alle gemacht hat. Ey! was liegt daran, wer das Bildniß gemacht hat, wenn wir nur diejenige, die es vorstellt, aufrichtig verehren!

Maria ist die Mutter Gottes,
Und muß unter diesem Titel aller Orten verehrt werden (*).

Haare der heiligen Jungfrau. Das goldene mit

(*) MARIE est la mère de DIEU
Et doit être, à ce titre, honorée en tout lieu.

mit Juweelen besetzte Gefäß, in welchem sie aufbewahrt werden, zeigt, wie hoch man sie schätzt.

Man hat den Rauchmantel, dessen sich Leo III. bediente, die Kirche zu Aachen einzuweihen, und das Agnus Dei, das er Karl dem Grossen zum Geschenke gab, aufbewahrt. Dieses Geschenk ist nicht vom nemlichen Werthe, wie der Rauchmantel. Ehedessen glaubten die Päbste jemand eine grosse Gnade zu erweisen, wenn sie ihm ein Agnus Dei gaben; heute zu Tage glaubt der heilige Vater, daß man ihm eine besondere Ehre erzeige, wenn man solches der Annahme würdigt. Wie sich alles verändert! Man sieht nicht leicht mehr als nur bettelnde Pilger sich mit solchen Wachsstückchen beladen; auch geschieht dieses nur erst, nachdem sie zu Mittag gegessen haben (*).

Eine

(*) Der Pabst giebt täglich zwölf Pilgern zu essen; dieß nennt man die Tafel des Pabstes. Um an dieser Tafel ein Gedeck zu bekommen; muß man nicht eben ein rechtschaffener Mann seyn, sondern beweisen, daß man den heiligen Jacob in Galicien, die drey Könige zu Cölln, u. d. gl. besucht habe. Diejenigen, welche den weitesten Weg gereiset sind, haben billigerweise den Vorzug. Die Mahlzeit, welche für Pilger sehr gut, aber eines tractirenden Regenten nicht sehr würdig ist, wird in einer Art von Speisekammer gehalten. Die aufwartenden Hofcavaliers dieser zwölf Mann starken Brigade sind roth gekleidete Bedienten,

Eine goldene, mit acht und zwanzig Diamanten, zween blauen Saphiren und Perlen besetzte Krone. Dieß ist ein Geschenk, welches Maria, Königinn von Schottland, der heiligen Jungfrau verehret hat Diese Königinn war stolz auf ihre prächtige Freygebigkeit. Wir wollen gestehen, daß sie hier am rechten Orte angebracht war. Vergangene Zeit, was ist aus dir geworden?

Zwo goldene, mit Perlen, Rubinen und Diamanten besetzte Kronen, welche Isabella, Herzoginn von Brabant, nebst zween Röcken verehrt hat, wovon der eine, für die heilige Jungfrau mit zwey und siebenzig Diamanten besetzt ist. An dem Rocke des Kindes Jesu sind nur drey und dreyßig. Es ist recht, daß die Mutter mehr habe, als der Sohn.

Ich will hier keine vollkommene Beschreibung al-

les

ten, die von den Pilgern für Cardinäle gehalten werden. Dieser Trupp nimmt seine Erfrischungen in aller Eile ein, und, um ihn zu verabschieden, giebt man jedem ein kleines wunderthätiges Brödchen (pagnotta), eine Kupfermünze und ein Agnus Dei. Dieses Agnus Dei ist ein mit Talg vermischtes Stückchen Wachs, worauf ein Lamm abgedruckt ist. Das sind doch warlich recht wohl gastirte Reisende, denen nichts mehr fehlt, ihren Weg weiter fortzusetzen. Die Tafel des Pabstes ist das nec plus ultra eines Pilgers. Labre hatte die Ehre gehabt, daran zu speisen.

les dessen liefern, was der kleine Reliquienkasten enthält, für welchen ich eben so grosse Ehrfurcht hege, wie für den grossen. Nachdem ich alle diese todtliegende Reichthümer, in welchen der Ruhm der Kirche zu Aachen besteht, bewundert hatte, brach ich mit schmerzlichem Gefühle in folgende Worte aus: O mein Gott, wie bewundernswürdig bist du! wie unbegreiflich sind deine Werke! wie viele Juweelen auf deinen Altären! du selbst, o mein Gott, befiehlst es uns: wir sollen unsern Nächsten lieben, wie uns selbst. Muß man nicht mitleidig gegen die Leiden seiner Brüder seyn? Wer würde nicht gerührt werden, wenn er so viele Unglückliche um diesen Tempel herumsieht, dessen Schätze zur Erleichterung ihres Unglücks und zur Ehre der Nation dienen könnten? Dieß ist dein Wille, Gott der Barmherzigkeit! Ich murre nicht dagegen. Selig sind die Leidenden, sagt der heilige Geist. Du willst, daß der Mensch durch den Weg der Leiden zu dir gehe. Ergebung und Unterwerfung ist seine Pflicht. Wenn der Glauben spricht, so muß die Vernunft schweigen. Derjenige, der hiernieden gedultig leidet, hat die süsse Hoffnung, daß du sein Lohn in der Ewigkeit seyn wist. „Herr! auf dich traue ich, „laß mich nimmermehr zu schanden werden (*).“

IX.

(*) Dieses Gebet ist wahrhaft schön; es bezeugt die

Frömmigkeit

IX.

Was bedeuten jene Himmeldecken über dem Hochaltare? Kann ich sie wohl miskennen? Es sind jene der Frömmigkeit des Verfassers und seine gerechte Ergebung in den Willen des Allerhöchsten. Aber wenn gleich das Gebet die Nahrung der Seele ist, so würde sich doch der Leib, der auch Nahrung bedarf, mit einer solchen Nahrung nicht begnügen. Wir wollen uns also ein wenig mit dem Leibe beschäftigen. Ich rede mit dem Kapitel zu Aachen.

„Meine Herren, oder meine gnädige Herren, denn „Sie könnten wohl diesen letztern Titel verdienen, „und ich will mich nicht um eines Titels willen mit „Ihnen entzweyen; die Einkünften Ihrer Pfründen „sind sehr mittelmäßig, und ich begreife nicht, war„um Sie die Vermehrung derselben vernachläßigen, „da Sie doch ein leichtes Mittel dazu haben. Die „Kleider Ihrer Reliquien sind von einem unschätz„baren Werthe. Wenn Sie solche mit Holz überde„cken liessen, so würden sie durch diese Vorsicht ge„schont werden; das Volk würde sich über diese „aufmerksame Sorgfalt freuen, Ihrem Eifer Beyfall „geben, und sich nach und nach daran gewöhnen, die „Reliquien in einem Ueberrocke zu sehen. Denn „das Volk ist gut; Sie haben den Beweis davon. „Sie sind allzu sinnreich, als daß Sie das übrige „nicht errathen sollten. Sie würden einst einen Be„schnittenen zum Garderobevorsteher Ihrer Reli„quien anstellen, und dieser müßte wohl sein Amt

der Könige von Frankreich. Seit langer Zeit sind die Regenten dieser Monarchie im Gebrauche, sie den Tag nach ihrer Krönung zu schicken, damit sie, wie ein neuerer Schriftsteller sagt, auf das Grabmaal Karls des Grossen gelegt würden. Ludwig XVI. wollte sich wohl dazu bequemen. Der König gab dem Herrn de la Ferte den Auftrag, dem Kapitel dieses Zeugniß seines Wohlwollens nebst einem in liebevollen Ausdrücken abgefaßten Briefe zuzustellen. Seine Majestät erkläret darinn, daß Sie, nach

„bezahlen. Wenn das Volk, nachdem es eine solche „Neuerung erführe, die Zähne zeigen wollte, so würden Sie ihm dieselbigen ausreissen lassen, ihm irgend ein Mährchen vorerzählen, ihm einige Bauschchen zuwerfen, und übrigens findet ja im Nothfalle „das noli me tangere hier statt.“

„— Ja. Und was mit diesem Gelde thun? — „Das fragen Sie! Ist nicht das Spiel Aachens „Gott! Halten Sie die Bank, bezahlen Sie mit „dem Gewinne den Beschnittenen wieder; hernach „verkaufen Sie die Garderobe, kaufen Sie herrschaftliche Güter. . . . . Hæc est victoria quæ vincit mundum. Doch Spaß bey Seite; wenn Sie „einmal so reich seyn werden, so geben Sie den Chor „nicht auf; denn es stehet geschrieben: Orate fratres.“

Dieser Gedanken ist nicht neu; der Graf von Bonneval hatte den Vorsatz gehabt, Unsere liebe Frau zu Loreto in ein leichteres Gewand zu kleiden. Gott wollte nicht haben, daß dieses Project vollzogen würde.

nach dem Beyspiele der Könige, Ihrer Vorfahren, dieses Geschenk der Kirche zu Aachen gebe. Mit Freuden, fährt Seine Majestät fort, erneuern Wir diesen alten Gebrauch zu Gunsten einer Basilica, die von einem der größten Könige der französischen Monarchie gestiftet wurde, damit sie der Mittelpunkt der Vereinigung der ihrem Reiche unterworfenen Völker seyn sollte u. s. w. Dieser vom 12. Junii 1775. datirte Brief war aus Rheims geschrieben. Folgendes war die Unterschrift darinn:

Unsern werthsten und geliebtesten den Domherren und Kapitel der Königlichen Kirche zu Aachen (*).

Der

(*) Diejenigen, welche wissen, wie vielen schimpflichen Beleidigungen die Franzosen in Aachen sowohl von der Geistlichkeit, als den obrigkeitlichen Personen und der Nation ausgesetzt sind, werden nicht wohl begreifen, warum der König diesen Schritt gethan hat; wenn man aber bedenkt, daß es ein gebräuchlicher Schritt ist, daß die liebevollen Ausdrücke von der Etiquette dictirt sind, daß der König die Kirche zu Aachen so kennt, wie sie die interessirten Parthien ihm kennbar machen zu müssen glauben, so wird man sich nicht mehr so sehr darüber verwundern. Ich gestehe es, daß ich mich schämte, Frankreichs Wappen in einem Lande zu sehen, wo der französische Name verabscheuet wird; sollten die Himmeldecken unserer Könige den Verfolgern ihrer Unterthanen Schatten dienen!

Der Titel Basilica welchen der König in diesem Briefe der Stadt Aachen giebt, ist der vorzügliche Titel. Die Sankt-Peters Kirche zu Rom ist eine Basilica. Der Titel einer königlichen Kirche setzt sie wenigstens mit einer Cathedralkirche in gleichen Rang; denn wenn man auch gleich keine cathedram pontificalem in der Kirche zu Aachen sieht, so ist es doch gewiß, daß Karl der Grosse befahl, man sollte einen Tron darinn errichten. Ut in templo eodem sedes regia locaretur. Dieß sind die Ausdrücke dieses Kaisers in der pragmatischen Sanction (*).

Indessen sehe ich nicht, daß die Kirche zu Aachen irgend eine geistliche Gerichtsbarkeit ausübe. Ihre Exemtion ist vielleicht ein Misbrauch. Diese Exemtion, welche seit dem Tage ihrer Einweihung statt fand, wurde im Jahre 1157, vnn Hadrian IV. bestätigt. Pius VI. hat sie auch im Jahre 1778. zu bestätigen gewürdigt. Weil der Bischof von Lüttich darein willigt, so hat niemand das Recht, etwas dagegen einzuwenden.

Der Dechant dtr Kirche zu Aachen ist kraft seiner Stelle Conservator der Privilegien der Stadt; die Bulle des Innocens IV. der solche bestätigt, ist vom Jahre

(*) Wenn dieser Artikel authentisch ist, so macht er der Kirche mehr Ehre, als dem Trone. Titus machte keine Kirche zu seinem Lusthause; auch ist er nicht heilig.

Jahre 1249. Die Päbste hielten sich damals für die Oberaufseher des Reichs. Seit dieser Zeit haben sich die Sachen geändert (*).

Der Erzpriester zu Aachen scheint mir der einzige zu seyn, der eine blos geistliche Gewalt hat. Im Jahre 1254. legte ihm Alexander IV. durch eine ausdrückliche Bulle das Recht bey, in allen geistlichen Sachen, so weit sich der Gerichtsbezirk der Stadt erstreckt, zu entscheiden. Der nemliche Pabst bestätigte im Jahre 1260. die Gesetze und Herkommen der Stadt, in so weit solche den Vorrechten der Geistlichen keinen Abbruch thaten. Zu den Zeiten Jesu Christi waren diese Vorrechte sehr unbedeutend, und man würde den einschränkenden Vorbehalt für lächerlich gehalten haben (**).

Der

(*) Ja; sie haben sich an gewissen Orten geändert; aber zu Aachen sind die Sachen im nemlichen Zustande geblieben; die freye Reichsstadt kennt nichts so grosses, als den Pabst; nichts so groses, als ihr Kapitel; nichts so heilsames, als ihre Reliquien; deßwegen ist sie so reich.

(**) Die Würde eines Erzpriesters war seit dem sechsten Jahrhundert bekannt. In den Cathedralkirchen war es ein Unterbeamter, auf den sich der Bischof wegen der Aufsicht über die Geistlichen verließ; es war, eigentlich zu reden, ein geistlicher Corporal, ein Nebenbeamter, der keinen andern Charakter hatte

Der Scholaster zu Aachen behauptet, daß die Büchercensur mit seinem Amte verknüpft sey; wie kann es möglich seyn, daß ein einziger Mann zur Un-
tersuchung

te, als die Geistlichen, über welche er die Aufsicht führte. Einige Schriftsteller behaupten, daß es eine besondere Ordination für die Erzpriester gegeben habe; allein man muß der Cerimonie, die bey ihrer Aufnahme beobachtet wurde, diesen Namen nicht beylegen. Der Erzpriester zu Aachen heißt nach der Mundart des Landes Profion. Dieser Profion übt keine Gerichtsbarkeit über die Geistlichen aus. Seine Verrichtungen schränken sich auf jene eines **Großadmirals der Cythere** ein. Jeder, der sich auf diesem stürmischen Meere einschifft, kann nicht in den Haven einlaufen, ohne dem Profion das Einfahrtsgeld zu bezahlen; dieses Recht erstreckt sich auf alles, was er fodern will; und, wenn er den Schiffer zu Grunde gerichtet hat, so endigt er damit, daß er ihn zwingt, wieder in die See zu stechen; aber vermöge des Passes, den er ihm ertheilt, hat er nichts mehr zu bezahlen. Ein so schönes Recht macht einer freyen Stadt unendlich viele Ehre. Ich begreife nicht, warum die schweizerischen Städte, die auch frey sind, noch nicht eine jede einen Profion angestellt hat. Unerachtet der äussersten Wachsamkeit des Profions zu Aachen, sagt man doch, daß die Contrebande daselbst sehr häufig sey. Die subumbilicarischen Inoculatoren üben daselbst, so wie an andern Orten, ihre Kunst mit dem Degen in der Faust aus; wenn sie sich aber fangen lassen; dann ist es eine Lust zu sehen, wie der Profion lacht.

tersuchung der theologischen, juristischen, medicinischen und andern Bücher aus der Litteratur, Mechanik, Philosophie, Poesie u. s. w. hinreichend seyn könne? Ein anderer mag auf die Frage antworten. In Italien, wo das heilige Officium die nemliche Gewalt ausübt, merkt man nicht, daß die Wissenschaften wunderbare Progresse machen. Was liegt daran? Wenn die Vernunft dabey verliert, so gewinnt die Thorheit dabey; die eine muß nothwendigerweise die andere ersticken.

Die Pfründen werden von dem Kapitel vergeben, welches in corpore geschieht; die Zeit und verschiedene Umstände hatten einige Aenderung in dieser Methode veranlaßt. Im Jahre 1710. erlaubte der Pabst jedem Domherrn das Recht, sie zu vergeben, wenn die Reihe ihn träfe. Man hat sich dieser Erlaubniß bis auf das Jahr 1778. bedient, da die Sachen wieder auf den alten Fuß gestellt worden sind.

In dem untern Theile der Kirche steht die ungarische Kapelle, ein Denkmaal der Frömmigkeit Ludwigs I. Königs von Ungarn. Maria Theresia ließ sie für die Pilger ihrer Staaten wieder aufbauen, welche alle sieben Jahre dahin kommen, die grössen Reliquien zu besuchen. Das letzte siebente Jahr war 1783. das nächste wird 1790. seyn.

Die Thüren der Kirche zu Aachen sind von Erz;

sie hat kein Portal mehr. Das Schiff nahm ehedessen den ganzen Platz gegen der Hauptthüre ein, der heute zu Tage eine Art von länglichtem Hofe ausmacht. Diese Kirche war eine Pfarrkirche; es ist sonderbar, daß diejenigen, die sie versahen, freywillig diesen ehrwürdigen Titel aufgegeben haben (*).

Das Kapitel zu Aachen hat einige seiner Domanialgüter verloren; es hat einige derselben veräussert, um gewisse zu selbiger Zeit unvermeidliche Kosten zu bestreiten. Nichtsdestoweniger ist dieses Kapitel sehr reich.

X.

Es giebt also noch ein Kapitel zu Aachen; dieß ist das Kapitel von Sanct Adalbert. Die im

(*) Wenn der Verfasser die Absicht gehabt hätte, für ganz richtig gehalten zu werden, so würde er nicht ermangelt haben, von einem Thiere Meldung zu thun, das man auf der rechten Seite am Eingange der Kirche sieht. Dieses Thier ist das Bild desjenigen, das zuerst in die Kirche kam, und welches der Teufel, seiner genommenen Abrede gemäß, auffraß. Nachdem er das Original gefressen hatte, hatte er Respect vor der Copie, welches beweiset, daß der Teufel nicht so gefräßig ist, als viele Leute ihn glauben.

Der Teufel hat seine Tugenden, so wie seine Fehler.

Ainsi que ses défauts le diable a ses vertus.

im Jahre 1000. von Otto gestiftete Kirche vereinigt die doppelte Benennung einer Pfarrkirche und einer Collegialkirche. Sie wurde auf Befehl des Kaisers Heinrich II. vollendet, der sie reichlich mit Einkünften versah. Nachdem das Meer ein beträchtliches Stück Landes, so dieses Kapitel in Holland besaß, überdeckt hatte, so hat es dasselbige unwiderbringlich verloren. Obgleich die Domherren von Sanct Adalbert dem Orden der christlichen Militz beygeordnet sind, so bedienen sie sich doch des Rechtes nicht, das sie haben, das Kreuz dieses Ordens zu tragen; ohne Zweifel geschieht es aus Demuth (*).

Die

(*) Es geschieht im Gegentheile vielmehr aus Stolz; sie halten sich nicht für reich genug, den Glanz einer solchen Decoration mit Ehre zu behaupten. Der größte Theil dieses Kapitels glaubte seinen Witz zu zeigen, da es sagte, es wäre nicht stark genug, das Kreuz zu tragen, und es wäre besser keines zu haben, als es zu schleppen. Ein Spötter sagte mit grösserm Rechte: Halten Sie diese Leute für christliche Militz?

Die Installationsgebühren im Kapitel des heiligen Adalbert sind sehr kostspielig. Ausser der Zuckertaxe (la sucrade) (diesen Namen giebt man der Mahlzeit, welche die Domherren von dem Neuangekommenen fodern, weil dabey Zuckerwein getrunken wird) hat der Aufzunehmende starke Ausgaben zu bestreiten; wesentliche Präliminarhandlungen, um Domherr nach

 der

Die Kirche zu Sanct Adalbert ist der heilige Verwahrungsort, wo einige Reliquien aufbewahret

der ganzen Stärke des Ausdrucks zu seyn; das Kapitel selbst macht Einwendungen, welche beweisen, daß es sich mehr mit seinem Interesse, als mit der Ehre Gottes beschäftigt. In dem nemlichen Augenblicke, da ich dieses schreibe, sieht man in Israel ein kleines Männchen herumlaufen, so anfangs eine Pfründe bey der Collegialkirche Sant Paul zu Lüttich hatte, und die grosse Thorheit begieng, seine Pfründe gegen eine Präbende zu Sanct Adalbert zu vertauschen. Ueberdrüßig der ewigen Widersprüche, welche ihm seine Confratres machten, die ihn niemals für einen solchen erkennen wollten, trieb er die Thorheit so weit, daß er sein Canonicat gegen die geringe Pension von hundert Gulden resignirte; der, welcher seine Stelle bekam, gab sie wieder an einen andern, der sein Versprechen erfüllen mußte. Was geschah darauf? Der neue Amts- und Titelführer sah das Ding als ein Spielwerk an, und seit sechs Jahren hat er seinem Vorgänger nicht ein Bauschchen bezahlt, welcher von seinem Stande weiter nichts übrig behält, als das Vergnügen, Subdiaconus zu seyn. Bis auf die jämmerlichste Dürftigkeit heruntergebracht, verdient er sein Brod im Schweisse seines Angesichts, welches gewiß einem Manne sehr wehe thun muß, der von seiner Kindheit gewohnt war, das Brod der Kirche zu essen, ergo ein müßiges Leben zu führen. Ich gestehe, daß ein Mann, der so thöricht ist, nach und nach zwo Pfründen abzugeben, keine sehr grosse Achtung verdient; aber er muß doch immer

ret werden, unter welchen sich das Haupt der Heiligen, dessen Namen sie führet, und das Haupt des heiligen Martyrers Hermes (den man wohl von dem Philosophen Hermes unterscheiden muß, welcher weder ein Heiliger noch ein Martyrer ist), befinden; aber diese Reliquien stehen nicht in eben so grossem Ruhme, wie jene der Basilica; sie sind zu Aachen, was die heilige Justina zu Anneci in Vergleich des heiligen Franciscus von Sales ist (*).

Es

immer essen. Wenn der im Besitze stehende Domherr die Stimme der Menschheit nicht gänzlich erstickt hat, so wird er in sich selbst gehen, sich etwas von seinem Spiele, seinen Wettungen und andern nicht wesentlich nothwendigen Freuden abbrechen, und seinem Ex-Confrater Mittel verschaffen, ein wenig bequemer zu leben. Uebrigens fodert man ja weiter nichts von ihm, als eine gerechte Handlung; aber das heißt von einem Domherrn viel und oft mehr gefodert, als er halten kann.

(*) Franciscus, Titularbischoff von Genf, stammte von dem noch in Savoyen existirenden edeln Hause von Sales ab. Sein Leichnam ruhet in der Kapelle der Heimsuchung zu Anneci. Dieser fromme Prälat legte mit Beyhülfe der nun seliggesprochenen Baronessin von Chantal in dieser Stadt den Grund seines Ordens, welcher sich seitdem mit Vortheil in der christlichen Welt ausgebreitet hat. Die heilige Justina ist bey der kleinen Heimsuchung;

da

Es scheint, daß die Reliquien in diesem Lande nicht selten sind. Man findet welche in der Kapelle des deutschen Ordens; man sieht deren auch noch bey den Augustinern. Die Abtey Cornelimünster (von dem Orden des heiligen Benedicts, etwa zwo Stunden weit von Aachen) bewahrt auch sehr kostbare, welche, so wie jene der Basilica, alle sieben Jahre gesehen werden. Dieser Wetteifer gereicht den Andächtigen zum Nutzen. Ich entziehe mir das Vergnügen, eine umständliche Nachricht von allem dem zu geben, was diese heiligen Aufbewahrungsplätze enhalten, um meine Leser (wenn man mir allenfalls die Ehre erzeigt mich zu lesen) nicht in den Fall zu setzen, auszurufen:

Die heilige Litaney war ein wenig lang (*).

Aachen hatte anfangs nur eine einzige Pfarrkirche, und das war genug. Nachdem aber die Einwohner

da sie aber kein Kloster gestiftet hat, so ist ihr Hof nicht sehr zahlreich.

(*) Longuette fut l'auguste litanie.

Diejenigen, welche neugierig sind, die umständliche Nachricht von allen Reliquien zu sehen, dürfen nur das Werk des Herrn von Barjoles lesen. Dieser richtige Schriftsteller hat nichts ausgelassen von Karl dem Grossen an bis auf das wunderthätige Crucifix der regulirten Chorherren. Er hat von allem Meldung gethan.

ner dem heiligen Stuhle eine Bittschrift überreicht hatten, um deren mehrere zu haben, so ertheilte der heilige Vater im Jahre 1257. die Erlaubniß, den Pfarrgottesdienst in drey Tempeln zu halten, welche zuvor nur den Titel Kapellen geführt hatten. Es sind also gegenwärtig vier Pfarreyen in der Stadt; aber diese Erlaubniß hat die Taufsteine nicht vervielfältigt. Alle Kinder, die in der Stadt gebohren werden, erhalten das Bad der Wiedergeburt im nemlichen Taufsteine. Dieser Gebrauch sollte überall befolgt werden (*).

Acht Mannsklöster und dreyzehn Weiberklöster machen die Klostermilitz des Ortes aus. Der deutsche

und

(*) Man würde nicht nur sehr wohlthun, diesen Gebrauch anzunehmen, sondern man würde noch besser thun, wenn man obrigkeitliche Personen anstellte, den Stand eines Neugebohrnen vestzusetzen. Es ist ärgerlich, daß man genöthigt ist, sich immer an Geistlichen zu wenden, um Pflichten zu erfüllen, die ihrer Denkungsart schwer fallen. Glaubt ihr denn, daß ein Levit euer Kind mit Vergnügen tauft? Wie kann er sich der Frucht einer Verbindung annehmen, die er für unter sich erniedrigt hält? Wenn ein Geistlicher sich in einer Gesellschaft verheyratheter Leute befindet, so betrachtet er sich als einen Engel in der Hölle; sind Weibsleute dabey, so wird seine Lage dadurch noch unangenehmer. Denn endlich die Keuschheit . . . . ja, die Keuschheit ist eine schöne Sache, besonders für abgenutzte Leute.

und der Maltheserorden haben jeder daselbst eine Comthurey.

Aachen hat nur zwey Hospitäler. Dieses beweißt, daß man immer mehr Geschmack an abergläubischen, als an nützlichen Stiftungen gehabt hat.

XI.

Die Absetzung des Wenceslaus (im Jahre 1400.) brachte den Rupert auf den Kaiserlichen Tron. Nachdem sich der neue Kaiser zu Aachen eingefunden hatte, um sich daselbst krönen zu lassen, wollte ihn der Magistrat anhalten, sechs Wochen lang vor den Thoren zu bleiben. Diese strenge Verzögerung brachte den Rupert auf den Entschluß, das Gesetz zu modificiren, welches die Kaiser nöthigte, sich in der Basilica zu Aachen krönen zu lassen. Er erklärte, daß im Falle einer Verhinderung der Erzbischof und Churfürst von Cölln jede andere Stadt, die ihm in seiner Metropolitan-Provinz belieben würde, zu dieser Cerimonie wählen könnte. Diese von den Churfürsten seiner Parthey unterschriebene Erklärung bewies, daß nichts der Gewalt widersteht und daß die gegründetsten Ansprüche nicht vor der Zernichtung gesichert sind. So wahr ist es, daß ein wenig Politik oft nothwendig ist.

Unerachtet der Verfügungen dieses erklärenden Gesetzes ließ sich Karl der Fünfte zu Aachen

krönen,

krönen, obgleich eine ansteckende Krankheit, welche die Stadt verheerte, ihn anzutreiben schien, einen andern Ort zu wählen. Ferdinand I. ist der letzte Kaiser, der in dieser Stadt gekrönt worden ist.

In der umständlichen Nachricht, die man uns von den Krönungscerimonien Karls des Fünften aufbewahrt hat, bemerke ich einen Umstand, der mir ziemlich sonderbar vorkömmt; nemlich daß sich der päbstliche Nuntius und der englische Gesandte weigerten, sich dabey einzufinden, weil sie den Churfürsten den Vorrang nicht lassen wollten. Die Krönung gieng nichtsdestoweniger vor sich, und sie hatte die nemliche Wirkung, als wenn diese widerspenstigen Personen derselben beygewohnt hätten. Heute zu Tage sind die Gesandten höflicher. Wenn man nicht wesentlich zu etwas erfordert wird, so hat man Unrecht, so grosse Schwierigkeiten zu machen. Nur den hübschen Weibern kömmt es zu, sich viel einzubilden.

Der Kaiser ist vermöge seiner Würde Domherr der Basilica zu Aachen; aber Seine Kaiserliche Majestät ist, von Rechts wegen, von der Pflicht befreyt, sich im Chore einzufinden. Folgendes ist die Formel des Eides, der in solchem Umstande geleistet wird:

Nos N. divina favente clementia, Romanorum Rex, ecclesiæ nostræ beatæ Mariæ Aquis-Granensis canonicus, promittimus & ad hæc sancta

cta Dei Evangelia juramus eidem ecclesiæ fidelitatem, & quod ipsam, jura, bona & personas ejusdem, ab injuriis & violentiis deffensabimus, & faciemus deffensari, ejusque privilegia omnia & singula, & consuetudines ratificamus, approbamus, & de novo confirmamus.

Ich bin nicht versichert genug, die todten Sprachen recht zu verstehen, daß ich es versuchen sollte, dieses kleine Stückchen zu übersetzen, welches Cicero vielleicht selbst nicht recht verstehen würde. Aber bey aller der Ratification, Approbation, Confirmation der Privilegien der Basilica, sehe ich nur den Kaiser, der sich verbindet; die Kirche verspricht nichts; vermuthlich um sich nicht der Gefahr eines Meineides auszusetzen.

Wenn der Eid geleistet ist, giebt der Kaiser Geschenke, die durch den Gebrauch vorgeschrieben sind; von da geht man in Cerimonie zur Mittagstafel, weil auch dieß der Gebrauch so erfodert. Mein Gebrauch ist, ohne Cerimonie zu Mittag zu essen, und ich eile so eben zu Tische, und verweise die Neugierigen auf die umständlichen Beschreibungen, welche verschiedene Schriftsteller von der Ordnung, die bey solchen feyerliche Mahlzeiten beobachtet wird, geliefert haben. Guten Appetit (*)!

XII.

(*) Man sehe den Herrn von Barjoles.

XII.

Was behält Aachen von seinem vorigen Glanze? einen berühmten Namen, ehrenvolle und immer streitig gemachte Gerechtsame, einen unermeßlichen Bezirk, eine zahlreiche Geistlichkeit, einen schwachen Handel, eine sehr wenig beträchtliche Bevölkerung. Nichtsdestoweniger scheint Karl der Grosse immer über diese Stadt zu wachen. Von seiner himmlischen Wohnung herab bedeckt dieser Kaiser noch Aachen mit den Stralen seiner Glorie (*).

Sechs Feuersbrünste haben zu verschiedenen Zeiten diese Stadt in Verfall gebracht. Die letzte ereignete sich im Jahre 1656. Ein Schriftsteller, welcher vor kurzem einen umständlichen Bericht von den verschiedenen Veränderungen, die diese Stadt erlitten, herausgegeben hat (Herr von Barjoles), drückt sich, da er von dem letzten Brande spricht, also aus:

Die obrigkeitlichen Personen wollten zu Hülfe kommen. Sie suchten einen Ort, wo sie sich versammeln könnten, und fanden nicht ein Haus, das im Stande war, sie aufzunehmen.

Welch ein Gemälde des unglücklichen Zustandes, in

(*) Diese Stralen sind schwach. Kein Volk ist weniger stralend, als das, welches bettelt. Nun. . . .

in welchen sich die Einwohner versetzt sahen! Wie viele Sachen in wenig Worten! Eine Bemerkung, welche den Kummer des fühlbaren Lesers lindern kann, ist der lebhafte Antheil, den Cölln, Maestricht und die meisten benachbarten Städte an diesem traurigen Schicksale nahmen, welche sich in die Wette um das sanfte Vergnügen stritten, ihre unglücklichen Brüder zu trösten. Wie viele Ehre macht ein solches Mitleiden denjenigen, die es empfanden! Dieß setzt mich in den Fall, folgende zween Verse des Herrn Ritters von Saint-Peravi anzuführen:

Diese Zeit ist nicht mehr, es ist wohl schade!
Man liebt nicht mehr, wie ehedessen (*).

Der Schriftsteller, von dem ich schon gesprochen habe, macht über die Feuersbrünste eine sehr sinnreiche Anmerkung. Nach seiner Meynung hängen sich die aus den Bädern kommenden schwefelichten Dünste an die Mauern und das Holzwerk der Gebäude. Dieser Ueberzug,

(*) Ce tems n'eſt plus, c'eſt bien dommage!
On n'aime plus comme autrefois.

Es dünkt mich sehr wahrscheinlich, daß, wenn, welches Gott verhüte! ein ähnlicher Zufall der Reichsstadt Aachen nochmals wiederführe, sie wenig Tröster finden würde. Ihr Betragen gegen ihre Nachbarn ist wenig fähig, ihr die Zuneigung derselben zu verschaffen. Wie kann man ein Volk lieben, das sich selbst nicht liebt?

Ueberzug, setzt er hinzu, vermehrt die Brennbarkeit derselben und unterhält das daran angehängte Feuer. Nichts ist klarer, als diese Schlußfolgerung. Der Obrigkeit, welche unaufhörlich für die allgemeine Wohlfarth wachen soll, kömmt es zu, den leidigen Wirkungen dieser immerwährenden Verzehrung, so viel ihr möglich ist, vorzubeugen. Wer hindert die Säuberung der Mauern und des Holzwerks? Man läßt doch wohl die Schornsteine fegen. Die Wachsamkeit muß mit der Gefahr im Verhältnisse stehen. Wenn es um die allgemeine Wohlfarth zu thun ist, so muß das Aug der Obrigkeit immer offen stehen. Wenden wir unsere Blicke auf die Schweiz. Welche Polizey! und bey wem? bey dem vielleicht freyesten Volke in Europa.

Die Ehrenbezeugungen, welche man den Deputirten von Aachen an allen Orten, wo sie auf ihrer Reise zur Krönung des Kaisers durchkommen, erweißt, wirken eine sehr günstige Vermuthung für sie, und scheinen mir die Ansprüche der Stadt Cölln zu schwächen, die ihr den Rang streitig macht.

Indessen ist es doch wahr, daß auf dem Reichstage zu Worms der Deputirte von Cölln bey den freyen Städten den Vorsitz hatte. Aber kann man glauben, daß das Corpus der freyen Städte die Kühnheit so weit getrieben hat, derjenigen, welche Karl der Grosse mit dem erhabenen Titel der Haupt-

stadt des Reiches beehrte, das Recht des Sitzes unter ihnen streitig zu machen? Ist es wahrscheinlich, daß man behauptet habe, die Stadt Aachen sey keine blos Kaiserliche Reichsstadt? Was ist an dem Titel einer kleinen Republik gelegen? Eine Beleidigung ist kein Beweisgrund. Das Helvetische Corpus, welches weiser ist, macht dem Canton Zürch den Vorsitz nicht streitig; indessen ist der Canton Bern viel beträchtlicher (*).

Die Deputirten der Kirche zu Aachen werden bey der Krönung des Kaisers gänzlich freygehalten; sie sind aber nicht mit bey dem Feste. Die Deputirten der Stadt finden sich dabey ein und setzen sich vor denen von Nürnberg und Frankfurt, wie solches noch im Jahre 1764. geschehen ist.

XIII.

Der Hauptplatz zu Aachen ist in der alten Stadt; seine Form ist ungleich. Ein Springbrunnen macht die schönste Zierde desselbigen aus. Ueber diesem Springbrunnen ist eine Statue Karls des Grossen, von

(*) Der Verfasser ereifert sich mit Unrecht; er hat den Herrn von Barjoles mit zu grossem Zutrauen gelesen, und er giebt dem Werke dieses Schriftstellers eine Wichtigkeit, die der Verfasser niemals vermuthet hat. Der Herr von Barjoles giebt sich für keinen Evangelist aus.

von Kupfer, zu Fuß stehend, und sehr klein. Dieser Kaiser hält den Scepter in der einen Hand, und die Weltkugel in der andern; er hat seine Krone auf dem Kopfe. Diese Statue ist viel schlechter, als jene, welche die Bierbrauer zu Brüssel dem Prinzen Karl von Lotharingen errichteten und auf das Dach ihres Hauses stellen liessen (*).

Es wäre für die Wohlfarth des menschlichen Geschlechtes zu wünschen, daß der Magistrat eine kleine Säule, die neben dem Springbrunnen steht, abbrechen liesse; sie ist vom Jahre 1616. Nachdem sich Johann Kalckberner in einer im Jahre 1611. entstandenen Aufruhr an die Spitze der Rebellen gestellt hatte, ward er genöthigt, sich mit der Flucht zu retten. Der Bewegungsgrund seiner Empörung war, daß man ihm die den Protestanten in Deutschland verwilligten Privilegien streitig machte. Er starb bey dem Prinzen von Oranien, und auf Befehl der Kaiserlichen Commissarien wurde er in effigie enthauptet. Die Protestanten wurden aus der Stadt vertrieben; ihr Gottesdienst ist gänzlich abgeschafft worden. Am 1sten September jeden Jahrs feyert man diese Vertreibung,

bey

(*) Die Bierbrauerzunft zu Brüssel ist auch unendlich reicher, als die Stadt Aachen. Ich habe die beiden Statuen gesehen, und ich glaube, daß, wenn auch die zu Brüssel grösser ist, die zu Aachen doch besser angebracht ist.

bey welcher Gelegenheit man Karl den Grossen herumträgt. In diesem allem steckt ein grosser Grund christlicher Liebe.

Eine vor hundert Jahren geschehene That sollte gänzlich aus dem Gedächtniß der Menschen vertilgt seyn. Statt das Andenken derselben auf künftige Zeiten fortzusetzen, sollte es vielmehr verboten seyn, davon zu reden. Jedes Volk hat in dieser Rücksicht seine schwache Seite. Das Beinerhaus zu Murten ist ein des achtzehnten Jahrhunderts unwürdiges Denkmaal (*); die Procession des Mädchens von Verviers zu Lüttich (**) ist eine Demüthigung, gegen welche die Gerechtigkeit sowohl als der Wohlstand streiten. Diese schimpflichen Zeugnisse der Rachsucht unserer Väter

(*) An diesem Platze werden die Gebeine der Burgunder aufbewahrt, die in der berühmten Schlacht, welche ihr Herzog den Schweizern lieferte und die er verlor, getödtet wurden. Er liegt zwischen Peterling (Payerne) und Murten, näher an dieser letztern Stadt; eine lateinische und deutsche Aufschrift belehret den Wanderer, der eine von diesen Sprachen versteht, von dem Glücke der Schweizer und der Niederlage des Herzogs. Da die Schweiz ein Bundsgenosse Frankreichs ist, so könnte der Canton Bern, ohne sich etwas zu vergeben, dieses Beinerhaus wegschaffen lassen, und diese Gebeine, die zu nichts dienen können, in der Erde verbergen. Die Todten sind todt.

(**) Man sehe l'homme sans façon.

ter sind Quellen zu Erbitterungen, pflanzen die feindschaftlichen Gesinnungen fort, und machen uns nicht besser. Die Sanftmuth Benedicts XIV. erhielt von Ludwig XV. die Zerstörung jener Säule, welche an die frevelhafte Frechheit der Sbirren erinnerte. So muß man handeln. Die Rache muß nicht ewig währen; Zeit und Umstände verändern sich. Laßt uns die Aufrührer, welche die Ordnung stören, strafen, aber laßt ihre Schatten in Ruhe. Die Flucht des Kalckberner, die Vertreibung seiner Anhänger sind schon sehr grausame Strafen.

Gegen dem Springbrunnen über ist ein grosses Gebäude, das man für nichts anders, als für ein Rathhaus halten kann. Es ist eine, immer von Grenadiers besetzte Wachtstube da. Ich wünschte, daß dieses Gebäude an kein anderes stiesse. In diesem Stücke ziehe ich das Rathhaus zu Maestricht dem zu Aachen vor.

Das Rathhaus zu Aachen ist hauptsächlich wegen zween Thürmen merkwürdig, deren jeder an der äussersten Seite des Gebäudes angebracht ist. In dem einen ist die Uhr; der andere, welcher Thurm des Granus heißt, diente, wie man sagt, den Einwohnern zur Verschanzung, wenn sie Streifereyen von Seiten der Feinde befürchteten. Zu unsern Zeiten würde diese Verschanzung sehr schwach seyn.

Die Säle des Rathhauses sind ziemlich schön. Man hat das grosse Zimmer, welches, als sich die Kaiser zu Aachen krönen liessen, zum Feste diente, in zween Theile getheilt. Vielleicht hat man übel daran gethan, daß man diese Zimmer nicht ganz gelassen hat. Es giebt Monumente, die man immer unberührt lassen sollte.

Die Lage des Rathhauses läßt glauben, daß dieses Gebäude einen zu dem Pallaste Karls des Grossen gehörigen Theil ausmachte, welcher, allem Ansehen nach, an die Kirche stieß, die dem Kaiser zur Kapelle diente. Man behauptet, dieser Pallast habe vier Facciaten gehabt, welches sehr möglich war; aber ich begreife nicht, wie die Kirche eine von diesen Facciaten hätte seyn können. (Man sehe Herrn Barjoles).

Hinter dem Rathhause ist ein kleiner, ziemlich angenehmer, durch eine Allee von Bäumen verzierter und sehr schattenreicher Platz. Er ist ein langes Viereck, wo man einige artige Gebäude findet. Eines sieht man, auf dessen Vordertheile die vier Buchstaben S. P. Q. A. (*) stehen. Bey diesem Gebäude ist ein Thor, durch welches man in ein Kloster oder Kreuzgang geht, so mit der Kirche vereinigt ist (**).

Dieser

(*) Das bedeutet SENATVS POPVLVSQVE AQVISGRANVS.

(**) Und der Kreuzgang ist, im Vorbeygehen gesagt, immer

Dieser mit Fensterwerk versehene Kreuzgang ist dem Kreuzgange einer Ordensgemeinde ähnlich. Viele Fremde wagen es nicht hineinzugehen, aus Furcht, es möchte kein öffentlicher Durchgang seyn. Alle diese Gebäude sind zu modern, als daß man vermuthen könnte, daß sie von der Zeit Karls des Grossen wären. Das Feuer hat so oft die Stadt verheert, daß es thöricht seyn würde, zu glauben, daß der Pallast verschont geblieben sey.

Obgleich Karl der Grosse in seiner pragmatischen Sanction ausdrücklich versichert, daß der Pallast zu Aachen vom Granus einem römischen Fürsten, Bruder des Nero und Agrippa erbaut worden sey, so halte ich doch den Thurm des Granus gar nicht für das Werk dieses Fürsten, welcher mir solang als eine blos in der Einbildung bestehende Person vorkommen wird, bis man mir dessen Existenz bewiesen hat. Es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser selbst durch eine fabelhafte Tradition, die sich auf ein Wortspiel gründete, zu dem Irrthume verleitet worden ist.

immer sehr unsauber; man stellt Fässer hin, welche den Weg sonderbar verstellen, der ohnehin schon nicht zu breit wäre, wenn man ihn ganz liesse. Der junge Pöbel spielt da, der alte Pöbel bettelt. Dieß ist also ein Kreuzgang, der zu gleicher Zeit, ein Vorrathsplatz von Unrath, öffentlicher Durchweg, Keller, Spielplatz u. s. w. ist.

ist (*). Aus aquis - granum hat man Bäder des Granus gemacht. Gewiß ist die Etymologie nicht witziger, als jene von Rheims, welche Stadt wegen der Aehnlichkeit mit dem lateinischen Worte Rhemus den Remus zum Stifter haben soll. Sollte man wohl so wenig lateinisch verstanden haben, aquis-granum anstatt aquæ graneæ zu setzen? Man muß aufrichtig gestehen, daß man den Namen des Stifters von Aachen nicht weiß, und daß man, aus Mangel eines bessern, den Granus dahingesetzt hat, der sich diese Ehre gar nicht vermuthete.

Ein neuerer Schriftsteller, dem wir Briefe über Aachen zu verdanken haben, macht hierüber eine sehr vernünftige Anmerkung. Er bemerkt, daß die Verehrung und der Dienst des Apollo Granus in Deutschland eingeführt worden war. Er lehret uns, daß der dem Apollo gegebene Beynamen Granus von dem Walde Grinäus in Aeolien herkäme. Er setzt voraus, daß einige von der Nutzbarkeit der Bäder herbeygelockte Römer dem Gotte der Arzneykunst ein Denkmaal an dem Orte gestiftet haben mögen, wo man heute

zu

(*) Nicht Karl der Grosse, sondern der Herr von Barjoles ist zu einem Irrthume verleitet worden. Karl der Grosse hat die pragmatische Sanction nicht gemacht, und glaubte nicht an den Granus, weil es niemals einen Granus gegeben hat.

zu Tage den Thurm des Granus sieht ꝛc. Dieß alles ist nicht recht deutlich.

XIV.

Das Schicksal der kleinen Staaten ist, nur kleine Münze zu haben, und selten kömmt diese Münze aus dem Lande, wo sie geprägt worden ist. Es gehört nur für das Siegel der grossen Mächte, den Münzsorten einen allgemeinen Werth zu geben; doch muß dabey noch das Geld für gut erkannt seyn. Im leztern Falle befindet sich das französische Geld, welches wegen seines reinen Gehalts in allen Ländern gäng und gäbe ist (*).

Die

(*) Die kleinen Staaten erhalten sich nur durch ihre Industrie; man kann sie also deßwegen nicht tadeln, daß sie eine Münze haben, die viel geringer ist, als ihrer Nachbarn ihre. Ihre Kunst besteht hauptsächlich in der Umtauschung ihres Kupfers gegen das Gold der Fremden, und wenn sie übrigens gesellige Sitten haben, so verzeiht man ihnen diesen kleinen Betrug. Wenn dieses arme Volk bey seinem Elend noch verdorbene Sitten und den vesten Vorsatz besitzt, alles, was nicht es selbst ist, zu hassen, so hütet euch ja, es zu tadeln. Eure Vorwürfe gehören gegen den Fremden, der so thöricht ist, diese verderbte Nation zu bereichern. Indessen muß man nicht glauben, daß das unvermeidliche Schicksal der kleinen Regierungsformen darinn bestehe, sich verhaßt zu machen; Genf, Beinne, Neufchatel liefern den Beweis des Gegentheils.

Die Stadt Aachen hat eigentlich nichts als Münze, und da diese Münze nicht immer die nemliche ist, so ändert sie den Namen nach ihrer Gattung.

Das Mark ist ein kleines Stück Kupfer, dem Berner-Kreuzer ziemlich ähnlich. Man findet dergleichen Stücke, die 1, 2 bis 3 Mark gelten. Auf der einen Seite sieht man die Ziffer, welche den Werth des Stückes anzeigt; nemlich für ein Stück von 3 Mark:

III
MARCK
ACH.

Unter der Aufschrift sind die Ziffern, welche das Jahr, da das Stück geprägt worden ist, anzeigen. Rund herum ist der Name eines Kaisers; zum Beyspiele folgender;

FRANCISCUS I. D. G. ROM. IMP. SEMP, AUG.

Auf der andern Seite ist das Bildniß des Kaisers, mit folgender Umschrift rund herum:

MON. REG. SEDIS URB. AQUIS GR. (*).

Das Mark theilt sich in zwey grosse Bauschchen. Das Bauschchen theilt sich wieder in drey kleine

(*) Welches bedeutet: Moneta Regiæ Sedis Urbis Aquisgranensis.

kleine Bauschchen. Alle diese Bauschchen sind von einem sehr schmutzigen Kupfer.

Man zählt zu Aachen mit Gulden, Schilling, Thaler. Diese Art zu zählen ist blos numerarisch, das heißt, nach dem Werthe, den man dem Gelde beylegt.

Der Gulden gilt sechs Mark. Viele Leute wissen nicht, daß Floren seinen Namen von Florenz, der Hauptstadt in Toscana her hat, wo die ersten Gattungen, die diesen Namen geführt haben, geprägt wurden. Der Werth des Florins oder Gulden ist nach den Ländern verschieden.

Der Schilling gilt neun Mark.

Der Werth des Thalers ist sechs Schilling.

Nebst den Mark und Bauschchen hat die Republik auch noch eine kleine Silbermünze mit der Aufschrift: Cæsareæ coronationis locus. Diese Stücke sind zum Unglücke sehr selten. Jedes gilt 16 Mark.

Der Durchmarsch der Kaiserlichen Truppen hat in Aachen viele kleine deutsche Stücke verbreitet, die 20 Kreuzer gelten. Sie werden für Landmünze gehalten und zählen für 15 Mark. Es wäre wegen der allgemeinen Bequemlichkeit zu wünschen, daß die Silbermünze sich in Aachen vervielfältigte; daß man, zum Beyspiele, silberne Gulden und Schillinge prä-

gen

gen liesse. Diese kleinen Gattungen würden denjenigen, welche einen sechs Livres Thaler oder eine Louisd'or wechseln, den bittern Schmerz ersparen, nichts als eine schmutzige und eckelhafte Münze zusammen zu bekommen (*).

Es giebt keinen Canton in der Schweiz, wo nicht jeder Wirth ein gedrucktes Sorten-Verzeichniß von dem Werthe aller europäischen Münzsorten hätte. Diese Vorsicht verschaft die Sicherheit des Reisenden und des Eingebohrnen; sie ersparet Streitigkeiten und erleichtert den Handel sehr. Zu Bern, Freyburg, Sitten rc. weiß man, was ein Paolo gilt, und der Fremde, der ihn an Zahlung giebt, hat kein lächerliches Examiniren, noch eine beleidigende Weigerung zu befürchten. Der geringste Bürger in der Schweiz kennt den Werth einer Zechine so gut als der erste Fürst in Italien (**)?

Ich

(*) Der Verfasser hat eine silberne Münze namens Kopfstück vergessen, die dreyzehn Mark gilt. Es giebt auch silberne halbe Kopfstück, welche die Helfte weniger gelten, als die erstern. Beide sind sehr rar.

(**) Wie sollte wohl das Volk zu Aachen den Werth der fremden Münzen kennen? Es weiß nicht einmal, was die Münzen einer benachbarten Staaten werth sind. Mehr als zwey Drittheile von den Leuten in der Stadt haben niemals eine halbe Louisd'or gesehen. Ein armes Volk ist immer unwissend. Der Magistrat

sollte

Ich habe in keinem Gasthofe zu Aachen ein solches Sorten-Verzeichniß gesehen, wie in der Schweiz. Ich will diese Unterlassung nicht tadeln, welche auf Gründen beruhen kann, von welchen ich glaube, daß sie sehr wahrscheinlich sind (*). Ich bemerke nur, daß das Geld verschiedener Mächte in Aachen naturalisirt zu seyn scheint; nemlich das Kaiserliche, das Französische, das Sächsische, u. s. w.

Der Louisd'or gilt zu Aachen sechs und vierzig Schillinge. Wenn derjenige, der ihn jemand wechselt, keine andere Münze hat, als Mark und Bauschchen, alsdann wie viel Kupfer für ein wenig Gold!

Der sechs Livres-Thaler, welcher zu Aachen französische Krone heißt, gilt eilf Schillinge, fünf Mark.

Eine artige Silbermünze, die zu Aachen ziemlich gemein ist, ist der Conventionsthaler. Ein Conventionsthaler

sollte dem Bürger verbieten, die fremde Münze anzunehmen und solche den Fremden an Zahlung zu geben, von welchen man sie oft nicht annimmt. Die Redlichkeit allein ist die Seele des Handels.

(*) Worinn mögen diese Gründe bestehen? Könnte man einen einzigen derselben anführen, der triftig wäre? Die Gleichgültigkeit des Magistrats gegen die allgemeine Wohlfarth, diese ist die einzige Ursache aller Misbräuche.

ventionsthaler gilt zehn Schillinge. Es giebt auch silberne halbe Conventionsthaler, welche fünf Schillinge gelten.

Die Caroline und die Guinee haben den nemlichen Werth, wie der Louisd'or; überhaupt aber hat man um den Preis die Guinee nicht sehr gern, weil sie leichter ist, als die beiden andern.

XV.

Nach der Ehre, die Menschen zu regieren, und ihnen die Gerechtigkeit zu verwalten, giebt es keine, die einem empfindsamen Herzen mehr schmeicheln muß, als die Ausübung der Gastfreyheit. Der Gastwirth sagt zu der Nation, bey welcher er sich niederläßt: Setzt euer Vertrauen auf mich. Ich nehme es über mich, euch vor meinen Landsleuten vorzustellen, und euch dem Fremden werth zu machen. Der Gastwirth ist wirklich der Mensch aller Menschen. Grosse und Kleine, alle Reisende wenden sich an ihn; niemand kann seiner entbehren.

So wichtig die Verrichtungen eines Gastwirths sind; so groß das Zutrauen ist, welches sein Stand einflössen muß, so ist es doch nichtsdestoweniger wahr, daß man fast überall nicht viel aus ihm macht. Die Schweiz ist das Land, wo diese Profession am wenigsten ausgeartet ist. Man sieht daselbst denjenigen nicht für verächtlich an, dem man nichts vorzuwerfen hat,

als einen edeln Eifer, seines Gleichen zu dienen. Es ist billig, daß die Schweizer uns gute Beyspiele geben; wir bezahlen solche ziemlich theuer. Allein wir haben Unrecht, daß wir sie nicht befolgen.

Hier ist der Ort nicht, zu bemerken, warum in unserm philosophischen Jahrhundert der wesentlichste Handelsmann in die letzte Klasse des Handels gesetzt ist? Warum lassen sich die Regenten diesen natürlichen Gegenstand ihrer Sorgfalt nicht eifriger angelegen seyn? Warum ist der Gastwirth der Verachtung der Grossen und dem gerechten Tadel der Kleinen ausgesetzt? Warum hat das Publikum in ganz Europa keine andere Herberge, als Miethhäuser? Warum . . . . aber wir wollen die Warum nicht vervielfältigen. Meine gegenwärtige Absicht ist nicht, eine Abhandlung über die Gasthäuser herauszugeben, sondern zu untersuchen, ob man Ursache habe, die Gasthäuser in Aachen zu loben oder sich darüber zu beschweren.

Der Eigennutz dictirt fast alle unsere Urtheile. Der emphatische Panegyrist und der übertriebene Verläumder haben keine andere Triebfeder. Mancher, der über ein Frauenzimmer schimpft, würde ihr Anbeter gewesen seyn, wenn sie ihn eines zärtlichen Lächelns gewürdigt hätte. Man muß es gestehen, wir sind oft schlechte Richter. Wir beziehen alles auf uns. Wir schwätzen in den Tag hinein. Wir sehen nur uns selbst. Wir denken nur an uns; vermuthlich geschieht es aus

dieser leztern Ursache, daß sich niemand mit uns beschäftigt.

Wenn es einen Artikel giebt, in Ansehung dessen es für das Publikum wichtig ist, daß man aufrichtig gegen dasselbige sey, so ist es der Artikel von den Gastwirthen. Wie viele Wirthe werden bis in den Himmel erhaben, deren einziges Verdienst darinn besteht, daß sie einen durstigen Schriftsteller unentgeldlich getränkt haben! Wie viele unglückliche Wirthe werden mit Füssen getreten, die kein anders Verbrechen begangen haben, als daß sie eine rechtmäßige Schuld foderten! ein ungerechter Mann kann nach seinem Belieben seine Clienten emporschwingen, und diejenigen, die ihm misfallen, herabsetzen. Selten verläßt man sich auf ihn; nur den wahrheitliebenden Schriftstellern kömmt es zu, die allgemeine Meynung vestzusetzen. Wenn ich den dem Herrn Marion (im Papagey von Spa) ertheilten Lobsprüchen Beyfall gebe, so geschieht es deßwegen, weil solche die Wahrheit zum Grunde haben; weil jeder, der nach Vervier reiset, sich mit Sicherheit bey dem Herrn Marion einquartieren und gewiß überzeugt seyn kann, daß er in aller Rücksicht Ursache haben wird, zufrieden zu seyn. Ich muß also die Wahrheitsliebe vom Vater des Papageyen besitzen. Wer weiß, ob sich nicht meine Leser in Ansehung der Wahl eines Gasthofes auf mich verlassen werden? und wenn dieß wäre, wie verächtlich müßte ich ihnen scheinen,

nen, wenn ich sie irre geführt hätte! Mein Leser soll nichts zu befürchten haben. Ich könnte im Nothfalle in Gesellschaft eines Schelmen zu Mittag speisen, aber ich kann mir keinen Umstand vorstellen, da ich mich so weit herablassen könnte, einen Schelm zu loben.

Wenn mich ein in Aachen ankommender Fremder fragt, wo er sich einquartieren soll, so werde ich ihn auf meiner Seite wieder fragen, ob er reich ist. Giebt er mir eine bejahende Antwort, so werde ich ihn in den Londner Hof führen. Wenn mir der Reisende antwortet, daß er, ohne eben reich zu seyn, ein bequemes Auskommen besitze, so werde ich ihn führen . . . wohin? in den Londner Hof. Der Londner Hof schickt sich also für zwo Gattungen von Wesen, reiche und bemittelte Leute.

XVI.

Was ist denn also der Londner Hof? Einer der schönsten Gasthöfe in Aachen. Die Grösse des Gebäudes, die bequeme Eintheilung der Zimmer, die Höflichkeit des Herrn vom Hause, alles trägt dazu bey, diesen Schutzort der vornehmen Personen würdig zu machen, die ihn mit ihrem Zuspruche beehren.

Niemand ist im Londner Hofe fremd; Franzosen, Engländer, Russen, Schweden, alle können sich einander ohne Dollmetscher zu verstehen geben; genug,

wenn sie die Sprache ihres Landes reden. Herr Rouisse versteht sie und antwortet ihnen. Nur allein deßwegen würde Herr Rouisse also schon einer der vornehmsten Gastwirthe in der Welt seyn. Um der Mensch aller Menschen zu seyn, muß man ihre Sprache können. Die französische Sprache ist im Londner Hofe eben so gemein, wie die deutsche. Vater, Mutter, Kinder, Bediente verstehen diese beiden Sprachen (*).

Ein

(*) Wie hat der Verfasser, der ein so grosser Anhänger des Herrn Rouisse zu seyn scheint, vergessen können, daß sein Freund ein alter Diener Seiner Kaiserlichen Majestät war, und daß er die verdiente Invalidenverpflegung nicht angenommen hat. Wie? Ist das wohl fragenswerth? Wenn man in die Tochter verliebt ist, so verliert man den Vater bald aus dem Gesichte.

Mit Freuden mache ich einen Zug des Herrn Rouisse bekannt, den ich bezeuge, weil ich ihn liebe. Einer von den jungen Herrchen, die dazu geschaffen zu seyn glauben, überall Gesetze vorzuschreiben, kam in den Londner Hof, eine Dame zu beleidigen, die da logirte. Die Dame vertheidigte sich so gut sie konnte, aber ihre Standhaftigkeit verstärkte nur die Verwegenheit des Frevlers. Herr Rouisse hört Lärm; er begiebt sich in das Zimmer der Dame, will Einhalt thun, das junge Herrchen zeigt die Zähne; Herr Rouisse heißt ihn hinausgehen; er sagt, das würde er nicht thun. Was für einen Entschluß

nahm

Ein Fremder, der gern frische Luft schöpfen möchte, ohne aus seinem Gasthause zu gehen, freuet sich, in demselben einen Garten zu finden; diesen Vortheil genießt er in dem Londner Hofe. Nur allzu oft sind die Gasthäuser blosse Kerkerlöcher, wo der einmal eingesperrte Reisende kaum athmet.

In dem Londner Hofe kann man nur zweyerley Rollen spielen. Derjenige, der sich daselbst als ein grosser Herr zeigt, wird als ein solcher aufgenommen, als ein solcher geehret, als ein solcher bedient, als ein solcher behandelt, und am Ende vom Spiele muß er auch als ein solcher bezahlen. Der ehrbare Staatsbürger, der eine Herberge ohne Anspruch auf Complimenten begehrt und sich mit der gewöhnlichen, einem jeden Reisenden

nahm der Herr vom Hause? er eilte, seine Flinte zu holen, und, wären seine Kinder nicht gewesen, so hätte er den Kerl erschossen. Ich gestehe, das Verfahren ist militarisch. Aber es ist zu entschuldigen in einer Stadt, wo jede Person für ihre Sicherheit wachen muß. Die erste Pflicht eines Gastwirths ist, die Ruhe dererjenigen zu versichern, die bey ihm einquartiert sind. Ich glaube nicht, daß sich in Aachen ein einziger Mann befindet, der sich schmeicheln kann, das nemliche gethan zu haben. Die meisten Gastwirthe würden ihre Gäste erwürgen sehen, ohne daß sie es wagten, die mindeste Bewegung zu ihrer Vertheidigung zu thun. Verschiedene sogar wären im Stande, die Gegenparthie zu ergreifen.

senden schuldigen Besorgung begnügt, wird an den Tisch des Herrn vom Hause gelassen, und bezahlt nicht mehr, als in jedem andern Gasthause zu Aachen.

O Sie, nachsichtsvoller Leser, den ich vielleicht angenehm unterhalte, oder ihm Langeweile verursache, wenn Sie in dem alten Stalle, aus welchem Herr Rouisse einen so schönen Saal anzulegen die Kunst besaß, speisen werden und das Schicksal Sie etwa oben an dem Tische hinsetzen sollte, so sehen Sie zu Ihrer Rechten hin und sagen Sie mit empfindsamen Gefühle:

> Hier saß, von tausendfachem Feuer glühend,
> R * * * neben Hebe, und konnte sich nicht satt an ihr sehen (*).

Sie werden mein Nebenbuhler werden, aber ich werde mich nicht darüber beklagen.

> Wer keine Nebenbuhler hat, ist ein Wesen ohne Geschmack (**).

Das merkwürdigste, was ich im londner Hofe gesehen habe, ist: was? die ungeheure grosse Wohnung, welche der Herr Intendant von Valenciennes ein hatte? Nein, warlich nicht. Die bewundernswürdige Ordnung, die in diesem Hause herrscht? Nein. Die freundliche

(*) C'est là que N. . . . brûlant de mille feux,
Assis auprès d'HEBE, la dévoroit des yeux.

(**) Qui n'a point de rivaux est un être sans goût.

freundliche Leutseligkeit der Kinder? Nein. Was denn? Mademoiselle Rouisse (Marianne).

Ich habe viele Gasthäuser gesehen; ich habe mich auch in einigen sehr angenehm unterhalten. Ich erinnere mich mit Vergnügen an die Freuden, die ich in der Schweiz und in Italien genoß. Aber sind diese Freuden das sanfte Wonnegefühl werth, eine sechszehnjährige Person zu sehen, die bey der frischen Jugendblühte einen weit über ihr Alter erhabenen Verstand besitzt, die eine grosse Liebhaberinn vom Lesen ist und nur die guten Bücher gern hat; die mehr sich zu unterrichten, als gelehrt zu scheinen sucht, wenig und immer zu rechter Zeit spricht, sich über die Vorurtheile ihres Geschlechtes emporschwingt, ohne die Reize desselben zu verlieren, die verläumderischen Reden verachtet und niemals dergleichen hält? O Weiber! liebenswürdiges Geschlecht! möchtet ihr derjenigen gleichen deren Bild ich zu entwerfen suche! . . .

XVII.

Eine zärtliche Neigung allein war es nicht, welche die Schilderung des Londner Hofes übernahm. So liebenswürdig auch der Gegenstand, den er enthält, seyn mag, so besitze ich doch die Fähigkeit nicht, zu loben, und keine Rücksicht könnte mich verleiten, die Wahrheit zu verletzen. Indem ich den Vorzug einem Gasthofe gab, welchen ich untersucht habe und über

welchen ich ein Urtheil zu fällen berechtigt zu seyn glaube, war meine Absicht im mindesten nicht, irgend einen andern auszuschliessen. Ich sage es öffentlich: Man wird im Londner Hofe wohl seyn; man kann nicht besser seyn. Ich sage aber nicht, daß man anderswo nicht auch wohl seyn könne. Es wäre ungerecht, etwas zu versichern, das ich nicht kenne (*).

Ich sehe es in einem Gasthofe für einen grossen Vorzug an, wenn das Gesinde willfährig und gehorsam ist; ein Vorzug, mit welchem sich die äusserste Vertraulichkeit nicht zusammenreimen kann, der sich die meisten Wirthe gegen ihr Gesinde bedienen. Eine Magd, die gewohnt ist, mit ihrer Herrschaft zu spassen, hält sich frey von aller Pflicht der Ehrfurcht gegen die Fremden. Ueberhaupt giebt es wenig Gastwirthe, die werth sind, es zu seyn. Man sollte allen Leuten, die nicht auf Ehre halten, diese ehrbare Profession verbieten (**).

Ich

(*) Der Verfasser mußte wohl Aachen nicht gründlich kennen, weil er weder vom Grossen Monarchen, noch vom König von England Meldung thut. Wenn man ohne vorgefaßte Meynung spricht, so können diese beiden Häuser wohl dem Londner Hofe gleich kommen.

(**) Könnte dieß wohl in einer Republik statt finden, wo jeder das Recht zu haben glaubt, Gesetze vorzuschreiben?

Ich will die Untersuchung der Gasthöfe zu Aachen herzlich gern denjenigen überlassen, die sich diese Mühe geben wollen; nur will ich diese letzte Anmerkung über den Londner Hof hinzufügen; es wird nemlich in demselbigen auf niemand mit dem Essen gewartet; die Mahlzeiten werden zu einer bestimmten Stunde gehalten. Hieraus ist leicht zu schliessen, daß man keine schlechte Gesellschaft daselbst sieht. Die Schelmen haben die Häuser nicht gern, in denen es ordentlich zugeht; die Gesellschaft eines ehrlichen Mannes ist einem Griechen zuwider (*).

Es giebt sehr viele wohlerzogene Leute, die, weil

sie

schreiben? In jedem Lande, wo kein Mann existirt, der berechtigt ist, als Herr zu sprechen, ist alles, was Verordnung heißt, eine lächerliche Proposition.

(*) Das Uebertriebene ist überall ein Fehler, heißt es in einem Liedchen. Der Verfasser fällt zuweilen in diesen Fehler. Da der Londner Hof ein öffentliches Haus ist, so kann man daselbst Griechen, so wie anderswo, finden. Ein Gasthof ist, so wie eine Kirche, jederman offen, der sich darstellt. Nur muß man gestehen, daß man im Londner Hofe keine Griechische Bande findet; aber was Griechische Generals betrifft, so kann man dergleichen wohl antreffen. Was liegt daran? der Grieche ist nur bey der grünen Tafel fürchterlich; an der Gastwirthstafel ist er eben so liebenswürdig, als ein anderer.

sie in verdrüßliche Umstände gebracht sind, die grossen Gasthöfe sorgfältig vermeiden und gern einen ehrbaren Schutzort wünschten, wo sie zu keinem beträchtlichen Aufwande genöthigt wären. Herbergen von dieser Art sind nicht immer leicht zu finden, besonders in einer Stadt, wo man keine Bekanntschaften hat. Diejenigen, welche, nachdem sie mich gelesen haben, sich in diesem letztern Falle befinden, werden mir Dank dafür wissen, daß ich ihnen das Haus des Herrn Boisson in der Sanct-Peterstrasse anzeige. Dieses Haus steht an der Ecke der Strasse; es hat auf der Vorderseite drey Fenster, und kein anders Schild, als einen Dornbusch (*).

Der Herr Boisson ist aus Languedoc, und ehemaliger Corporal im Regiment Auvergne. Er besitzt keinen von den Fehlern, die man sich im Militarstande nur allzuoft angewöhnt. Er hat alle Munterkeit eines Franzosen beybehalten, und seine Frau, eine gebohrene Aachnerinn, verdient eben so viele Hochachtung, als er (**).

XVIII.

(*) In der nemlichen Sanct-Peterstrasse ist auch die Nadelfabrik; diejenigen, welche nicht wissen, wie solche gemacht werden, können diese merkwürdige Kenntniß erwerben.

(**) Zu eben diesem Herrn Boisson sagte ein Franzose: Boisson, wer sollte wohl glauben, daß Er ein alter Corporal ist? — Und Sie, mein

Herr,

XVIII.

Ich habe von den Bädern zu Aachen noch keine Meldung gethan, und ich nehme mir vor, diesen Artikel ganz kurz abzuhandeln. Diejenigen, welche die mineralischen Wasser lieben, können davon trinken; ich gestehe, daß dieses Getränke nicht nach meinem Geschmacke ist. Der Ewige ist ein guter Vater; er hat jedem Lande diejenigen Sachen gegeben, die seinen Einwohnern nothwendig sind. Wenn mich Gott zu Spa hätte lassen gebohren werden, so zweifle ich nicht daran, das der Pouhon meinen Beyfall erhalten haben würde. Gott wollte haben, daß ich an den Ufern der Seine sollte gebohren werden, und ich begnüge mich mit Flußwasser.

Man kann in der Medicin, so wie in der Theologie, sehr schöne, sehr lange, folglich sehr langweilige Abhandlungen verfertigen; aber selten beweisen diese Abhandlungen etwas anders, als daß diejenigen, welche sie verfassen, grosse Schwäßer sind. Wenn man beweißt, so ist man nicht wortreich.

Die Wasser zu Aachen besitzen gewiß Eigenschaften. Welche Wasser besitzen solche nicht? Gott hat nichts unnützlich erschaffen. Aber diese Eigenschaften sind

Herr, wer sollte Sie wohl für eine alte Militarperson haltend — Bravo! erwiederte der andere; gut angegriffen, gut vertheidigt.

sind nicht allgemein. Es giebt kein Mittel, das nicht, wenn es recht und zu rechter Zeit gebraucht wird, viel Gutes wirke; im Gegentheile gebraucht, schadet es. Wir haben einen Beweiß davon an den berühmten Ailhaudschen Pulvern. Man hat mehrere Bände von den durch dieses Mittel gewirkten Curen gedruckt. Was würde man nicht erst gedruckt haben, wenn man dem Publikum das Todtenregister dererjenigen hätte vorlegen wollen, deren Gruft diese Pulver gegraben hatten?

Es giebt Fremde, denen die Wasser zu Aachen Linderung verschaffen können; viele bekannte Curen dienen zum Beweise der Sache. Eben so wahr ist es aber auch, daß man sich derselben nur mit grosser Vorsicht bedienen muß. Die Aerzte vermuthen oft etwas, wovon erst noch die Frage ist. Um einen Kranken zu heilen, müßte der Arzt den Ursprung der Krankheit kennen. Kennt er diesen immer? Bemerkt er ein zuverläßiges Verhältniß zwischen dem Temperamente des Kranken und dem Tranke, den er ihm anräth? Ich habe an den Ufern des Genfer Sees viele Kranke gesehen, welche der Ruf des Hippocrates von Lausanne herbeygezogen hatte, und welche noch leben würden, wenn sie nicht aus ihrem Geburtsorte gekommen wären. Ein Arzt kann sehr grosse Einsichten besitzen; aber nie wird ein Arzt thun, was unmöglich ist. Die Gedult ist bey Krankheiten das wirksamste Mittel, das ein Weiser anwenden kann. Die Krankheit ist ei-

ne Art von Vacanzzeit für die Gesundheit. Leiden Sie! dieß ist alles, was Herr Missot einem Gelehrten, der (in Maestricht) drey Monate lang an der Pforte des Todes lag, zur Antwort gab. Leiden Sie! Welch schönes Recept! der Kranke hatte die in einem tiefen Schlafe und grosser Schwere des Kopfes bestehende Krankheit (carus.) Die Arzneymittel würden sein Leben abgekürzt haben; das: Leiden Sie hat ihm geholfen (*).

Wenn die Wasser zu Aachen verordnet sind, so muß man sich, sobald man angekommen ist, an einen Arzt wenden. „(Briefe über die „Stadt und die Wasser zu Aachen).“ So groß meine

(*) Der Kranke hat mir geschworen, daß er während seiner ganzen Krankheit nur eilf Besuche vom Herrn Missot erhalten hätte. Darüber habe ich mich recht gewundert, sagte er zu mir, daß dieser gelehrte Mann die Augenblicke errieth, da ich ihn verstehen konnte. Ich hatte kein Geld; auch hatte mich ein anderer Arzt verlassen. Herr Missot blieb taub gegen die Stimme der Geldbegierde, und verlor mich nicht aus dem Gesichte. Ich habe ihm das Leben zu verdanken. Urtheilen Sie von meiner Erkenntlichkeit. Der Zuspruch: Leiden Sie! zwo Arzneyen, zwey Klistiere, dieß war alles, was ein Arzt gebraucht hat, der, nach dem Richterspruche meiner Vernunft, immer einer der ersten Aerzte in der Welt seyn wird.

meine Ehrfurcht gegen den Akademiker ist, der diesen Rath giebt, so wage ich es doch, zu zweifeln, daß irgend ein Arzt zu Aachen entscheiden könne, daß die Wasser einem fremden Kranken wesentlich behaglich sind. Die meisten schwächlichen Leute sind allzu unwissend, als daß sie beschreiben könnten, was sie leiden, und nicht alle Aerzte besitzen die Kunst, zu errathen. Ich werde mit Vergnügen ein glaubwürdiges Zeugniß anführen; es ist vom Herrn Doctor Bienville. Einst, da ich die Ehre hatte, mit diesem klugen Arzte zu Mittag zu speisen, wagte ich es, ihn zu fragen, warum man so viele junge Leute sterben sähe. Deßwegen, antwortete er, weil die jungen Leute sich mit dem Leben zu sehr eilen, und viele Aerzte sich mit dem Curiren zu sehr eilen. Es gehört zu allem Zeit. Aber, fuhr ich fort, warum eilen sich diese letztere so sehr? Deßwegen, erwiederte mir der Doctor Bienville, weil die Aerzte nicht immer thun können, was sie wollen. Es giebt wenig Kranke, die nicht selbst besser unterrichtet zu seyn glauben, als derjenige, den sie um Rath fragen. Oft nimmt man einen Arzt nur pro forma, und dieser conflictus jurisdictionis gereicht selten dem Kranken zum Vortheile (*).

Man

(*) Hert von Barjoles sagt, es seyen fünfzehn Aerzte zu Aachen; vermuthlich zählte er sich nicht. Wie viele Henker in einem Lande, wo alles zum Leben reizt, und wo man mehr Banquiers als Aerzte nöthig hat.

Man sagt, daß das sogenannte Kaiserbad dasjenige gewesen sey, in welchem sich Karl der Grosse badete. Dieser Ursache wegen ist es sehr empfehlungswürdig. Im Jahre 1540. ließ der Magistrat dieses Gebäude, welches die Feuersbrünste zerstört hatten, wieder herstellen. Man theilte das Bad, welches dem Kaiser gedient hatte, in mehrere Bäder. Man behauptet, es seyen mehr als hundert Personen in dem nemlichen Bade mit Karl dem Grossen gezählt worden. Dieser Fürst war ein Liebhaber von Gesellschaft.

Es giebt noch eine überaus grosse Menge anderer Bäder, von denen schon so viel gesagt worden ist, daß ich hierüber nichts mehr zu melden habe. Ich halte sie alle für gleich nützlich.

XIX.

Das Campusbad ist einigermassen der Mittelpunkt von Aachen; man sieht darinn Gasthöfe, ein Caffeehaus, die Redoute, eine schmale Galerie, unter welcher alle diejenigen spazieren gehen, die Liebhaber vom Spaziergehen sind, vom Fürsten an bis auf den Bettler. Des Morgens findet man daselbst die, so Linderung an der Quelle suchen. Diese Quelle giebt, im Vorbeygehen gesagt, einen Geruch von sich, der dem Geruche von Lavendelwasser eben nicht vollkommen gleich kömmt; wenn der Liquor derselben dem Ge-

schmacke nicht mehr schmeichelt, als dem Geruche, so darf man die Trinker um die Wollust, die sie dabey geniessen, nicht beneiden. Man sagt, daß das Wasser dieser Quelle grosse Eigenschaften besitze. Transeat. Ich glaube an die Kraft desselben so wie an die Redlichkeit des Wucherers Blite; und, wenn man mich nur nicht zwingt, eine Probe vom einen oder vom andern anzustellen, so will ich sie alle beide anpreisen (*).

XX.

Der männliche Mensch wird zu einem Barte gebohren. Ohne Zweifel wollte ihm der Schöpfer diese unterscheidende Eigenschaft beylegen, in deren Besitz er schon sehr lang gewesen ist, und an gewissen Orten noch ist. Das Weib, so keinen Bart am Kinne hat, hätte gern in diesem Stücke ihrem Oberhaupte gleich seyn mögen. Dieß ist nicht möglich; der Mann mußte also, um seine Gefehrtinn zu befriedigen, darein willigen, seinen Bart abzuschneiden. Er willigte darein. Diese Gefälligkeit legte den Grund zum Bartscheeren.

In Frankreich rasirt ein Perückenmacher; er verrichtet dieses Geschäft, welchem die Wundärzte entsagt haben (**), oft ziemlich gut; diese begnügen sich damit,

(*) Diese Quelle versteckte einen von den Bogen der Halle; sie ist im Jahre 1785. abgebrochen worden.

(**) Dieß ist nicht in allen Provinzen.

mit, daß ihr Oberhaupt ein gebohrner General der Balbierer, Perückenmacher, Bader u. s. w. ist. Im Grunde ist wenig daran gelegen, von wem man rasirt wird, wenn man es nur wird. Indessen haben die Perückenmacher insgemein ihre Hände mit Pomade, Talg, Puder rc. bedeckt; solche Hände sind ein wenig eckelhaft, und diese Ingredienzen machen, wenn vollends noch die Seife dazu kömmt, ein sehr unangenehmes Gemansche auf der Physionomie.

Die deutschen Wundärzte, die nicht so verschmähend sind, wie die französischen, haben das Recht, den Bart zu scheeren, beybehalten. In Aachen ist es also ein Aderlässer, der Ihnen den Dienst erweiset, Sie zu barbificiren; zwey kupferne Becken dienen diesem Kinde des heiligen Cosmus zum Schilde, und überall, wo man dieses redende Schild hängen sieht, kann man versichert seyn, daß man Hände finden werde, die bereit sind, das Kinn zu bekratzen.

Die meisten solcher Rasierplätze sind sehr eng, und gleichen eher Winkellöchern, als öffentlichen Orten. Die Ober-Rasirer überlassen fast immer das Departement des Scheermessers den Lehrjungen,

Deren noch ungeübte Neulings-Hand
Das ganze Gesicht in die Folter spannt (*).

Man

(*) De qui la main encore novice
Vous met la figure au supplice.

Man bindet Ihnen ein grosses Tellertuch um den Hals; dieß ist das Parade-Leintuch; über dieses legt man noch einen andern Extract von einer Serviette, der ungefehr bis an die Brust reicht. Alsdann wascht Sie der Feldscheer, gleichsam um Gottes willen, das heißt, fast gar nicht. Postea zieht er die Säge ab, die Ihren Bart vermindern soll. Glücklich ist der geduldige Bärtige, der die Operation aushalten kann, ohne sich zu beklagen. Wenn die Cerimonie vorbey ist, so trocknet man Sie mit dem Servietten-Extract ab, und eilet sich, Ihnen das Tellertuch abzureissen, aus Furcht, Sie möchten auf den Einfall gerathen, sich damit abzuwischen. Ich bin an mehrere solche Rasierplätze gekommen, und immer mit dem sanften Vergnügen wieder herausgegangen, welches ein Mensch empfindet, dem man so eben die Haut abgeschabt hat. Diese Methode ist sehr verehrungswürdig; ich verwerfe keine Art; aber das ist die schmerzhafte Art.

Die Balbierer zu Aachen putzen, nach dem Beyspiele ihrer deutschen Mitbrüder, ihr Scheermesser auf einem von ihren Fingern ab, und lassen mit einer unglaublichen Geschicklichkeit diese Extraction in ein kleines Geschirr von Meßingblech abgleiten, welches hinter dem Rücken des armen Sünders an den Schnüren des Tellertuches angehängt wird.

In Genf, so wie in Aachen, steht die Physionomie der bärtigen Leute in der Gewalt der Balbierjun-

gen;

gen; aber in Genf kreischen die Scheermesser nicht und man hat Wasser, so viel man will; man wird vollends ausrasirt und hat zum Sitze einen grossen Lehnsessel, in welchem man wie in seinem Bette liegt. In Aachen hockt man auf einem kleinen Stühlchen, das ziemlich einem Schemel gleicht. Bey allen diesen Vortheilen dankt man in Aachen dem Himmel, wenn man nicht von einer zänkischen Frau, oder von geschwätzigen Mädchen, oder wohl gar von kleinen Kindern betäubt wird, welche die nicht sehr vortheilhafte Lage des Unglücklichen zu beweinen scheinen, der die Hauptrolle bey dieser rasirenden Expedition spielt.

O! ihr, die ihr mir das Kinn hart schindet,
Meine Aderlässer, aus Erbarmen, nehmt eine andere Manier an (*).

XXI.

Zu Aachen wird Tag und Nacht gespielt. Die Redoute ist das Haupttheater, auf welchem man sich im Namen der vier Könige schlägt. Diese Redoute liegt am Campusbade. Auf dieser Redoute werden auch die Bälle gegeben, wo die Mannsleute für einen kleinen Thaler zugelassen werden; die Frauenzimmer tanzen gratis. Die Bälle werden dem Publikum durch den

(*) O vous! qui durement m'écorchez le menton,
Mes saigneurs, par pitié, daignez changer de ton!

den Druck angekündigt, und man vergißt dabey ja den Namen vom Eigenthümer des Hauses nicht, wo die Assemblee gehalten wird. In Aachen, so wie in Spa, gehören die öffentlichen Häuser Privatpersonen.

Nicht weit von der Redoute ist ein neues Gebäude, welches, wie man sagt, selbst zu einem Assembleehause dienen soll. Das Publikum wird nichts dabey verlieren. Der Hauptsaal ist groß und so ziemlich ausgeziert; die Decke hat eine schöne Höhe. Leute, die sich für Kenner ausgeben, finden ihn zu sehr mit Zierrathen beladen; man muß glauben, daß diese Kenner keine Liebhaber vom Zuviel sind. Ich will mich nicht in die Klasse dieser Herren setzen; aber dennoch glaube ich, daß der Eingang eines öffentlichen Gebäudes nicht würdig ist. Der hölzernen Treppe fehlt es an der Breite.

Man findet hinter dieser zukünftigen Redoute einen kleinen Platz, aus welchem man einen Spaziergang anzulegen willens ist. Diejenigen, welche restituirende Bedürfnisse fühlen, können sich einer aromatischen Galerie bedienen, die mehr lang als bequem ist. Der Baumeister, der den Plan zu diesen Priveten gab, dachte nicht an die Damen. Ich glaube gern, daß niemals ein Frauenzimmer vom Stande die Raserey gehabt hat, eine Probe mit diesen Depositarien anzustellen. Vielleicht wird man einst dieses Gebäude wieder von neuem aufführen und die Cabineter auf eine

würdigere

würdigere Art für das schöne Geschlecht einrichten. Ich wünsche es von Herzensgrund, denn es ist hart für eine Coquette, ihr Postscriptum zu lädiren. Es giebt deren so viele, deren ganze Glückseligkeit in diesem werthen Gegenstande besteht.

Man behauptet, daß das Verlangen, zwo Buden anzubringen, nicht wenig zu den Mängeln beygetragen habe, die man an der zukünftigen Redoute bemerkt. Wenn von öffentlichen Gebäuden die Frage ist, sollte man nicht in so kleinen Punkten nachgeben? Ein geringes Interesse macht oft grosse Thorheiten begehen.

Das Spiel versammelt in der Redoute Leute von jeglichem Stande und Range. Die Spieler und die Mädchen machen hier den größten Lärm. Die Repräsentanten Griechenlands spielen da die Hauptrolle; sie sind für solche anerkannt, und machen sich eine Ehre daraus. Es ist nur alsdann eine Unehre, ein Grieche zu seyn, wenn man von der niedern Klasse ist. Die Caroteurs sind der Abschaum Griechenlands, so wie die Kapuziner unter den Ordensgeistlichen (*).

Die Bank giebt einen reizenden Gegenstand für alle

(*) Man nennt denjenigen einen Caroteur, der um einen kleinen Thaler spielt. Ein Caroteur ist gleichsam wie gebrandmarkt. Jeder Stand hat seinen Codex.

alle diejenigen ab, die sie sehen; diese treulose Dirne richtet beynahe alle ihre reichen Liebhaber zu Grunde und ernährt sie, wenn sie nichts mehr haben. Man sieht um sie herum ein unzählbares Heer Bettler, die weder Vermögen noch Fähigkeiten besitzen, die sich unaufhörlich beklagen, die wenigstens hundert Louisd'or jährlich verzehren, und die blos allein durch sie schadlos gehalten werden.

Man hat mir einen sehr sonderbaren Banquier gewiesen (*). Es war ein Mann, der stolz darauf war, eine empfindsame Seele zu besitzen, und sich dessen nicht schämt. Ob er gleich eine ungeheure Menge Undankbarer zählt, so reißt ihn doch sein Schicksal hin; er ist immer dienstfertig. Eine glaubwürdige Person hat mir versichert, daß der nemliche Banquier, da er ein Paar neue seidene Hosen anzog, sie sogleich wieder auszog, um sie einem armen Teufel, der keine hatte, zu schenken. Man hat viele Heilige in den Himmel versetzt, die keine so schöne Handlungen begangen haben. Wenn man jemals einen Banquier selig spricht,

(*) Obgleich der Verfasser diesen ausserordentlichen Banquier nicht nennen wollte, so glauben wir doch, sagen zu können, ohne weder den einen noch den andern zu beleidigen, daß er Herr *Le Blanc* heißt. Warum soll man es verheelen? Nur die Laster muß man verschweigen; es ist immer eine Ehre, Tugenden öffentlich bekannt zu machen.

Anmerkung des Herausgebers.

spricht, so hoffe ich, daß dieser den Vorzug haben wird. Man hat mir auch noch gesagt, daß dieser Banquier bey dem Anblicke eines leidenden Menschen so schmerzhaft gerührt wurde, daß das sanfte Gefühl, einen andern sich verbindlich zu machen, ein Bedürfniß wurde. Wer nur blos die Banquiers in Spa gesehen hat, wird nicht an dieses erhabene Bedürfniß glauben. Selten vermuthet man dasjenige, was man nicht im Stande ist zu thun. Ueberhaupt beklagt man sich nicht über die Banquiers zu Aachen. Es sind nicht alle auf gleiche Weise uneigennützig und dienstfertig. Ohne den Geiz würde man den Werth der großmüthigen Freygebigkeit weniger kennen. Hartherzige Leute machen uns die wohlthätigen Leute noch werther. Dieser letzte Titel erinnert mich wieder an das Betragen des Herrn von Meilhan (*) gegen verschiedene Unglückliche; er erinnert mich an eine rührende Rede, die er an die Frau Marquisinn von Tonnerre hielt, und die zu schön ist, als daß ich sie nicht hier niederschreiben sollte: Wir wollen noch ein Geschäft zu Ende bringen; wir werden zwo schöne Thaten in einem Tage verrichtet haben. Wie ruhig ist der Schlaf, wenn man abends beym Niederlegen sagen kann: ich habe zween glücklich gemacht! Zu welcher Zeit sprach Herr von Meilhan so? An dem Tage, da er die Danksagungen eines Frauenzimmers von Stande erhielt,

(*) Intendant von Valenciennes.

erhielt, der er aus der Noth geholfen hatte. Das Vergnügen, eine gute That begangen zu haben, war nicht genug für ihn. Seine thätige Seele wollte noch die Gelegenheit ergreifen, die sich zeigte, und sie ergriff sie.

XXII.

Verschafft das Spiel Gutes oder Böses zu Aachen? Das ist eine grosse Frage. Wer wird es wagen, sie zu entscheiden? Die Spieler? Nein, sie sind dabey intereßirt. Die Gegner der Spieler? Sie sind keine competente Richter. Ich? Mit welchem Rechte? Doch muß ich meine Meynung sagen.

Das Spiel, als eine Erholung betrachtet, stiftet viel Gutes in der Gesellschaft; es zerstreuet, vertreibt die Langeweile, es beschäftigt. Als Leidenschaft betrachtet, ist das Spiel demjenigen, der gewinnt, eben so nachtheilig, als dem, der verliert; der letztere wird zu Grunde gerichtet, und der erstere hat Schande davon. Unter allen möglichen Arten, sich zu bereichern, giebt es keine unedlere, als sein Glück auf den Untergang anderer zu bauen (*).

Kann man die Leidenschaft des Spiels ausrotten? Ich glaube es nicht. Wenn es einen wesentlichen Theil der

(*) Jeder Mensch, der sich bereichert hat, muß, wenn er aufrichtig ist, gestehen, daß man, um sein Glück zu machen, irgend jemand zu Grunde richten muß.

der Plagen, welche das menschliche Geschlecht quälen, ausmacht, so wollen wir uns gar nicht mit dem Project einer idealischen Ausrottung beschäftigen, sondern uns mit Palliativmitteln begnügen, welche machen, daß diese Leidenschaft weniger nachtheilig wird. Wir wollen die Menschen spielen lassen. Wir wollen ihr Spiel einschränken und verhindern, daß sie nicht in Ausschweifungen gerathen; aber spielen sollen sie (*).

Das Spiel zu Aachen verbieten, wäre eine Thorheit. Das Spiel, sagt man, ist ein Gift. Aber das Gift ist nur für diejenigen gefährlich, die nicht daran gewohnt sind. Das, was man einen ungeheuer grossen Verlust nennt, ist für einen Spieler eine jener alltäglichen Begebenheiten, die er kaum einer Bemerkung würdigt. Läßt sich der Seefahrer vom Sturme abschrecken? Fürchtet sich der Held vor einer Kanone?

(*) Und wenn sie spielen werden, wie will man es anfangen, um zu verhindern, daß nicht einer den andern zu Grunde richte? Der französische Adel hat beschlossen, daß man alles bezahlen solle, was man auf sein Ehrenwort verliert; obgleich die **Marschälle** allen möglichen Verlust auf die geringe Summe von hundert Pistolen (tausend französische Livres) eingeschränkt haben. Dieses Mittel ist vielleicht eines der besten, den Ausschweifungen vorzubeugen. Man spricht nicht von der Leidenschaft, weil die Leidenschaft nicht raisonnirt.

none? O! mein lieber Freund, weil du kleine Augen hast, so würde ich Unrecht haben, wenn ich foderte, daß du im Grossen sehen sollst. Derjenige, der sich vom Guardian der Kapuziner leiten läßt, hat das Privilegium, dumm in den Tag hinein zu schwätzen; aber er muß sein Privilegium nicht misbrauchen.

Mein Herr, schreyt mir eine Harpye zu, mein Mann ist ein Lump, der sogar bis auf meine Diamanten verspielt hat. — Ihre Diamanten! ey! Madame, warum hatten Sie Diamanten?

Ich billige das Betragen desjenigen nicht, der seine Frau Mangel leiden läßt, um seine Leidenschaft zu befriedigen; aber ich bedaure ihn. Man spielt überall; man hat immer gespielt und man wird immer spielen; ein Spieler ist ein Mensch, wie ein anderer auch. Insgemein ist er gut, aufrichtig, menschenfreundlich, zuweilen großmüthig. Wir wollen also die Leute spielen lassen! Ich habe das Recht, alles das zu sagen, weil ich kein Spieler bin. Uebrigens sehe ich lieber Spieler zu Aachen, als Pilger zu Rom; wenn auch gleich diese frommen Landstreicher alle dem Herrn Joseph Benedict Labre gleichen sollten, der, wie man weiß, selig in futuro ist.

Ein Spieler (sagt Herr von Barjoles, da er von Aachen spricht) hat hier das angenehme, sich auf die Art, wie es ihm am besten gefällt,

zu Grunde zu richten. Ich bin seiner Meynung, und ich finde das sehr angenehm. Denn ich bin immer ein Verfechter der Freyheit gewesen. Was die Erlaubniß zu spielen betrifft, welche, nach dem nemlichen Schriftsteller, der Redlichkeit des Herzens der Obrigkeit so schwer fallen soll, so sind wir hierinn nicht mit einander einig. Jeder sieht nach seiner Weise. Ich habe unendlich viele Ehrfurcht für den Herrn von Barjoles; ich habe eine wahre Hochachtung gegen seine Fähigkeiten; ich glaube, daß er es redlich meynt; aber der Magistrat zu Aachen weiß wohl, was er thut; und niemals wird der Selbstmord des Ramier etwas gegen das Spiel beweisen, ausser daß das Uebertriebene überall ein Fehler ist. Und ich glaube, daß niemand daran zweifelt.

XXIII.

Nichts ist dem Menschen unmöglich; das Genie kennt kein unüberwindliches Hinderniß. Diese Wahrheit ist allen Zeiten und allen Ländern eigen. Ehe der Herr Dufour zu Maestricht den Geschmack an der französischen Litteratur nnd der schönen Druckerey eingeführt hatte, wurde dieses Project für lächerlich gehalten. Seitdem hat Herr Cavelier die nemlichen Schlüsse befolgt, und gleichfalls durchgesetzt. Nun schämt sich der vernünftig denkende Theil der Leute zu Maestricht nicht mehr, zu gestehen, daß die französische Bücher zu etwas gut sind.

Diese

Diese zu Maestricht schon erwiesene Wahrheit war im Jahre 1784. zu Aachen noch unbekannt. Auf diesen Zeitpunkt muß man zurückgehen, um den Ursprung des litterarischen Cabinets zu kennen. Es war also noch Franzosen vorbehalten, die Macht ihrer Sprache zu Aachen fortzupflanzen, und den Einwohnern einen solchen Genuß zu verschaffen, von dem sie noch nicht einmal einen Begriff hatten. Niederträchtige Verläumder einer Nation, deren Uebergewicht euern Haß nähret, schlaget die Augen nieder und werdet schamroth. Die Franzosen sind dazu gemacht, ihres gleichen aufzuklären, und nicht, sie zu hassen; die fremden Länder haben immer den heilsamen Einfluß ihrer Einrichtungen verspürt.

Alles widersetzte sich gegen die Anlegung eines litterarischen Cabinets zu Aachen. Viele Personen wünschten es, niemand wagte es, eine solche Unternehmung auszuführen. Man mußte das Vorurtheil besiegen, die Widersprecher zum Stillschweigen bringen, Vorschuß thun, den die meisten für verlohren hielten. Indessen haben doch die Herren de Saint-Aubin, Vater und Sohn, diese Unternehmung gewagt. Der glückliche Erfolg, der eine so edle Kühnheit gekrönt hat, muß die kleinen Geister und die Neider beschämen. Die Dankbarkeit der Gelehrten allein kann diesen wichtigen Dienst vergelten.

Das litterarische Cabinet ist der Mittelpunkt

telpunkt der guten Gesellschaft geworden; es ist, nach der Redoute, der Ort, der zu Aachen am meisten besucht wird; man gewöhnt sich daran, seine Zeit zwischen dem Studieren und dem Spiele zu theilen. Diese Theilung hat die Sitten derjenigen gemildert, die sich dazu entschlossen haben. Der wahre Litteraturkenner kann kein wilder Mann seyn.

Es wäre unbillig zu fodern, daß dieses noch neue Institut den Grad der Vollkommenheit erreicht haben solle, dessen es fähig ist, und welchen die Zeit allein ihm verleihen kann. Die Stifter haben den Anfang damit gemacht, den Gelehrten dieses Heiligthum der Wissenschaften zu eröffnen, und die größte Anzahl hat sich nicht von dem jährlichen Tribut befreyen wollen, der zur Unterhaltung des litterarischen Cabinets beytragen muß. Man wünschte, daß der Platz grösser wäre (*).

Man findet im litterarischen Cabinet alle periodischen Schriften von Europa; man kann sich daselbst

(*) Das litterarische Cabinet ward anfangs in einem bequemern Platze installirt, als derjenige ist, wohin es gebracht worden ist. Um einem Billard Platz zu machen, ward man genöthigt, den Wohnungsort zu ändern. Da das Spiel zu Aachen älter ist, als die Wissenschaft, so war es billig, daß diese letztere jenem den Vorzug ließ. Den alten Gebräuchen ist man den Vorzug schuldig.

daselbst alle Bücher, die man nöthig hat, leihweise verschaffen. Man abonnirt sich nach Belieben Tagweise, für eine Woche, für einen Monat, für ein Jahr. Der günstigste Zeitpunkt für die Litteraturliebhaber ist die Zeit, da man in die Redoute geht; alsdann wird dieser Schutzort ruhig und still. Die politischen Sprecher, die Calculatoren, die Schwätzer verschwinden; nur studirende Leute bleiben da. Zum Unglücke bleiben deren noch wenig.

Um diesem Gebäude einen dauerhaften Bestand zu verschaffen, mußte man die größte Toleranz gebrauchen; es hatten sich einige Misbräuche eingeschlichen. Die Zeit und die Klugheit der Administratoren werden solche abschaffen.

Es findet sich bey dem litterarischen Cabinet eine Unbequemlichkeit, die mit allen Versammlungshäusern, wo man bezahlt, verbunden ist. Man sieht daselbst Leute von allerley Ständen, Eigenschaften und Range. Was ist fähiger, die Menschen zusammen zu vereinigen, als die Wissenschaften?

Der Philosoph muß Unterhaltung finden, wenn er diese Menge verschiedener Wesen betrachtet, welche die Langeweile oder das Verlangen, sich zu unterrichten, bey einander versammelt. Wenn er auch den bittern Schmerz empfindet, Thoren sich satt schwätzen zu hören, so genießt er doch das Vergnügen, den

Weisen

Weisen lachen und schweigen zu sehen. Fast überall sind insgemein die Redner an öffentlichen Orten Narren. Der unterrichtete Mann ist behutsam, er fürchtet sich, zu reden, und ist besorgt, man möchte ihn nicht verstehen.

Die Administratoren des litterarischen Cabinets haben auch noch den Auftrag, die Liste aufzusetzen. Diese monotone Nomenclatur würde ein sehr wichtiges Nachrichtsblatt werden können, wenn der Magistrat nicht immer geneigt wäre, sich den litterarischen Errichtungen zu widersetzen. Es ereignen sich zu Aachen täglich Begebenheiten, deren öffentliche Bekanntmachung den Fremden belustigen würde; aber der Magistrat will nicht, daß man sich belustige.

Die Ankunft der Frau Gräfinn von Sabran und des Herrn Ritters von Boufflers im litterarischen Cabinet hat zu folgendem artigen, aus dem Stegreife verfertigten Gedichte Anlaß gegeben, dessen Verfasser der Herr von R. seyn soll:

Saint-Aubin, welche glückliche Vorbedeutung
Zeigt sich für dich an diesem Tage!
Apollo, des himmlischen Aufenthalts überdrüßig,
Kömmt, deinen Lesesaal zu besuchen,
Mit der Mutter der Liebe (*).

Wenn

(*) SAINT-AUBIN, quel heureux augure

Pour

Wenn alle aus dem Stegreife verfertigten Gedichte diesem glichen, so würde man nicht so oft beym Lesen derselbigen gähnen müssen.

Ein niedliches Herrchen, so die Rolle eines Reformators spielen wollte, beklagte sich höchlich darüber, daß man die Hunde ins litterarische Cabinet liesse. Warum sollten sie nicht hineinkommen dürfen, antwortete ein Cyniker, da doch die Esel hinein dürfen. Der Reformator schwieg, und der Cyniker setzte im Fortgehen hinzu: Man muß gestehen, daß der Mensch schrecklich dumm ist (*).

XXIV.

Cachembourg ist der Name der Suffragantinn, die unter der Redoute als ihrem Metropolitan steht. Hier halten die Spieler ihre Vesper. In diesem Häuschen fängt das Spiel ungefehr um vier Uhr nachmittags

Pour toi se présente en ce jour!
APOLLON, dégoûté du céleste sejour,
Vient visiter ton salon de lecture,
Avec la mère de l'amour.

(*) Eine Säule wird den künftigen Jahrhunderten melden, daß zween Menschen sich in die Lüfte geschwungen haben. Es würde nicht minder nützlich seyn, eine Säule an dem Thore des litterarischen Cabinets zu errichten und mit grossen Buchstaben darauf zu setzen: Hier wagten es Franzosen, den Wissenschaften einen Tempel zu bauen. Im Jahre 1784.

nachmittags an. Sie liegt ausserhalb der Stadt ungefehr einen Flintenschuß weit von dem Sanct-Adalberts Thore.

Der Saal, in welchem gespielt wird, ist groß und hat auf beiden Seiten Fenster, welches den Beobachtern das Vergnügen verschafft, auf die Landstrasse oder in den Garten zu sehen. Ein Officier und zween Grenadirs befinden sich daselbst, um, wie man sagt, gute Ordnung zu erhalten. Die gewöhnlichen Besucher in Cachembourg sind die nemlichen wie in der Redoute, und man unterscheidet mit dem ersten Blicke die Personen, die nicht würdig sind, in dieses Heiligthum des Plutus zu dringen. Ein ruhiger Versmacher hat heute (den 16ten Julius 1785.) die traurige Erfahrung davon gemacht. Die Herren Fleuri und Bellegarde hatten ein Contrafechten in diesem Saale gehalten. Als ein Freund aller Künste, hatte sich das arme Kind des Phöbus auch daselbst eingefunden, um diese Klopffechter zu bewnndern. Auf das Contrafechten folgte das Spiel; er glaubte, einen Augenblick beobachten zu können; er hatte sich aber geirrt. Der Officier ließ ihn schimpflich hinausführen und sagte zu ihm: Er ist gar nicht dazu gemacht, hier zu seyn; jederman ärgert sich darüber, Ihn hier zu sehen. Ich habe nicht die Fähigkeit gehabt, dieses Aergerniß zu bemerken; aber ich habe wohl Betrüger, Leute, deren Ehre gebrandmarkt ist, gesehen,

deren Verrichtungen der vertreibende Officier ja nicht störete. Wenn dergleichen in einem monarchischen Staate geschähe, so würde man über Tyranney schreyen; aber in einer Republik heißt es, sich seines Rechts bedienen, wenn man einen Fremden kränket und sich auf seine Kosten lustig macht. Es ist sehr sonderbar, daß die Banquiers, deren Redlichkeit bekannt ist (*), den Officier, den sie bezahlen, nicht zu einer grössern Behutsamkeit anhalten, um die Polizey zu halten. Ich sage es öffentlich: der Officier hat alle Gesetze verletzt. Wenn der Hinausgetriebene unwürdig war, in einer solchen Versammlung zu figuriren, so

(*) Hierinn ist keine Schmeicheley; die Redlichkeit der gegenwärtigen Banquiers ist wahrhaft bekannt; aber sie sind nicht ganz Herren; der Privilegirte legt ihnen den Maulkorb an; sie müssen sich solchen wohl anlegen lassen.

Der Grund des Stärksten ist immer der Beste.

La raison du plus fort est toujours la meilleure.

Wer ist nun der Stärkste? Mylord, der bezahlt. Ja, ich wiederhole es, und sollten mich die Privilegirten im ganzen Chore auslachen: Mylord, der bezahlt.

Die Banquiers besolden den Officier, der die Polizey im Saale halten soll; aber der Officier hält sich nichtsdestoweniger für den Herrn der Banquiers und aller Spieler. Heil dem Großmeister!

so hätte ihn die an der Thüre stehende Schildwache nicht sollen hineingehen lassen. Ist es genug, der Stärkere zu seyn, nm das Recht zu haben, zu unterdrücken? Quid domini facient . . . ?

Ich weiß nicht, was man von folgendem aus dem Stegreife verfertigten Gedichte denken soll, mit welchem der Verfasser einen mitleidigen Mann beehrt hat, der ihn wegen seines unangenehmen Zufalles zu trösten suchte:

Was sagen Sie mir von einem unangenehmen Zufalle?
Der Officier bedient sich seines Rechtes,
Da er mich aus diesem Orte vertreibt.
Cachembourg ist der Parnaß nicht (*).

Ich glaube nicht, daß der Officier sich seines Rechtes bedient habe; aber wenn der arme Verbannte nicht fühllos ist, so vermuthe ich, daß er sich einer solchen Beschimpfung und muthwilligen Beleidigung nicht mehr aussetzen wird (**).

Der

(*) Que me parlez-vous de disgrâce?
En me chassant de cet endroit,
L'officier use de son droit.
Cachembourg n'est point le *Parnasse*.

(**) Der Verfasser ward mit Unrecht aufgebracht; vermuthlich wußte er nicht, daß das Verfolgungsrecht einen zu den täglichen Einkünften des Officiers gehörigen

Der Garten zu Cachembourg ist ein artiger Spaziergang und der Eigenthümer ist so gütig und läßt

rigen Hauptttheil ausmacht. Die Versmacher tritt er unter die Füsse; deßfalls ist er mit dem Magistrat übereingekommen. Wer daran zweifelt, mag lieber fragen. Alles, was er unterdrücken kann, ist ihm zu unterdrücken erlaubt.

Im Jahre 1785. jagte der Officier einen in Champagne gebohrenen Franzosen aus der Redoute, zu welchem er mit kernhaftem Nachdrucke sagte: Suche Er sich in irgend einer Fabrik zu beschäftigen; Er ist nicht dazu gemacht, hieher zu kommen. Der Champagner gieng fort. Einige Tage gerieth er wieder auf den Einfall, abermals in die Redoute zu gehen. Der Officier jagte ihn aufs neue fort; aber er begnügte sich nicht mit beleidigenden Worten, sondern gab ihm zween Stockschläge. Der gutherzige Champagner fieng einen Proceß gegen ihn an; der Bürgermeister entschied, daß die Stockschläge mit Recht gegeben worden wären, und der arme Sünder bezahlte ungefehr zehn Thaler (fünf Kronen) dafür, daß er an der Gültigkeit des Geschenks gezweifelt hatte. Wenn dergleichen einem Schweizer wiederfahren wäre, so würden sich seine Landsleute der Sache angenommen haben; die Franzosen sind nachgebender; sie lachten; nicht aus niederträchtiger Feigheit, denn ehedessen wollte ein Franzose dem Officier einen Paß in die andere Welt expediren, und, wenn nicht ein anderer Franzose gewesen wäre, so würde es auch richtig geschehen

läßt ihn für jederman offen stehen. Die gute Ordnung erfoderte, daß eine Schildwache davor stünde, um die Versmacher davon abzuhalten.

Es ist mir leid, daß die Zugänge nach Cachembourg mit Bettlern besetzt sind. Und was für Bettler! Väter, Mütter, Kinder; klebrigte Insektenbrut, die sich durch nichts abhalten läßt, und deren ungestümmes Fodern den unempfindlichsten Menschen in Verlegenheit setzt. Könnte man nicht für den Unterhalt dieser Unglücklichen sorgen, ohne sie zu berechtigen, die Loskaufung

schehen seyn. Letzterer hatte Recht; man muß niemand meuchelmörderischerweise tödten. Aber es giebt Augenblicke, da diese Herren gern lachen. O Franzosen! warum haltet ihr nicht besser zusammen? ... Sind Stockschläge für euch schicklich? Man frage mich, warum ein schöner, wohlgestalteter, mit einer einnehmenden Gesichtsbildung begabter Mann durch solches Verfahren die vortheilhafte Meynung, die seine physische Gestalt anfangs einflößt, widerlegt? Warum ein Officier sich so weit herabläßt, an einem Orte, wo er die gute Ordnung unterhalten soll, die Verrichtung eines Thürhüters zu thun? Warum er vorzüglich diejenigen angreift, die ruhig und still sind? Warum. . .

Ein in der Sache besser unterrichtete Mann sage Ihnen das Warum.

Qu'un homme plus instruit vous dise le pourquoi.

fung von den Vorbeygehenden zu fodern? Wer, ohne sich zu schämen, betteln kann, stielt ohne Reue. Die meisten dieser Bettler sind Spitzbuben, Spionen, u. dgl. Man müßte sie aber nicht mit Härte abweisen. Ueberall, wo das Betteln zum Handwerke geworden ist, ist man den Bettlern verschonende Achtung schuldig. Der Landesherr allein kann diese Zunft abschaffen.

Wenn irgend eine Rücksicht auf die Seele eines Spielers Einfluß haben könnte, welche Betrachtungen sollten nicht die Unglücklichen anstellen, die sich zu Grunde richten, wenn sie diese der Verachtung und dem Abscheu ehrliebender Leute ausgesetzten Dürftigen anblicken? Die Leidenschaft läßt kein Nachdenken statt finden; die Bettler fallen den Spielern zur Last; aber sie bessern sie nicht.

Die bey Cachembourg liegenden Wiesen reizen zum Spaziergange; aber der Fremde muß sich gegen alle Gesellschaft, die er daselbst antrifft, verwahren. Ausser den Armen findet man hier ehrlose Dirnen, die indessen nicht sehr reizend sind, und deren Costume mehr Mitleiden als Liebe erregt. Diese Unverschämten verführen die Neulinge, die unerfahrenen jungen Leute, die hungerigen Heuchler; sie führen sie an abgelegene Orte, wo die Unglücklichen der Gefahr ausgesetzt sind, sich von Schlägern, welche von diesen höllischen Furien zum Auflauren angestellt werden, rein ausgeplündert zu sehen; es geschieht sogar, daß die Schlachtopfer

nicht immer mit der blosen Abtretung des Raubs davonkommen. Der Magistrat verfährt mit der gerechtesten Schärfe gegen solche Dirnen von der niedrigsten Klasse, wenn irgend ein Beweiß des Verbrechens vorhanden ist. Man hat aber nicht immer Zeugen, und die Furcht, ausgespottet zu werden, verhindert oft, die Klage anzubringen. Hieraus entsteht, daß das ungestraft gebliebene Verbrechen dieses Lumpenpack noch kühner macht und ihre Unverschämtheit unerhört ist. Man kann die Häßlichkeit ihrer Seele nicht beschreiben, wenn man anders noch dafür halten kann, daß dergleichen Weibsmenscher eine Seele haben; sie gehen zerlappt und zerrissen daher, und die meisten haben keine Strümpfe. Die kleinsten Truppen bestehen aus zwo, aber alle Truppen stehen mit einander in Confoderation.

XXV.

Man macht zum Theile einen Spaziergang um die Stadt unter Reihen von Bäumen, aus denen man sehr angenehme Spazierpläze hätte anlegen können. Da man es vernachläßigt hat, erhabene Wege für die Fußgänger anzubringen, so fällt das Fuhrwerk den Spaziergängern äusserst beschwerlich. Wenn die Witterung trocken ist, so erheben sich Wirbelwinde von Staub, die eben so beschwerlich sind, als jene in Italien. Wenn es regnet, so ist der geschickteste Fußgänger versichert, sich kothig zu machen.

Da ich die Wälle, diese schwachen Ueberbleibsel des alten Glanzes von Aachen betrachtete, dachte ich bey mir selbst: warum füllt man diese Gräben nicht aus? Wozu dient es, diese Mauern beyzubehalten, deren Unterhaltung grosse Kosten erfordert? Man hat sich weder vor dem Heinrich von Geldern, noch vor dem Spinola mehr zu fürchten. Aachen ist ausser Stande, eine Belagerung auszuhalten, warum will man dann also im Vertheidigungszustande erscheinen? Warum hat man mehrere Thore zugeschlossen? Die schönste Eigenschaft einer freyen Stadt ist, daß sie von allen Seiten her offen stehe. Aachen hat keinen Ueberfall zu besorgen (*).

Es würde vielleicht ein Vergnügen für den Fremden seyn, in Sicherheit um Aachen herumzugehen; aber das ist nicht möglich. Von dem Maestrichter Thore an bis an das Sanct-Adalberts Thor hat man nichts zu befürchten, als die Streifereyen der Bettelleute; Streifereyen, die mehr traurig, als schrecklich sind; aber von dem Sanct-Adalberts Thore an bis an das Sanct-Jacobs Thor kann man vor unglückli-

chen

(*) Indessen muß sich doch die Stadt vor den Contrebandiers verwahren. Vielleicht glaubte der Verfasser nicht, daß es in einer freyen Reichsstadt möglich wäre, Contrebande zu treiben. Indessen treibt man solche doch. Die freyen Staaten haben ihre Inquisition. O Geld! . . . .

chen Zufällen nicht sicher seyn. Der Weg ist eng, wird wenig besucht, und ist den Bösewichtern vortheilhaft. Man findet daselbst Mädchen von schlechter Lebensart, ausschweifende Leute männlichen Geschlechts, Störer der öffentlichen Ruhe, u. dgl. Ein ehrbarer Mensch kann sich wahrhaftig nicht auf dergleichen Fußwege wagen (*).

Die herrschaftlichen Gründe der Stadt Aachen sind gar nicht beträchtlich; sie bestehen ausser den Mauern, aus sieben Pfarreyen, von welchen verschiedene Dörfer abhängen. Das Gebiet von Viltem, zwo Stunden weit von der Stadt, ist das entfernteste; man kömmt durch das Maestrichter Thor dahin. Man schätzt, daß der ganze Bezirk im Umfang fünfzehn Stunden enthalten könne.

Obgleich Aachen eine bey Nachtzeit verschlossene Stadt ist, so werden doch die Thore zu allen Stunden aufgemacht. Das geringste, was ein Fußgänger demjenigen, der ihm das Thor öffnet, bezahlen kann, ist 1 Mark. Diejenigen, welche zu Pferde, oder in einem Wagen anlangen, kommen nicht so wohlfeil durch. Ich

(*) Es giebt eine ganz leichte Art, diesem allem zu widersprechen. Die Personen, die niemals ausgehen, dürfen nur schwören, daß es nicht dem also sey, so ist der Verfasser der Lüge überwiesen. Viele Urtheile sind eben so gut gegründet.

Ich glaube, daß sich die Soldaten, wenn einmal eine gewisse Stunde vorbey ist, soviel bezahlen lassen, als sie können. Es geht fast überall so (*).

XXVI.

Der gegenwärtige Zustand der Truppen der Republik besteht aus zweyhundert und sechs Mann mit Inbegriff der Officiers und Unterofficiers. Man theilt diese Miliz in Grenadiers, Fusiliers und Nachtwachen, unter deren Anzahl sich neun Trommelschläger und Pfeifer befinden. Eine solche Armee ist nicht fürchterlich, und alle ihre Heldenthaten schränken sich darauf ein, die Wache an den Thoren und an dem Rathhause zu besetzen. Man bedient sich derselben auch noch, die Missethäter und die Unschuldigen, die man zu verfolgen für dienlich erachtet, in Verhaft zu nehmen.

Aachen vermehrt zu Kriegszeiten oder bey Unglücksfällen die Anzahl seiner Soldaten, und bedient sich zur Besoldung derselbigen des Mittels der Auflagen. Im Jahre 1675. zählte man achthundert Mann im

(*) Der Verfasser hat diesen Artikel als ein in der Sache schlecht unterrichteter Mann abgehandelt. Nur drey Thore können bis um eilf Uhr aufgemacht werden; alle andere werden richtig zugeschlossen. Nach eilf Uhr wird niemand mehr aufgemacht. Diese Thore sind das Cölner, das Maestrichter und das Sanct-Adalberts Thor.

im Dienste der Republik. In dem Allianztractat, welchen die Stadt (im Jahre 1351.) mit dem Erzbischoff von Cölln, dem Herzog von Lotharingen rc. zu gegenseitiger Vertheidigung ihres Gebietes, das von den Kreuzziehenden verheert wurde, schloß, wurde das Contingent von Aachen zur Unterhaltung von hundert Reitern vestgesezt; ausserdem mußte diese Stadt noch fünfzig Strassenbereiter auf den Nothfall in Bereitschaft halten, und überdieß zwanzig Reiter täglich auf Kundschaft ausgehen. Man würde diese Reiter noch gar sehr nöthig haben, um bey Nachtzeit auf Patrouille auszugehen.

Der Magistrat ist vermöge seines Amtes General dieser Krieger; das gab einem Spötter Anlaß zu sagen, daß keine Armee in Europa ihr Chef so oft änderte, als die zu Aachen; denn die Würde eines Bürgermeisters, ob sie gleich zeitlebens auf einer Person bleibt, dauert doch in der Amtsführung nur ein Jahr. Die Armee der Hochmögenden Republik zu Genf wird auch von einem Magistrat regiert; aber der Herr Syndicus der Wache, dem dieses Departement anvertraut wird, bleibt zwey Jahre lang bey seinem Amte. Genf hat noch diesen Vorzug vor Aachen, daß es grössern Handel treibt, reicher ist, bessere Polizey hat, und eine beträchtlichere Armee unterhält; daß es Ingenieurs, Artillerie, Dragoner u. s. w. hat; dessen allen ungeachtet aber ist doch Genf, eben so wie Aachen ein

ganz

ganz unvermerklicher Punkt in der politischen Ordnung. Letztere Stadt hat sich dadurch arm gemacht, daß sie zu viele Priester unterhält; erstere befindet sich wohl dabey, daß sie gar keine hat (*). Die weltlichen Einkünfte der Stadt Genf sind beträchtlicher, als der Stadt Aachen ihre; aber Aachen hat Domherren, Kapuziner, Nonnen, Griechen, Bettler, u. s. w. Die Glaubigen zu Aachen essen Freytags und Samstags Eyer und Stockfisch, dahingegen die Ketzer zu Genf Fleisch und Fische ohne Unterschied essen. Genf ist wegen seines Handels berühmt; aber Aachen hat seinen Glanz einer reinern Quelle zu verdanken; seine Reliquien machen seinen Ruhm aus. Hieraus kann man leicht schliessen, daß die Herrn Genfer ewig werden gebraten werden, weil sie die Messe abgeschafft und ihren Fürstbischoff gezwungen haben, sich in die Kirche der Franziscaner zu Anneci zu flüchten; da indessen die frommen Aachener sich in dem Himmel mit einem Strome von Wonne berauschen werden. Inebriabuntur

(*) Wie versteht der Verfasser das? Genf hat Geistliche; freylich hat es deren wenige, und ihre Besoldungen sind sehr gering. Herr Verne, ein sehr beredter Pfarrer, schreibt diesem Geize die ziemlich allgemeine Abneigung der Genfer gegen die Evangelische Geistlichkeit zu. Er bedient sich sogar des Ausdrucks: la repoussante modicité. Ein Seelenhirt muß doch leben. Man predigt schlecht, wenn man schlechte Nahrung hat.

tur ab ubertate domus tuæ, & de torrente voluptatis tuæ potabis eos. Amen!

XXVII.

Qui sequitur me non ambulat in tenebris. Wer mir folgt, wandelt nicht im Finstern, sagt der Heiland der Welt. Derjenige, der bey Nachtzeit in den Strassen zu Aachen wandelt, kann das nemliche nicht sagen. Wer kein recht gutes Gesicht hat, der bleibe zu Hause, sobald es anfängt, Nacht zu werden. Denn die mindeste Unbequemlichkeit, die ihm begegnen kann, ist, daß er sich das Hirn an einem Wagen einstößt, oder in einen Misthaufen fällt. Ich begreife gar nicht, warum der Magistrat die Sorglosigkeit so weit treibt. In allen Dingen muß man einen Endzweck haben; was kann wohl der Endzweck einer solchen Nachläßigkeit seyn? Meinetwegen errathe es, wer will; was mich betrifft, so gestehe ich aufrichtig, mir ist es unbegreiflich.

Salus populi suprema lex esto!
Die Wohlfarth des Volkes sey das Hauptgesetz.

Man kann, wird man mir antworten, dem Uebel vorbeugen, wenn man sich mit einer Leuchte versieht; ich gebe es zu. Aber wenn auch dieses Hülfsmittel die Klippen, von denen bereits die Rede gewesen ist, vermeiden läßt, wird es gegen die Angriffe übelgesinnter Leute verwahren? Wie? Ich setze voraus, daß jemand

jemand auf den Einfall geräth, mich halb todt zu schlagen, wird meine Leuchte die Schläge abhalten, die man mir versetzen will? Das kann aber nicht geschehen. Das ist möglich. Noch mehr. Wenn mich jemand am hellen Tage derb abprügeln will, so werde ich keinen andern Vertheidiger haben, als mich selbst; und wenn dieser Jemand stärker ist, als ich, so werde ich geprügelt und noch dazu ausgelacht werden. Das ist unglaublich! Unglaublich, meinetwegen; aber es ist doch wahr (*).

Wenn man in den Archiven zu Aachen nachsucht, so wird man finden, daß vor einigen Jahren ein Bösewicht am hellen Tage eine Privatperson, über die er sich zu beschweren Ursache zu haben glaubte, durch einen Pistolenschuß meuchelmörderischerweise umbrachte. Der Mörder flüchtete sich zu den Franziscanern, die seine Flucht erleichterten, und der Gerechtigkeit einen schändlichen Spitzbuben entzogen, der auf dem Schavotte hätte sterben sollen. Hier ist der Ort nicht zu untersuchen,

(*) Was noch ferner wahr ist, ist, daß man nicht weiß, wie man bey Nacht gehen soll. Die Mitte der Strasse ist mit Misthaufen besetzt, die man wohlbedächtlich zusammenhäuft; geht man an den Häusern, so ist man bey jedem Schritte in Gefahr, von den Bettlern, die sich an die Häuser stellen, um auf die Vorübergehenden zu passen, ermordet oder geprügelt zu werden. Ihr Hauptquartier ist das äusserste Cöllnerthörchen.

tersuchen, ob ein Franziscanerkloster ein Zufluchtsort für Mörder sey, oder ob vorgebliche Einsiedler ihre Thüren dem ersten besten Anklopfenden öffnen sollen. Wenn man der Welt entsagt hat, so muß man sich nicht mehr in die Geschäften der Welt mischen. Es giebt mehr als ein gesittetes Land, aus welchem man die Franziscaner verjagt haben würde, um sie ausser Stand zu setzen, das Verbrechen durch Begünstigung des Strafbaren fortzusetzen. Nun wieder zur Sache.

Wer war der Meuchelmörder? Ein Mann der dafür bezahlt war, Vergnügen zu verschaffen; ein im Solde eines Schauspieldirectors stehender Mensch; mit einem Worte ein Musikmeister. Hatte man ihm irgend eine tödtliche Beleidigung zugefügt? Der Herr hatte gegen seine Pflicht gefehlt; man hatte ihn dafür gestraft; da aber der Herr nicht gestraft werden wollte, so schwur er, sich deßwegen zu rächen, und er rächte sich. Dieß sind fast immer die Folgen des Schauspiels in solchen Staaten, wo die zwingende Macht den Ausschweifungen der Schauspieler keinen Zaum anzulegen weiß. Die theatralische Täuschung hat ihren Werth; aber dieser Werth steht im Verhältnisse mit den Wirkungen, die er auf die Sitten thut. Wer wird diesen Meuchelmord für eine glückliche Wirkung halten?

Dieser Mann, wird man mir einwenden, war vielleicht einer von jenen wohlerzogenen Leuten, die eine Beschimpfung nicht vergessen können, und die eine Be-

leidigung nicht leicht verzeihen. Man ist nicht immer Herr über die erste Regung. Man findet im Schauspielhause viele Personen wie sichs gehört, die durch unglückliche Umstände auf die Bühne gebracht worden sind.

— Bravo! Mit einer solchen Antwort sind Sie beynahe versichert, gratis in die Comödie zu gehen. Ich weiß, daß die Comödianten, so wie die Kapuziner, fast lauter Edelleute, alte Dragonerhauptleute, u. dgl. sind; aber dieß berechtiget sie nicht zum Meuchelmorde. Ein Mann, der umbringt, und wenn er von Königlichem Blute entsprossen wäre, ist desto hassenswürdiger. Ueberdieß war das Verbrechen dieses niederträchtigen Bösewichts vorsetzlich; er hatte seinem Schlachtopfer acht Tage lang aufgelauert. Warum hat man den Namen dieses Bösewichts in der Strasse, wo er seine Frevelthat ausübte, nicht angegeben? Warum hat man die Beschreibung desselben nicht nach Frankreich geschickt? Warum hat man ihn der menschlichen Gesellschaft nicht als einen blutdürstigen Tyger angezeigt? Warum hat man ihn endlich nicht gestraft? Ohne Zweifel befürchtete man, sein Geschlecht möchte aussterben (*).

Der

(*) Der einzige Theil der Comödianten, der einigermassen vertheidigt werden kann, ist der singende. Ein Sänger, der sich gut aufführt, ist wahrhaft einnehmend. Ich sage das nemliche von einer Sängerinn,

Der getödtete Mensch, haben einige geantwortet, war ein schlechter Kerl. Ich will es zugeben; wenn er aber strafbar war, so sollte ihn die Obrigkeit strafen. Ein Musikmeister hat keine Civil-Jurisdiction auszuüben. Ich frage noch weiter: mit welchem Rechte trägt ein Orchester-Präsident Pistolen bey sich? — Doch, wenn es der Landesherr erlaubt, so muß der Unterthan schweigen. . . . (*).

Was muß man nicht in einer solchen Stadt, wo die Sonne dergleichen Frevelthaten bescheint, bey Nacht befürchten? Habe ich das Unglück, jemand zu misfallen, so paßt er abends auf mich, und ich werde ihm gewiß nicht entkommen. Ich werde um Hülfe schreyen.

Wenn

rinn, besonders wenn sie Schönheit mit dem Talente verbindet. Ein grosser Schauspieler im Tragischen setzt uns in Bewunderung; ein Lustigmacher erregt zuweilen das Lachen; ein artiger Sänger verschafft immer eine angenehme Unterhaltung; und in diesem letztern besteht eben das grosse Verdienst.

(*) Jeder Staat, wo jede einzelne Person das Recht hat, immer bewaffnet zu seyn, wird nothwendigerweise zur Mörderhöhle. Nichts ist in Aachen gemeiner, als die sogenannten Stiletstöcke; ich sage nichts vom Feuergewehr. Jeder, der es für dienlich erachtet, trägt Pistolen bey sich. Jederman beklagt sich über die zügellose Freyheit; die Sachen gehen nichtsdestoweniger ihren Gang fort.

Wenn ich zu viel Geld hätte, so könnte man mir Erleichterung verschaffen; wenn ich aber in die Klauen eines Bösewichts gerathen bin, so darf ich auf gar keinen Beystand zählen. Der angenommene Lehrsatz ist folgender:

Wir wollen uns nie in fremde Händel mischen (*).

Vor dem Richterstuhle der Menschheit war Kalckberner nicht so strafbar, als der Musikant, welcher das Leben eines seines gleichen abkürzte; dieser erhielt Gnade, und ein durch die Umstände lächerlich gewordenes Denkmaal setzt das Andenken einer Empörung fort, die heutzutage für eine gerechte Handlung würde gehalten werden, wenn der Empörer der Stärkere gewesen wäre. Hätte Pompejus in den Pharsalischen Feldern den Sieg erhalten, was wäre Cäsar gewesen? ein Rebell.

Vergebens wird man reden, thun und sich beklagen; die Sachen werden sich sobald nicht ändern. Es werden noch viele Jahre vergehen, ehe man zu Aachen den Gebrauch der nächtlichen Beleuchtung annehmen und daselbst eine nächtliche Militz einführen wird, welche die allgemeine Ruhe versichere. Ruhig an seinem warmen Ofen sitzend, befindet sich der Magistrat im ungestörten und sanften Genusse des Lebens, und denkt nicht leicht an diejenigen, die mit Lebensgefahr

auf

(*) Des affaires d'autrui ne nous mêlons jamais.

auf den Strassen herumlaufen. Uebrigens können diejenigen, die nicht zufrieden sind, ihres Wegs weiter fortgehen. Aachen ist kein Winterquartier (*).

XXVIII.

Die Lebensmittel sind theuer. Es giebt zweyerley Arten von Brod, so ich gern esse. Das eine heißt französisches Brod; das andere nennt man Brod des Grafen von Rice; die übrigen Brodarten kommen mir nicht so schmackhaft vor, vermuthlich weil ich nicht von Kindheit auf daran gewohnt war.

Es dünkt mich, daß die gewöhnliche Taxe der Wirthstische zween Schillinge für jede Person beträgt; man wird an denselben in ziemlicher Menge von Speisen bedient.

Obgleich das Bier das gewöhnliche Getränk des Landes ist, so scheint es mir doch, daß die Bierbrauer zu Aachen denen zu Lüttich in der Kunst, das Bier zuzubereiten, nachstehen müssen. Dasjenige, was man

(*) Nichts beweiset die Abneigung des Magistrats zu Aachen gegen die Beleuchtung mehr, als dessen hartnäckige Verweigerung, die mindeste Vorstellung deßwegen anzuhören. Eine Privatperson hat sich anerboten, die Stadt zu beleuchten; man hat dem Beleuchter die gewöhnliche Antwort gegeben: **Wir wollen nicht sehen.** Das ist positiv.

man an den Wirthstischen bekömmt, ist meistens nicht trinkbar. Dieß ist eine schlechte List, die Gäste zu verleiten, daß sie Wein trinken sollen. Diejenigen, denen es entweder an Mitteln, oder am Willen fehlt, sich dieses letztern Getränks zu bedienen, werden der Häuser überdrüßig, in welchen man ihren freyen Willen zwingen zu wollen scheint. Auf diese Art verlieren die meisten Traiteurs ihre ehrbaren Kunden. Jederman muß frey seyn; indessen giebt es doch Gastwirthe, die einem unverschämterweise geradezu sagen, daß diejenigen, welche kein Geld haben, Wein zu trinken, nicht kommen sollen, um bey ihnen zu speisen. Eine solche Sprache in einer freyen Stadt muß sehr sonderbar vorkommen, besonders denjenigen, welche wissen, daß fast alle diese Weinwirthe mit Wassertrinken erzogen worden sind.

Gestern ließ ich mich gegen meinen Willen verleiten, an einen Wirthstisch mitzugehen, wo ich Wasser trank. Jederman beobachtete mich; der Herr vom Hause bediente mich gleichsam aus Barmherzigkeit; ich glich einem Bettler, den man aus Gnade aufgenommen hätte. Das machte mich sehr lachen und hinderte mich nicht am Essen. Beym Abschied gab ich achtzehn Sols. Der Wirth und ich, wir sahen einander an, wie zwo Personen, die auf ewig von einander Abschied nehmen.

Hier kann man nicht essen, wenn man will; man

muß

muß es vorher bestellen oder warten. Die Traiteurs zu Aachen haben ihren Schlendrian und jederman muß sich demselben unterwerfen. Die Zubereitungen dauern lang; das Ceremoniel ist langweilig und bleibt immer auf einer Leyer. Hat man etwa Lust, von einer Lieblingsspeise zu essen, und man sitzt unten am Tische, so ist man in Gefahr, nichts zu bekommen; denn viele Gäste halten nur eine Mahlzeit und eignen sich ohne das mindeste Bedenken die Portion von drey bis vier Personen zu. Der Wirth giebt auf dergleichen Kleinigkeiten nicht Achtung, und, wenn man ihn nur bezahlt, so bekümmert er sich wenig darum, ob man gegessen hat oder nüchtern wieder fortgegangen ist.

XXIX.

Ein Mann, der so vernünftig ist, zu Hause zu speisen, hat von allen den Ungemächlichkeiten, die mit dem Schicksal dererjenigen, welche die Wirthstische besuchen, verbunden sind, nichts zu befürchten. Man zeigt sich gern in den Gesellschaften, man will sich bekannt machen und hat eine Freude am Plaudern. Manchem ist die Sucht des Schwätzens schon theuer zu stehen gekommen.

An den Wirthstischen wird das Gespräch insgemein von Spielern unterhalten; auch erfährt jeder, der nicht spielt, wider seinen Willen, wie oft roth oder schwarz gefallen ist; er erfährt den Namen dessen, der

im Creps gewonnen oder verloren hat; er erfährt auch noch, was beym Biribi vorgefallen ist. Dieß alles wird bey der Suppe erzählt; und alle Tage ist dieser Anfang bey Tische der nemliche. Hernach kommen die Calculationen, die Nymphenprojecte, die Probabilitäten, und sogar die Gewißheiten; man spricht von den Banquiers, so wie man mehr oder weniger mit ihnen zufrieden ist; diejenigen, die verloren haben, verfluchen sie; die glücklichen Spieler nehmen sich ihrer an.

Hernach kömmt die scandalose Geschichte des Tages, welche fast immer eine neue Anekdote enthält; im Nothfalle erdichtet man eine, und wenn der Redner witzig ist, so höret man ihn an, als wenn er die Wahrheit sagte, ob man gleich übrigens vollkommen überzeugt ist, daß er den Mund nur zu einer Lüge öffnet. Man läßt die ganze Welt die Musterung passiren, treibt plumpen Scherz, spricht sehr laut, und bricht endlich in ein schreyendes Gelächter aus. Ach! das ist eine Langeweile! Glücklich ist derjenige, dem es in solchem Falle ums Lachen ist.

Nun kömmt der Nachtisch. Die Unterredung wird in einen andern Ton umgestimmt. Man spricht von Politik. Ein alter Ritter vom Tuppeeisen, der Commandeur im Kartenorden geworden ist, wirft in zwo Minuten ganz Europa unter einander; er setzt die Könige ab, vertreibt die Monarchen, stürzt den heiligen

ligen Vater zu Boden, zerstört die Republiken; und hernach sagt er mit einer zufriedenen Mine, nichts sey gewisser, er habe es von guter Hand her, er sey mit mehrern Fürsten in Verbindung — zu dessen Urkunde trinkt er auf Ihre Gesundheit.

Ehe man aufsteht, beschwert sich ein naseweises Herrchen über die Polizey, die er der Unterdrückungen, der Tyranney u. dgl. beschuldigt. O! ihr Neulinge, seyd auf eurer Hut! vergeßt nicht, mit dem heiligen Königlichen Prophet jene Worte zu wiederholen, die mit goldenen Buchstaben über alle Kamine an öffentlichen Orten geschrieben zu werden verdienen: Pone, domine, custodiam ori meo, & ostium circumstantiæ labiis meis. Der gegenwärtige Redner ist ein Spion. Fürchtet euch, ein Wort vor ihm zu reden. Bis auf eure Seufzer, entgeht ihm keiner. Wißt ihr es wohl! Es ist eben so gefährlich zu reden, als zu schweigen. Ihr würdet erschrecken, wenn ich euch sagte, wie viele Unglückliche seine Schlachtopfer geworden sind. Das blos in der Einbildung bestehende Gemälde seiner Unglücksfälle ist nur eine Lockspeise, euch desto leichter in die Schlinge zu ziehen. Vertrauet euch ihm im mindesten an, so seyd ihr verloren; er hat so viele zu Grunde gerichtet, daß er euch ohne Bedenken ... (*).

XXX.

(*) Ich habe einen von solchen Herren gesehen, der vortrefflich lügen konnte, aber der ein Vergnügen daran

 fand,

XXX.

Die Sitten sind die angenommenen Gebräuche (*). Jeder, der gesehen, gelesen und nachgedacht hat, weiß wohl, daß die meisten Gebräuche blos local sind. Hieraus haben einige Thoren geschlossen, daß gewisse Länder ohne Sitten wären, weil man in diesen Ländern gewisse Gebräuche befolgte, die in ihrem Vaterlande nicht einmal bekannt waren. Was für gottlose Leute sind

fand, so oft er an einen öffentlichen Ort kam, Lärm anzufangen. Ich weiß nicht, sagte er, wen man fangen will, aber die Wache sucht jemand. Nun beobachtete er auf allen Gesichtern, was für eine Wirkung diese Nachricht verursachte. Wenn er bemerkte, daß eine Person stärker davon betroffen wurde, als die andern, so suchte er, die Ursache ihrer Furcht zu erfahren. Mehr als ein Dummkopf hat ihm seine Angelegenheiten offenherzig erzählt; was für einen Gebrauch machte er von diesem Vertrauen? Ich frage Sie. . . .

(*) Ist das wohl recht wahr? Gründen sich die Sitten nur allein auf die Gebräuche? Gehören nicht noch Grundsätze dazu? Uebrigens setzen die Grundsätze die Sitten nur in so weit vest, als sie von einer anerkannten Nutzbarkeit sind. Auch hat man die größte Hochachtung gegen diejenigen Sitten, welche die allgemeinsten sind. Ehe man die Allgemeinheit der Sitten zu Aachen beweisen will, müßte man zuvor probiren, daß Aachen Sitten habe. Dieß ist nicht sehr leicht.

sind die Franzosen! sagte einmal ein Italiäner zu mir. Was haben Sie ihnen vorzuwerfen? antwortete ich, ohne mich zu ärgern. Wie! was ich ihnen vorzuwerfen habe! fuhr er mit Eifer fort. Wissen Sie denn nicht, daß sie am Sonnabend Milchcaffee trinken? Da ich zu Rom war, so gestund ich, daß sie Unrecht hätten; vielleicht hatte ich selbst Unrecht, daß ich dem fanatischen Stolze des Bürgers von Rom schmeichelte; aber er war alt; es würde mir schwer gefallen seyn, ihn aufzuklären; ich wollte mir ihn nicht zum Feinde machen; und übrigens, warum sollte man sich einer Schaale Kaffee wegen die Inquisition auf den Hals laden?

Der Misbrauch der Religion schadet dem weitern Fortgange der Moral immer. Ich glaube, daß Aachen die traurige Erfahrung davon gemacht hat. Der Handel eines Landes ist selten in einem blühenden Zustande, wenn die Geistlichkeit darinn zu zahlreich ist. Es ist gut, daß man bete, aber das Gebet muß nicht die Stelle der Arbeit vertreten.

Ich überlasse den Leviten die Sorgfalt, den Gottesdienst nach ihrer Willkühr einzurichten, und ich wende meine Beobachtungen gern auf Gegenstände, deren Untersuchung mehr in mein Fach gehört. Ich rede vom schönen Geschlechte. Was das physische betrifft, so finde ich, daß sie denen in andern Himmelsgegenden nichts nachgeben. Ich bin sehr wohl zufrieden mit de-

nen, die französisch sprechen, und ich glaube, daß ich, wenn mir die deutsche Sprache nicht fremd wäre, gern bey denen seyn würde, die nichts anders als deutsch verstehen. Man kann es mir nicht übel nehmen, daß ich die Schöne, die ich verstehe, derjenigen vorziehe, die mich betäubt; denn, ohne den schönen deutschen Frauenzimmern einen Vorwurf zu machen, finde ich, daß der Ton ihrer Stimme ein klein bischen stark ist, wenn sie mit solchen Leuten deutsch reden, die es nicht verstehen (*).

Ich weiß nicht, ob ich mich irre; aber das Volk zu Aachen kömmt mir schmähsüchtig und höhnisch vor; ich finde die kleinen Kinder, die auf den Strassen herumlaufen, sehr unhöflich, und die Nymphen sehr unverschämt.

Die

(*) Warum macht der Verfasser vorzüglich den Frauenzimmern Vorwürfe? Das Plaudern ist hier beiden Geschlechtern eigen. Ein vernünftiger Mann kann allerdings leicht begreifen, daß man einen Fremden betäuben kann, wenn sein Stillschweigen anzeigt, daß er nichts versteht oder nichts verstehen will. Die Gewohnheit, Langeweile zu verursachen, ist eine sehr angenehme Gewohnheit, besonders wenn diese Langeweile, die man verursacht, den größten Theil des Vergnügens, welches man genießt, ausmacht. Ist ein Vergnügen dabey, andern Langeweile zu verursachen? Ob eines dabey ist? Woher kommen Sie dann? Je weniger Sie verstehen werden, desto lauter wird man schreyen.

Die Benedictiner von der Congregation des heiligen Maurus haben zu Paris ein Haus in der weissen Mäntelstrasse (rue des Blancs Manteaux) dessen ganzer Reichthum in dem Wissen seiner Bewohner besteht. Hier domicilirt man die Gelehrten des Ordens; da aber die Wissenschaft nur die Seele nähret, so sind die Abteyen der Congregation dafür besorgt, die Einwohner dieses gelehrten Schutzortes mit den körperlichen Bedürfnissen zu versehen.

Mit was könnte man Aachen besser vergleichen, als mit diesem Hause, wenn die Bürger das Verdienst und die Dankbarkeit der Ordensgeistlichen besässen. Der Benedictiner in der weissen Mäntelstrasse segnet die Hand, die ihn mit dem Nothwendigen versieht; der Bürger zu Aachen verläumdet täglich den Fremden, dem er seinen Unterhalt zu verdanken hat. Der Prior der weissen Mäntel erkennt ohne Niederträchtigkeit, daß er denjenigen verbindlich ist, die ihn unterstützen; das Oberhaupt von Aachen hält sich für befreyt von aller Dankbarkeit. Aber wir wollen die Materie nicht erschöpfen und einen andern Gegenstand der Vergleichung suchen.

Nicht weit von Genf ist eine Raubhöhle, die von den Bären des Bruno bewohnt wird; man nennt sie Paumiers. Die Bären haben nicht wohl mehr als dreyßigtausend Livres Einkünften. Nur so wenig! Nein, nicht mehr. Sie sind ihrer zehn. Wie können

rien sie mit so wenigem leben? Indem sie sparen. Aus Sparsamkeit essen sie Fische, welche die Stadt Genf ihnen ziemlich theuer verkauft, und sie thut wohl daran. Die Bären würden grosse Mühe haben, bis an das Ende des Jahrs auszukommen, wenn nicht der Dom=Visitator und der Dom=Convisitator ihnen jährlich eine Summe brächten, die sie in den Stand setzt, so halb und halb ehrlich durchzukommen. Da sie arm sind, so halten sie auch nur das kleine Officium; aber hingegen schwätzen sie auch so dummes Zeug, wie ihre Schmausbrüder, reden von allen Orden böses und stossen zuweilen Spöttereyen gegen die Wohlthäter aus, die ihnen helfen, daß sie kümmerlich leben können (*).

Es dünkt mich, daß man mit Ausnahme eines geringen Unterschieds, den gemeinen Bürger zu Aachen mit dem Bären zu Paumiers vergleichen kann. Der leztere ist gierig aufs Schmausen, der erstere ist es auch nicht übel. Jener haßt die ganze Welt und macht sich bey allen Leuten verhaßt. Dieser liebt niemand

(*) Die Carthäuser nennen Visitator denjenigen unter ihnen, der die Klöster einer Provinz visitirt; der Con=Visitator ist derjenige, der ihn begleitet. Dieser leztere Titel kömmt von zwey lateinischen Worten her: visitare cum, mich besuchen. Mehr als ein Con=Visitator hat dieß niemals gewußt. Es ist wahr, daß die Carthäuser nicht gelehrt sind.

mand und wird von niemand geliebt. Beide sind ein Punkt in dem unermeßlichen Raume; beide glauben, etwas vorzustellen. Indessen ist der Bär zu Paumiers immer gut gekleidet, und leidet an nichts Mangel, ob er gleich immer vom Elend predigt; das königliche Volk zu Aachen ist fast das ganze Jahr hindurch elend. Alle beide nehmen von jeder Hand an, und geben niemals etwas wieder. Will man wissen, in welchem besondern Punkte sie mit einander übereinkommen? In der ewigen Verdammung der Genfer. O! in diesem Stücke ist nicht das mindeste einzuwenden. Nemliche Art zu sehen, nemliche Richtigkeit der Grundsätze, nemliche Gründlichkeit im Urtheilen, nemliche Schlußfolgerung und nemliches Vergnügen. Die Menechmen sehen einander nicht ähnlicher, als der Bär von Paumiers und der Wolf von Aachen einander gleich sind, wenn es darum zu thun ist, einen Unglaubigen zu verläumden.

Ich habe es immer mit Misvergnügen gesehen, daß Leute, die sich für Catholiken ausgeben, die erste Pflicht vernachläßigen, die ihre Religion sie lehret: die christliche Liebe. Sie ist die Grundveste der gesunden Sittenlehre. Indessen fühlen die eifrigsten Catholiken nichts von der christlichen Liebe. Sie setzen an die Stelle der Ausübung dieses zärtlichen Gefühls abgeschmackte Observanzen, und fast immer dienet ihnen die Heucheley statt der Tugend.

Thörichtes Volk, wie sehr bist du zu bedauern! du häufest Thorheiten auf Thorheiten. Gegen alles unempfindlich, rührt dich dein eigenes Unglück nicht. Du beleidigest ohne Unterschied alle diejenigen, die ein Rest von Mitleiden noch für dich einnimmt. Höhnisch und dumm spotten und betteln, dieß ist alles was du kannst; denn was dein Gebet betrifft, so ist es ganz und gar unkräftig. Gott verwirft jenen manchfaltigen frommen Vorwand, der nur dazu dient, zum Müßiggange zu berechtigen. Volk von Aachen, der erste Mensch (so steht es im ersten Buch Mosis) ward ins Paradies gestellt, um darinn zu arbeiten. . . Suche den ersten Mensch nachzuahmen.

XXXI.

Es giebt keine Nation, von welcher man nicht, wenn man will, etwas übels zu sagen findet, und deren Sitten man nicht, sogar mit einigem Grunde, tadeln kann. Aber statt eine Freude daran zu haben, die Wirkung zu tadeln, wäre es nicht vielmehr weit nützlicher, die Ursache zu untersuchen? Das sicherste Mittel, dem Uebel abzuhelfen, besteht darinn, daß man den Ursprung desselben kenne.

Wenn jemand sich darüber beklagt, daß die Erziehung der Kinder in Aachen zu sehr vernachläßiget wird, so will ich ihm sagen, daß er Recht hat; aber ich werde nicht eingestehen, daß man sich deßwegen an die Väter,

ter, welche schlecht erziehen, noch an die Kinder, welche schlecht erzogen werden, halten solle. Es ist weder der Fehler der einen, noch der andern. Der Magistrat allein hat Unrecht; den Magistrat muß man beschuldigen.

Ein eingewurzeltes Laster, welches zum Verderben der Sitten beyträgt, ist das Betteln. Sobald dieses an einem Orte zur andern Natur geworden ist, so muß man alles Uebel erwarten, welches diese schreckliche Plage in ihrer Folge nach sich zieht. Der Anblick eines lüderlichen und müßigen Gesindels, das die Vorübergehenden ungestümm anfällt, kann auf keine Art die Seele eines jungen Menschen erheben. Ich sage noch mehr; wenn er nur ein wenig nachdenkt, so wird er sehen, daß die äusserste Duldung und Nachsicht, die man gegen diesen Abschaum der menschlichen Gesellschaft gebraucht, mehr Gleichgültigkeit gegen die allgemeine Wohlfarth, als Liebe zur Ordnung anzeige. Ich glaube, daß diese Anmerkung ihm wenig Ehrfurcht gegen diejenigen einflößen wird, die seine Regenten sind. Kann man wohl diejenigen lieben, gegen welche man keine Ehrfurcht hat? Die Gleichgültigkeit gegen die Oberhäupter führt wirklich znr Gleichgültigkeit, die man in der Folge der Zeit gegen das Vaterland empfindet. Daher kömmt die kleine und sehr kleine Anzahl der Staatsbürger.

Jederman muß leben, wird man schreyen. Ja; aber

aber arbeiten muß auch jederman; und ich scheue mich nicht, mit dem heiligen Paulus zu versichern, daß derjenige, der nicht arbeitet, nicht essen soll. Den schwächlichen Alten, den ehrlichen Dürftigen, den schwangern Weibern, den mit Familie beladenen Vätern, deren Kinder noch nicht zur Arbeit tauglich sind, ist man Hülfe schuldig; aber dem Lumpenpacke, das den ersten besten, den es antrifft, in Contribution setzt, den niederträchtigen Müßiggängern, die eine Hand, welche zum Dienste der Gesellschaft bestimmt ist, sklavisch ausstrecken, ist man Stockschläge oder Tritte vor den . . . schuldig. Welche Blasphemie hätte ich beynahe ausgesprochen! Man ist ihnen wenigstens Mitleiden schuldig. Sie sind Menschen. Ist es ihr Fehler, wenn man sie von Kindheit an dazu gebildet hat, Almosen zu fodern? Andere Grundsätze würden nützliche Menschen aus ihnen gemacht haben.

Obgleich das Betteln in mir einen unüberwindlichen Abscheu erregt, so kann ich doch der Meynung derjenigen nicht beypflichten, welche glauben, daß die Bettler zu Aachen Spionen seyen. Nicht als vermuthete ich bey ihnen allzuedle Gesinnungen, als daß sie mit dem Titel verstellter Spitzbuben den Namen untergeordneter Schindersknechte verbinden sollten; die beiden Profeßionen sind vielleicht gleich schändlich. Aber sie sind zu zahlreich und zu eckelhaft. Wie sehr wären sie zu beklagen, wenn man es so weit brächte, daß

man

man gewiß glaubte, ihr Elend sey nur eine List! .... Hier habe ich keine Meynung. Ich beklage denjenigen, der sich im Elend befindet, von ganzem Herzen; ich bedaure auch noch denjenigen, der den Bettlern überhaupt und denen zu Aachen insbesondere trauet(*).

XXXII.

Ob man gleich die allgemeine Wohlfarth zu Aachen auf die besondere Glückseligkeit derjenigen, die Spiel halten, eingeschränkt hat, so werde ich doch nichts destoweniger sagen, daß die Redoute eine immerwährende Quelle des Verderbens und des Unglücks ist. Der Goldfluß Pactolus fließt auf der Redoute; wer zweifelt daran? Aber es ist indessen eben so gewiß, daß die Bank die meisten derjenigen plündert, die so thöricht sind, gegen sie zu kämpfen, und daß die Banquiers in Hülle und Fülle auf Kosten derjenigen leben, die sie an den Bettelstab gebracht haben. Der Mensch, der sich von Kindheit an den Gedanken der Beraubung angewöhnt hat, würde im Nothfalle ein Räuber seyn. O Menschen! wie oft muß man es euch wiederholen: Principiis obsta!

Es

(*) Jede Wirkung hat eine Ursache. Warum söllte der Magistrat zu Aachen die Bettler dulten, wenn die Bettler ihm zu nichts dienten? Aus Menschenliebe? Das ist man nicht schuldig zu glauben.

Es vergeht kein Tag, da man nicht Leute in der größten Verzweiflung aus der Redoute kommen sieht, welche, da sie nicht mehr wissen, wo sie hinaus wollen, sich an den ersten Bösewicht, der im Stande wäre sie zu bezahlen, verkaufen würden. Früh oder spät wird Aachen die Augen öffnen und einsehen, daß die Spieler die Länder, die sie zum Schauplatze ihrer Heldenthaten wählten, niemals berühmt gemacht haben.

Wenn man das ungestümme Anfallen der Unglücklichen, die, ohne sich abweisen zu lassen, jederman überall verfolgen und unaufhörlich belagert halten, ausgestanden hat; sollte man nicht glauben, daß man wenigstens des Abends, wenn man wieder nach Hause gekommen ist, auf einige Frist zur Ruhe werde zählen können? Nichts weniger! Die Bittschriften und Bettelbriefe erwarten einen. Man lese die Bittschrift. Es ist ein Edelmann, den ausserordenliche Unglücksfälle zwingen, um Hülfe und Beystand zu ersuchen. Dieß ist genug. Wer eine ließt, ließt deren tausend. Was ist zu thun? Man muß thun was man kann. Ein Mensch, der von seines Gleichen Allmosen fodert, erweiset ihm eine Ehre; er setzt an ihm ein empfindsames Herz voraus. Man rechtfertige diese Meynung. Reicher, der du so leichtsinnig zehn Louisd'or auf eine Karte setzest, hast du keinen einzigen, um einem Dürftigen zu helfen? Wenn ich spiele, antwortest du, so kann ich gewinnen; was ich gebe, ist verloren. Du hast also nur Gold für die Banquiers, und du zählest die

Dankbarkeit eines Unglücklichen, der an allem Mangel leidet und dessen Elend du erleichtern kannst, für nichts. O Reicher! wie arm bist du! wirst du niemals lernen, wie Lucilens Vater, aus einem Unglücklichen einen Freund zu machen (*)?

Man ist nicht umsonst reich. Jeder, der Ueberfluß besitzt, kann nicht vor sich verbergen, daß es Menschen giebt, denen das Nothwendige fehlt. Man sieht allerdings sehr verachtungswürdige Dürftige; aber um sie zu bessern, müßte man ihr Herr seyn; derjenige, der nur ihres Gleichen ist (**), kann ihnen Hülfe leisten; er thue es, und seine Pflicht ist erfüllt. Man kann tadeln, Plane entwerfen, Rath ertheilen u. s. w. Der beste Rath ist oft kein Stück Brod für den Unglücklichen werth, der darum bittet.

XXXIII.

Sollen wir glauben, wie man es uns erzählt, daß die Hoffnung, unsterblich zu werden, dem Mordbrenner

Hero=

(*) Vielleicht wäre es richtiger gesagt: aus einem Unglücklichen einen Undankbaren zu machen. Aber was liegt daran? es ist schön, einen Undankbaren zu machen.

(**) Ihres Gleichen in Ansehung der Menschheit. Der Thor Voltaire hat folgendem gemeinen Gedanken einen Schwung gegeben:

Als meines Gleichen gebohren, weil er doch ein Mensch ist.

Né mon égal, puisqu'en fin il est homme.

Herostrat die Fackel in die Hand gab, welche den berühmten Tempel zu Ephesus in Asche verwandelte; oder sollen wir das thörichte Project, mit welchem man den Narren beehret, der sich den Himmel auf den Hals zog, indem er die Diana auf Erden eines ihrer schönsten Häuser beraubte, für einen witzigen Einfall eines Schriftstellers halten? Diese Geschichte ist kein Glaubensartikel, sie könnte aber wohl wahr seyn. Wir sind täglich Zeugen eben so ausserordentlicher Begebenheiten, welche die Nachwelt kaum wird begreifen können.

Alle diejenigen, die sich am 11. November 1783. zu Aachen befanden, haben gewußt, daß Ramier de Raudiere, 72. Jahre alt, daselbst ungefehr gegen eilf Uhr morgens mit einer Pistole ohne Hahn sein Leben abkürzte. Man findet in der neuen Schilderung von Spa eine sehr umständliche Nachricht von dieser traurigen Begebenheit. Der Herr von Barjoles hat auch in seinen Briefen über die Stadt und die Bäder zu Aachen das Andenken dieses unglücklichen Greises erneuert. Seitdem hat der Verfasser des Papegeyen von Spa diesen betrübten Gegenstand sehr weitläuftig abgehandelt, und scheint nichts neues hierüber zu sagen übrig gelassen zu haben.

Indessen ist doch eine Anekdote, die noch kein Schriftsteller öffentlich bekannt gemacht hat, und die der Menschheit zuviele Ehre macht, als daß sie mit Stillschweigen übergangen werden sollte.

„Ra=

„Ramier war, nach dem Geständnisse aller
„derjenigen, die ihn gekannt haben, ein wenig verrückt
„im Kopfe; das heißt, er hegte Meynungen, welche
„denjenigen, die ziemlich allgemein angenommen zu
„zu seyn scheinen, entgegen waren. Zum Beyspiele,
„er hatte eine sichere Methode, Millionen im Spiele
„zu gewinnen; indessen verlor er immer. Man schreibt
„ihm die Erfindung einer Maschine zu, die dazu be-
„stimmt war, die Bank zu sprengen und die Ban-
„quiers zu Aachen zu Grunde zu richten. Ich halte
„diese Maschine, wenn sie anders jemals existirt hat,
„für einen vollständigen Beweis, daß Ramier
„nicht richtig im Kopfe war (*).

„In dem Zeitpunkte, da dieser sonderbare Mensch
„seinen Lebensfaden abgeschnitten hat, kann man sagen,
„daß er dem menschlichen Geschlechte mit dem Gewichte
„seiner Existenz zur Last fiel; es war gar kein Ver-
„hältniß mehr zwischen der menschlichen Gesellschaft
„und ihm vorhanden; nicht nur er litt, sondern er
machte

(*) Man kann die Existenz dieser Maschine nicht in Zwei-
fel ziehen, ohne sich selbst dem Vorwurfe eines wun-
derlichen Kopfes auszusetzen. Ohne das Unglück, das
sie den Banquiers verursacht hätte, würde der Aus-
bruch derselben auf gleiche Weise den Spielern nach-
theilig gewesen seyn. Diese Erfindung beweiset, daß
Ramier in einem hohen Alter noch einen zornigen
Charakter behielt. Er ist nicht mehr .... Parce sepulto.

„machte auch diejenigen leiden, denen er sich näherte. „Man kann nicht sagen, daß Ramier, indem er sich „das Leben nahm, das Publikum hintergieng; er kün„digte dieses Vorhaben schon lange Zeit vorher an, ehe „er es vollzog; seine Drohungen wurden häufiger wie„derholt, so wie er dem Ziele näher kam. Man kann „sich nicht ohne Entsetzen an die Worte erinnern, die „er sagte, als er aus der Vorstellung des Bever„ley gieng: heute an dir und morgen an mir. „Kaum konnte man sich vorstellen, daß er die Raserey „so weit treiben würde. Wenn ein Mensch des Lebens „wahrhaft überdrüssig ist; wenn er den Zeitpunkt der „Ewigkeit vestgesetzt zu haben glaubt, so sind die Ban„de, die ihn an die Erde heften, leicht zu zerreissen (*).

XXXIV.

(*) Keinem vernünftigen Menschen ist es noch eingefallen, jemand zu rathen, daß er sich umbringen solle; aber die gegentheiligen Rathschläge sind fast immer vergeblich. Diejenigen, welche sagen, es sey eine feige Niederträchtigkeit, sich umzubringen, würden besser thun, wenn sie ganz aufrichtig sagten, es sey sehr kränkend für die Menschheit, und schimpflich für die Landesregierung, daß ein Mensch sich so weit gebracht sieht, einen so verzweiflungsvollen Schritt zu thun. Wie geringschätzig ist die Gesellschaft in den Augen dessen, der nichts mehr von ihr erwartet! Aber zu Aachen stellt man solche Betrachtungen nicht an. Wenn man nur roth und schwarz kennt, wenn man nur Nomen schreyen kann u. s. w. dann ist es genug

Dem

XXXIV.

„In welchem Orte der Welt auch Ramier ge„lebt hätte, so würde er nicht dazu gemacht gewesen „seyn, unbekannt zu bleiben; seine blosse Versmache„reysucht konnte die Augen des Publikums auf ihn zie„hen. Ich will ihn nicht für einen vortrefflichen Dich„ter ausgeben, aber sein Verstand erhob ihn doch „über den gemeinen Haufen. Man würde es ihm „verziehen haben ein mittelmässiger Gelehrter zu seyn, „aber man entschuldigte ihn nicht in dem Stücke, daß „ein verwegner Spieler war.

„Der Herr Baron von ... erfuhr den Zustand, „in welchem sich Ramier befand; er erfuhr, daß „dieser unbezwingliche siebenzigjährige Greis gegen die „Bedürfnisse kämpfte, weil die Bank alle Hülfe an „baarem Gelde, die er von gutdenkenden Leuten erhielt, „erschöpfte. Der Greis fand Gnade in den Augen des „menschlichen Geschlechtes. Am Tage vor dem Tode „des Ramier gab der Herr Baron von ... jemand „den Auftrag, diesen Unglücklichen mit dem Nothwen„digen

Dem mag nun seyn wie ihm wolle, so müssen wir gestehen, daß ein unempfindlicher Mensch im Stande des Unglücks leben kann; es gehört Seelenkraft dazu, seinem Elend ein Ende zu machen; eine beweinenswürdige Seelenkraft, ich gebe es zu; aber nichts desto weniger bleibt es doch immer eine Seelenkraft.

„digen zu versehen; er verbot, ihn auf irgend eine Art „zu beunruhigen und ihm von dem gefaßten Vorhaben „der Hülfsleistung Nachricht zu ertheilen; indessen er„laubte er doch, das Geld, welches er aus freyem Wil„len anbieten würde, anzunehmen, wobey er aber „ausdrücklich verbot, niemals Geld von ihm zu fodern. „Ich weiß nicht, ob man jemals die mit edelmüthiger „Schonung verbundene Menschenliebe weiter getrieben „hat. Aber ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß Ra„mier noch leben würde, wenn er alles das hätte „vorhersehen können, was sein Wohlthäter unternahm, „um ihm die zu einem ehrbaren Unterhalt erforderlichen „Bedürfnisse zu versichern (*).

„Gewiß sah er es nicht voraus; am nemlichen „Tage, da der Herr Baron von . . . diesem verlasse„nen Greise ein ehrliches Auskommen vestsetzte, fluchte „Ramier, dessen Herz voller Wuth war, gegen sei„nen Nährvater. Sein letzter Brief ist ist mit den „heftigsten Schmähreden gegen seinen Beschützer ange„füllt; zu Ende desselben sagt er, daß er im Begriffe „sey, sich umzubringen, daß er aber gerächt werden „würde.

(*) Diese Anekdote wird nicht nach jedermans Geschmacke seyn; indessen kömmt sie mit der Wahrheit aufs genaueste überein. Diejenigen, die sie in Zweifel ziehen, bewiesen dadurch, wie sehr fremd ihnen die schönen Züge des Herzens sind. Man zweifelt immer an demjenigen, was man nicht fähig ist zu thun.

„würde. Wäre dieser Brief zu rechter Zeit zugestellt „worden, so würde derjenige, an den er gerichtet war, „diesem Rasenden zu Hülfe geeilt seyn, er würde ihn „entwaffnet haben; Ramier würde leben, und der „Herr Baron von . . . würde vollkommen die befriedi- „gende Freude geniessen, die mit dem Schicksal der- „jenigen verbunden ist, die Gutes thun; seine Absicht „ ist deswegen nicht minder löblich.

„Diejenigen, welche etwa das Urtheil, das ich „von den litterarischen Fähigkeiten des Ramier fälle, „für eine Ungerechtigkeit halten möchten, können seine „Schriften so wohl in Prosa als in Versen zu Rathe „ziehen; fast alle sind unter dem mittelmässigen. Was „soll man von einem Dichter denken, der fodert, daß „die Zimmer eines Hospitals vastuos (vastueux) seyn „sollen, und der, troz aller Widerrede behauptet, daß „dieses monstruose Wort der eigentliche Ausdruck sey? „Was soll man von einem Manne sagen, der nicht „zehn Verse machen konnte, ohne Allmosen zu fodern, „und welcher den Titel eines großmüthigen Be- „schützers der Talente an jeden, der ihm Geld gab, „verschwendete? Was soll man von ihm sagen und „denken? daß er ein Narr war."

XXXV.

Ja, Ramier war ein Narr, ich wiederhole es; aber er war nichts destoweniger des Mitleidens würdig.

Die ungerechten und eiskalten Herzen sahen ihn als die einzige Ursache seiner Unglücksfälle an, und nahmen daher Gelegenheit, ihn immer lächerlich zu machen. Ist denn der Mensch durch seinen Fehler unglücklich? Nein. Jedes Individuum ist das Product seiner Erziehung, und also ist es klar und deutlich, daß jeder schlechterzogene Mensch eben so wenig wegen seiner Erziehung Rechenschaft zu geben schuldig ist, als wegen seines Ursprungs. An wen soll man sich denn in diesem Stücke halten? an Eltern. . . Nein. Die Erzieher, wer sie auch immer seyn mögen, können nur als Mittelursachen angesehen werden. Wir müssen bis zur Quelle hinaufgehen. Die Landesregierungen allein haben volle Macht und Gewalt; sie allein können alles; ohne sie vermag man nichts.

Man frage mich, warum Ramier, ein gebohrener Unterthan des Königs von Sardinien, sich im 73sten Jahre seines Alters nach Deutschland gebracht fand, um diesem Lande, das ihm gänzlich fremd war, das ewig verhaßte Schauspiel eines Selbstmords zu geben? Warum? Weil Ramier, von seiner Kindheit an sich selbst überlassen, weder Familie, noch Regenten, noch Land hatte. Er stand mit nichts in Verbindung. Ohne Rath, ohne Schutz, ohne Credit, irrte er lange Zeit von einem Himmelsstriche zum andern umher. Ehrgeizig, (ach! welcher Mensch ist es nicht?) verschmähete er alle untergeordnete Aemter. Er näherte sich niemals einem Regenten, ohne auf eine Ministerstelle

stelle bey demselben Anspruch zu machen. Er schrieb so schön, als möglich ist, und dieser Vortheil diente ihm zu nichts. Konnte er wohl im Grund, als ein Mann, der würdig zu seyn glaubte, die Menschen zu regieren, sich darauf einschränken, ein Schreibmeister zu seyn (*)?

Ramier war reinlich, beherzt, höflich; die Arbeit erschreckte ihn nicht; aber er fürchtete sich vor der Dienstbarkeit. Er trachtete nach jeder Art von Ruhm; nichts fiel ihm schwer, solchen zu erwerben. Ein Jahr vor seinem Tode brachte er mehrere Nächte mit Abschreiben eines von ihm verfertigten Stücks zu, und er brachte es so weit, daß es auf der Schaubühne zu Aachen gespielt wurde; es misfiel, und der Director der Comödie gab ihm reichlich drey Louisdor dafür, welche er brühheiß zu der Bank trug. Ramier machte

(*) **Ramier** erfuhr zu Aachen das Unangenehme, das jedes Genie, so sich daselbst vestsetzen will, erfahren wird. In welches Land man sich auch verpflanze, so muß man, um der Nation zu gefallen, ihre Sitten annehmen. Ohne diese wesentliche Formalität bleibt man immer fremd. Die Sitten folgen fast überall der Sprache; deswegen haßt der Deutsche den Franzosen, so lang dieser letztere seine Muttersprache redet. Um den Fremden zu gefallen, muß man aufhören, sein eigenes Ich zu seyn, und Er werden. Eine solche Verwandlung geschieht nur bey niederträchtigen Seelen, und **Ramier** hatte eine starke Seele. Er war würdig, ein gebohrener Engländer zu seyn.

machte Schauspielern den Hof, um von ihnen gespielt zu werden; der stolze Ramier häufte Niederträchtigkeit auf Niederträchtigkeit, um eine geringe Belohnung zu erhalten; der eigensinnige Ramier gab den Banquiers das Geld, welches der Lohn für seine Nachtwachen gewesen war und ihn so viele Mühe gekostet hatte; und dieß alles in einem Alter von 71. Jahren. Wie groß ist der Mensch! wie klein ist der Mensch!

Diejenigen, welche der Tod des Ramier am meisten gerührt hat, haben geglaubt, daß, wenn man zu Aachen nicht gespielt hätte, dieser unglückliche Greis seine Lebenstage nicht abgekürzt haben würde. Eitle Reden! Erstlich spielt man denn nur zu Aachen? Hatte sich Ramier zu Aachen das Spielen erst angewöhnt? Er hat sich, so wie jeder andere, die Erlaubniß sich zu Grunde zu richten, die man zu Aachen findet, zu nutze gemacht. Wenn er ein glücklicher Spieler gewesen wäre, so würde er das Vaterland nicht verlassen haben. Was that Ramier in einem Alter von 72. Jahren zu Aachen? War es nicht Zeit, daß er wieder einmal nach Hause zurückkehrte? Er hatte sein Vaterland vergessen, und es dachte nicht mehr an ihn. Dieß ist das traurige Schicksal eines Menschen, der keinen Stand hat.

XXXVI.

Wenn wir nicht läugnen können, daß die Wissenschaften unsere Sitten verderbt haben, so wollen wir

doch wenigstens so gerecht seyn und gestehen, daß sie uns unsere Wildheit benommen haben. Ja, das Studiren hat das Reich der Toleranz fortgepflanzt. Unsere Väter, welche ausschweifende Barbaren waren, verfolgten nicht nur die Lebendigen, sondern sie waren auch noch gegen ihre Leichname erbittert. Die Veruunft hat den größten Theil der unmenschlicheu Gebräuche abgeschafft. Man plagt noch den Menschen, der lebt; aber ziemlich insgemein störet man doch seine Asche nicht.

Der Schatten des Ramier hat es erfahren. Das Gesäz verurtheilt einen Selbstmörder, auf der Schleife geschleppt zu werden; der Magistrat glaubte, die Menschheit mit diesem wehmüthigen Spektakel verschonen zu müssen; die einzige Strenge, der man sich gegen den Verstorbenen bediente, bestund darin, daß man dem Nachrichter den Auftrag gab, ihn zu begraben. Kein Mönch begehrte diese Verrichtung zu übernehmen. Mit der Zeit wird alles menschlicher; der Mönch allein ändert sich nicht; er bleibt immer der nemliche, das heißt, unempfindsam gegen eines andern Unglück (*).

O du!

(*) Nach dem Tode des Ramier fand sich ein Mensch, der so niederträchtig war, eine Lampe auf sein Grab zu tragen; er strenete daselbst ein Spiel Karten aus, und verbreitete das Gerücht, daß Ramier aus der andern Welt zurückkäme, um zu spielen. Diejenigen, welche

O du! rechtschaffener Hausvater, der du keinen andern Endzweck hast, als die Kinder, die dir das Leben zu verdanken haben, zur Tugend zu bilden, bewahre sie vor der Spielsucht. Halte sie ab von der Redoute und von allen Orten, wo der zum Kriege geübte Mensch seine Nebenmenschen mit kaltem Blute erwürgt. Führe sie auf das Grab des unglücklichen Ramier; vergieß mit ihnen Thränen auf der Asche dieses Schlachtopfers des Spiels: Sage zu ihnen:

„Hier liegt Ramier de Raudiere, dem „zu seinem Glücke weiter nichts fehlte, als die Wissen„schaft, glücklich zu seyn. Er besaß Verstand und viele „Kenntnisse; er schrieb vortrefflich; er konnte durch „nützliche Arbeiten bequem leben. Der Kunst schön zu „schreiben, zog er die Versemachersucht vor, und trieb „mit der Sprache der Götter den verächtlichsten Han„del. Seine Leidenschaft für das Spiel war so groß, „daß nichts für ihn heilig war, wenn es darum zu thun „war, sie zu befriedigen. Zu was erkühnte er sich „nicht, in der Hoffnung, Geld zu bekommen? Er ver„fertigte eine Schmähschrift gegen den regierendeu Für„sten von Stablo, (Herrn Jakob de Hubin). „Der Fürst verzieh ihm und schenkte ihm eine Summe, „die

welche die Todten auf solche Art behandeln, lassen von sich vermuthen, daß sie wenig Achtung gegen die Lebendigen haben.

„die er zum Spielen anwandte. Ramier, der stets „gewiß versichert war zu gewinnen, gewann nie. „O! meine lieben Kinder, wenn die Leidenschaft des „Spiels sich jemals eurer bemächtigen sollte, erinnert „euch an den Ramier. Stellet euch diesen mit dem „allgemeinen Abscheu beladenen Greis vor, der allen „Menschen verhaßt und sich selbst verächtlich war. „Stellet euch den Ramier vor, den Pfeilen der „Satyre ausgesezt, beschimpft, verspottet, geringge„schäzt von allen, die ihm begegneten; er konnte die „Spötterenen der Banquiers nicht vermeiden, die „seine Raserey bereicherte. Dieß ist das unvermeid„liche Schicksal derjenigen, die nach einem Hirnge„spinnste rennen. Besitzt man Vermögen, so muß „man es geniessen. Besitzt man keines, so ist das ein„zige Mittel, welches zu erwerben, die Arbeit. Was „ist ehrbarer, als von seiner Arbeit leben? Man ist „niemand einige Verbindlichkeit schuldig. Man kann „laut reden und mit emporgereckten Haupte einherge„hen. Begegnet uns ein Unglück, so bedaurt, tröstet „und hilft uns jederman (*). Man sagt, es ist ein

recht-

(*) Das alles ist blosses Gewäsche; es ist eine Falle, in der man sich nicht muß fangen lassen. Man muß auf niemand zählen. Die Menschen sind ungerecht, und werden es noch lange Zeit seyn. Ihr Eigennutz erfodert es also. Derjenige, der ihnen nicht ähnlich ist, erwarte von ihnen nichts anders, als Haß und Verfolgung.

„rechtschaffener Mann. Aber ein Spieler, so glücklich „er auch immer seyn mag, erhält keine Hochachtung, „keine Ehre; er ist sogar denjenigen verdächtig, die er „sich verbindlich macht. Ein Betrüger oder ein „Betrogener, dieß ist das Sinnbild des Spielers. „O! meine Kinder, spielet nicht! O! meine Kinder, „gedenkt an den Ramier! Hier liegt Ramier; „ich bitte euch ums Himmlswillen, vergeßt es nicht! ...“

XXXVII.

Mantua, væ nimium vicina Cremonæ; dieß kann man sagen, wenn man bedenkt, daß Burscheid (*) so nahe bey Aachen liegt. Was heißt das Wort Burscheid (Borset) fragte ich einen Einwohner des Orts? Das weiß ich nicht, antwortete, er mir. Ich that die nemliche Frage an einen andern, der mir nichts befriedigenders sagte. Ein dritter, der mehr Nachdruck besaß, bezahlte meine Frage mit folgender schönen Antwort; das geht Euch keinen Hunds ... an. Man kann wohl glauben, daß ich nicht weiter in ihn drang. Indeß

(*) Der Herr von Barjoles schreibt Borset. Der Herr Abbe Expilly schreibt Burscheid. Nach diesem letztern Schriftsteller wurde die Abtey zu Burscheid im Jahre 975. vom Gregorius (dem Heiligen), Sohne des Nicephorus, Kaisers von Constantinopel, gestiftet; sie wurde anfangs mit Mannspersonen besetzt, an deren Stelle seit dem Jahre 1220. Nonnen kamen.

Indessen ist es doch hart, die Etymologie der Orte, die man besucht, nicht zu kennen. Wenn ich die von Burscheid nicht kenne, so erkläre ich vor dem Angesichte des Himmels, daß es meine Schuld nicht ist. Ich habe alles gethan, was in meinen Kräften stund, um mich deswegen zu unterrichten. Ich bin immer ein eifriger Etymologist gewesen; aber wozu hilft der Eifer, wenn niemand einen würdigt, ihn zu unterstützen?

Ehe ich Burscheid beschreibe, will ich von dem ersten Erstaunen reden, das mich bey dem Anblicke dieser kleinen Stadt überfiel; es ist sonderbar für mich, und ich werde mich stets mit Vergnügen daran erinnern.

Burscheid liegt nahe bey Aachen, welches seinen Namen von dem erstern herleitet. Zwanzig Schritte weit vom Thore sieht man rechter Hand auf dem Felde zween Bäume, deren Vereinigung dem Beobachter das Gemälde eines Mannes zu Pferd vorstellt. Dieses Gemälde ist mir angenehm vorgekommen; es ist redend, die Natur ist in ihren Spielen bewunderswürdig. Man findet noch zu Aachen selbst, nahe an dem Cöllner Thörchen einen Baum, der zwar nicht so merkwürdig ist, aber doch auch gut aussieht. Jeder Naturkündiger wird ihn mit Vergnügen sehen; die Kunst hat vielleicht nicht wenig dazu beygetragen, seine Aeste in Ordnung zu bringen; das Ganze bildet eine angenehme Bogenlaube.

Da ich nun wußte, daß Burscheid eine nahe bey Aachen liegende Stadt ist, so gieng ich auf dem Steinwege fort, nicht ohne große Verwunderung, daß ich nicht einmal ein Dorf gewahr wurde. Nachdem ich ungefehr sechs Minuten lang gegangen war, fragte ich einen Mann der mir begegnete, ob ich auf dem Wege sey, der nach dem Orte führet, welchen ich suchte. Dieser Mann verstund kein Französich, und ich verstehe kein Deutsch; aber ich sprach das Wort Burscheid aus; das war genug. Er hielt mir eine lange Rede, die mir desto mehr Langeweile verursachte, da ich nicht wußte, was sie bedeutete. Er zeigte mir eine Reihe Häuser, die ich linker Hand ließ. Ich wiederholte Burscheid; der Mann schrie: Ja. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß diese Reihe Häuser Burscheid wäre; indessen gieng ich fort, längst an dieser Reihe Häuser hin. Ich fragte nochmals: Burscheid? abermals Ja. Ich gieng weiter fort. Ich gieng an einem Thore vorbey, welches mir das Thor eines Wirthshauses zu seyn schien; ich wende den Kopf herum; was sehe ich? Burscheid. Ich gehe in Burscheid hinein, indem ich jene Stelle aus dem Virgil hersagte:

Facilis descensus averni ...

XXXVIII.

Aus welcher Gegend man an diesen hohen und niedrigen Ort kömmt,

Aus

Muß man auf= und absteigen, und Schritt vor gehen (*).

Nein rief mir jemand zu. Ha! Sie sind es; ich sah Sie nicht. Was machen Sie hier? — Ich gehe hier spazieren. Würden Sie wohl diesen Abhang im Galop herabrennen? — Nein, wahrhaftig nicht; und Sie? — Ich würde mich ein wenig dabey fürchten. Indessen kam ich gestern mit Madame . . . hieher, die diesen Weg ohne die mindeste Furcht herabtrottirte. — Sie war also zu Pferde? — Ja. — Und Sie? — Ich gieng zu Fusse. — Sie giengen also nicht im Trab? — Ich gieng bescheiden im Schritte herunter. — Ich wußte schon, daß Madame . . . schöner wäre, als Sie; aber ich wußte nicht, daß sie unerschrockener wäre, als Sie. — Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich zu Fusse gieng. — Was liegt daran? Verdient ein schönes Frauenzimmer nicht, daß man ihr zu Fusse nachfolge? — Ich möchte Sie dabey sehen. — Leben Sie wohl, Stallmeister im Schritte. . . .

Wenn man in Burscheid zum Hauptthore (denn es sind zwey Thore) hineingeht, so sieht man gerade vor sich die Kirche der Abtey. Die Strasse ist abhängig; ich finde sie angenehm, aber es dünkt mich, sie sey nicht breit genug. Sie erinnerte mich an die Hauptstrasse

(*) De quelque endroit qu'on vienne en ce lieu haut & bas,
Il faut monter, descendre & marcher pas à pas.

strasse zu Bern, mit dem Unterschiede, daß der Abhang gäher ist, und daß man hier die bedeckten Gänge der Schweizerischen Stadt nicht findet.

Am Ende der Strasse ist das zweyte Stadtthor; ein unnützes Thor, das nicht einmal zur Zierde dienet und die Kirche der Abtey versteckt; ein Thor, das ich morgen würde abbrechen lassen, wenn ich zu befehlen hätte; kurz, ein Thor, welches wohl, troz alles meines Schreyens, noch lange stehen bleiben dürfte.

Wenn man eine ungeheure Strecke herabgeklettert ist, um das äusserste Ende von Burscheid zu finden, so muß man wieder eine ungeheure Strecke hinaufklettern, um sich nach der Kirche der Abtey zu begeben; die Treppe ist weder prächtig noch bequem; der Eingang in den Tempel hat nichts merkwürdiges, und der Tempel selbst ist in Ansehung seiner Architektur vielen Klosterkirchen, die ich gesehen habe, weit nachzusetzen. Besonders schien mir die Kuppel nicht hoch genug zu seyn ꝛc. Der Altar ist nach Römischer Art und die Pläze der Nonnen sind dahinter; ein sehr kurzer, an jedem äussersten Ende des Altars angebrachter Vorhang versteckt diese heiligen Jungfrauen vor den Blicken der Profanen. Wenn man aus der Kirche der Abtey kömmt, so sieht man rechter Hand in der nemlichen Höhe die Pfarrkirche, das einzige Heiligthum, welches die Katholiken in Burscheid besitzen. Es wäre lächerlich, zu sagen, daß die Protestanten an diesem Orte keine

Kirche

Kirche haben (*). Man sieht selten die Ausübung ihres Gottesdienstes in einem mönchischen Zustande. Wunderbar ist es wirklich, daß gar kein anderer Kloster-Orden die Kunst besessen hat, sich hier einen Schutzort zu verschaffen. Kein Kloster der Ursulinerinnen, nicht einmal eine Kapuzinerey. Es scheint, der Cistercienser Orden habe förmlich zu allen andern Orden gesagt:

Hier wird unser Institut kein anders leiden (**).

XXXIX.

Ein Mann, den die Sucht für nomina propria plagte, sagte ganz treuherzig, daß Burscheid sollte Rauchwasser heissen. Warum? fragte ihn ein Witzling aus dem Orte. Warum? Weil ich hier nichts sehe als rauchendes Wasser. Der Witzling brach in lautes Gelächter aus, und der Mann mit den nominibus propriis blieb ganz mystificirt. Dieß ist das Schicksal eines Fremdlings, der sich zum Reformator aufwerfen will. Uebrigens ist nicht ein Name eben so gut, als ein anderer?

Bur-

(*) Die Protestanten liessen im Jahre 1635. zu Burscheid eine Kirche bauen, wo sie ihren Gottesdienst hielten, bis im Jahre 1718. der Kaiser Karl VI. sie zerstören ließ. Karl VI. konnte damals Recht haben; zu unsern Zeiten hätte er es nicht.

(**) Ici notre institut n'en souffrira point d'autre.

Burscheid ist in Ansehung der warmen Bäder Aachens Nebenbuhlerinn; beide haben ihre Anhänger; alle haben wunderbare Kuren gewirkt. Die Heilung eines mit der Gicht behafteten ist eine so gemeine Sache, daß man sie kaum der Aufmerksamkeit würdigt. Die Bäder zu Burscheid sind eben so wunderbar, als die Gürtel der heiligen Rosa (*).

Und ich glaube das alles, weil ich es sehe (**).

Unter den Quellen zu Burscheid unterscheidet man eine, in welcher man, wie man sagt, Eyer hart siedet. Man behauptet, das Wasser derselben sey siedend heiß; warum sollte dasselbige es nicht seyn?

Bewundere, wer da will, die warmen Bäder zu Burscheid! Man berechne die Wirkungen derselben! Man untersuche die Ursache ihrer Hitze! Ich begnüge mich damit, zu sagen, daß sie öffentlich sind, und daß jederman ihre Heilsamkeit benutzen kann, und zwar um einen sehr billigen Preis. Ich empfehle das Bad zu den drey Schlangen, welches bequem, reinlich und gut

(*) Die heilige Rosa, Patroninn von Viterbo, beschützt die schwangern Weiber. Die Nonnen ihres Klosters geben gratis kleine Gürtel, welche die wunderbare Eigenschaft besitzen, eine Frau ganz allein niederkommen zu machen. Wenn das Geheimniß allgemein bekannt würde, dann gute Nacht Hebammen. Allein es ist es nicht.

(**) Et je crois tout cela, parceque je le vois.

gut besorgt ist; man wird hier sehr schleunig, höflich und ehrbar bedient. Es ist ein hübsches Weibchen da.

Die Abtey zu Burscheid ist von Nonnen aus dem Cistercienser Orden besetzt; sie müssen von Adel seyn; ihre Aebtissinn, welche sie unter sich erwählen, verbindet mit dem Namen einer Superiorinn des Klosters den Titel eines Reichsstands, und hängt unmittelbar vom Reiche ab. Man nennet sie nicht anders, als Frau Aebtissinn. Sie hat die Zügel der politischen und der geistlichen Regierung in Händen; die Gerechtigkeit wird in ihrem Namen verwaltet. Aachen behauptet Gerichtsbarkeits-Gerechtsame über Burscheid zu haben; aber ich will mich nicht darein mischen, solche weder streitig zu machen, noch zu erläutern (*).

Die Uniform der Nonnen zu Burscheid ist die nemliche, wie die des Cistercienser Ordens; aber eine ohne Coquetterie verschönerte Uniform; sie ist reizender, als die gewöhnliche Kutte, und verräth, daß diejenigen, die sie tragen, dazu gemacht sind, ihr Ehre zu machen.

Die

(*) Diese Gerechtsame scheinen ganz erläutert zu seyn, weil die Stadt **Aachen** täglich ihre Gerichtsbarkeit über **Burscheid** ausübt, und diejenigen, welche aus der erstern vertrieben werden, sich auf dem Gebiete der letztern nicht zeigen dürfen. Indessen behält Burscheid noch einige Privilegien der Unabhängigkeit. **Aachen** setzt den Stadtschultheissen daselbst.

Die Vestalinnen zu Rom waren nicht so keusch, als sie;
Und vielleicht sah man deren niemals so schöne (*).

XL.

Ich bin nicht bis in das Innere der Abtey zu Burscheid gekommen (**); wenn man davon nach demjenigen, was man sieht, urtheilen sollte, so würde man nicht zum Vortheile derselbigen eingenommen werden. Ich sage das nemliche nicht von einem kleinen Teiche, der sich gegen über befindet, und wo mehrere Schwanen sich ihr Lusthaus gewählt haben. Längst an diesem kleinen Teiche verspricht ein schattigter und ländlicher Spaziergang denjenigen, die ihn besuchen werden, tausenderley angenehme Freuden.

Hier kömmt, ohne Zwang und in vollkommener Freyheit,
Das schöne Geschlecht hin, um zu gefallen und ohne Stolz zu herrschen (***).

Verschiedene

(*) Les vestales, à Rome, étoient moins sages qu'elles:
Et, peut-être, jamais n'en vit-on de si belles.

(**) Der Herr Abbe Expilly sagt, da er (in der Topographie der Welt) von Burscheid spricht: Die Nonnen haben daselbst eine bequeme Wohnung. Er sagt das nemliche von beynahe allen Frauenklöstern.

(***) C'est là que sans contrainte, en pleine liberté,
Le beau sexe vient plaire & regner sans fierté.

Verschiedene auf dem Wege angebrachte Gemälde, welche verschiedene Umstände aus der Leidensgeschichte des Heilands der Welt vorstellen, locken andächtige Personen herbey, denen es gefällt, diesem schmerzhaften Gegenstande nachzudenken. Ich habe hier mehr als ein zärtlich gerührtes Frauenzimmer, mit dem Rosenkranze in der Hand und mit Thränen im Auge Sachen thun sehen, die ich wahrhaftig zu thun nicht im Stande wäre.

Ich habe ferner auf dem Rasen
Ludwig die **Louise** kitzeln sehen;
Amor, Zeuge des Scherzes,
Schien mir bey ihren Wünschen zu lächeln;
Und ich als eine sehr ernsthafte Person,
Entfernte mich sogleich von ihnen,
Aber nicht ohne die Augen umzuwenden.
Dieses Paar vermuthete wohl nicht,
Daß jemand es wahrnehmen könnte;
Und ich konnte sehen,
Daß es das Augenlicht verloren hatte.
Ich will das Geheimniß bewahren;
Die Liebe gebeut, verschwiegen zu seyn (*).

Nahe

(*) De plus, j'ai vu sur le gazon
Lubin chatouiller *Louison*
L'amour, témoin du badinage,
Me parut sourire à leurs voeux;
Et moi, très-grave personnage,
Aussi-tôt je m'éloignai d'eux,
Mais non pas sans tourner le yeux.

 Ce

Nahe daher ist der Londner Hof, ein sehr gut unterhaltenes Gasthaus, das würdig ist, der Aufenthalt eines Philosophen zu seyn, der die Einsamkeit suchet; reiche Leute geben hier oft festliche Mahle. Denjenigen, die nicht mehr besitzen, als was zu ihrem blossen Unterhalte nothwendig ist, rathe ich, anderswo Quartier zu suchen (*).

In dem Pallaste des Ueberflusses
Ist ein Dürftiger am unrechten Orte.
So hat gelehrt und weislich gedacht
Ein gewisser Mann, dessen Wissenschaft
Daselbst mit Kaltsinn empfangen wurde.
Ueber dieses Kapitel will ich
Keinen langweiligen Commentar schreiben;
Es geht aller Orten eben so.
Das Gold ist der herrlichste Titel.

Ohne

Ce couple ne se doutoit guère
Que quelqu'un pût l'appercevoir.
Et je fus à même de voir
Qu'il avoit perdu la lumière.
Je veux garder le secret;
L'amour enjoint d'être discret.

(*) Ich zweifle, daß der Gedanke des Verfassers richtig sey. Ein Haus, in welchem man täglich festliche Mahle giebt, schickt sich gewiß nicht für einen Mann, der die Einsamkeit sucht. Es ist wahr, daß die Lage daselbst reizend ist.

Ohne mich zum Schiedsrichter aufzuwerfen,
Schliesse ich dreist daraus: desto besser (*):

XLI.

Man spricht fast nicht von den kleinen Staaten; die grossen Schriftsteller haben etwas nützlichers zu thun; die kleinen Völker selbst würden einem Manne, der so thöricht wäre, ihre Sitten zu schildern, ins Gesicht lachen; hieraus folgt, daß so wenig kleine Staatsregierungen wahrhaft bekannt sind; diese Unwissenheit, in welcher man in Rücksicht auf sie lebt, ist vielleicht ihre stärkste Grundveste.

Was mich betrifft, der ich kein grosser Schriftsteller bin, so will ich es gestehen: kein Land scheint mir der Untersuchung unwürdig zu seyn; ich beobachte den Einwohner zu Burscheid eben so sorgfältig als ich den Venetianer beobachte, da ich bey ihm war. Wer sich unterrichten will, verschmähet niemand. Ich lerne in einer Schenke, so wie in dem schönsten Gasthofe.

Es

(*) Dans le palais de l'opulence
Un indigent eſt déplacé.
Ainſi l'a doctement penſé
Certain homme dont la ſcience
Y reçut un acceuil glacé.
Je ne veux point ſur ce chapitre
Faire un commentaire ennuyeux:
Il en eſt de même en tous lieux;
L'or eſt le plus auguſte titre:
D'où, ſans m'ériger en arbitre,
Je conclus hardiment: *Tant mieux.*

Es ist eine ziemlich allgemein angenommene Meynung, daß eine priesterliche oder geistliche Regierung die Menschen nicht anders als unglücklich machen kann. Wenn man hierüber der beurtheilenden Klasse von Menschen glauben will, so muß man auf diese Art von Regenten jenen Vers anwenden: Rege eos in virga ferrea. Ich entscheide nicht, ob die Anwendung ungerecht sey; aber ich behaupte, daß sie zu Burscheid nicht statt finden kann.

Ich bemerke 1) daß die Regentinn nicht jenen zu Grunde richtenden Staat führt, der den gemeinen Haufen blendet, den man aber fast immer auf Kosten des Volkes unterhält. Friedlich und ruhig in der Einsamkeit, hat die Aebtissinn zu Burscheid keine andere Souveraineität, als die Tugenden und die Macht; sie erfüllt die Pflichten derselbigen, ohne die ehrbare Höflichkeit ihres erstern Standes aus dem Gesichte zu verlieren. Ihr erbauliches Beyspiel trägt zur Reinigkeit der Sitten bey.

2) Das Volk ist höflich und scheint bequem zu leben. Ich finde in den Gasthäusern jene zuvorkommende Gefälligkeit, welche den Charakter einer leutseligen Nation ausmacht. Ich sehe nicht, daß die Mädchen unverschämt sind; wenn ich mich an eine wende, die mich nicht versteht, so wird sie mir gar nicht durch ein beleidigendes Gelächter antworten, sondern ihre Verlegenheit wird mir vielmehr anzeigen, wie leid es ihr thut,

daß

daß sie mir nicht nützlich seyn kann. Die gewöhnliche Leyer zu Aachen ist: Canit parlir miserabel. Wer zu Aachen nicht Deutsch versteht ist miserabel dran; in Burscheid glaubt der Bürger, er sey zu bedauren, wenn man eine Sprache mit ihm spricht, die er nicht versteht.

3) Es giebt wenig Betteleute zu Burscheid; auch sind diese noch fremd. Ohne Zweifel könnte man sie mit geringer Mühe austreiben; da aber das Aachner Gebiet sich bis an die Thore von Burscheid erstreckt, so müßte man, um diese beiden Staaten von diesem Ungezieser zu reinigen, die einstimmige Einwilligung der beiden Mächte dazu haben. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß dieses Bündniß statt fände! Die Bettler sind eben so gefährlich, als die Kreuzzugsbrüder. Man sage nicht: es muß Betteleute geben. Misbrauch! Irrthum! Ich werde bis an das Ende meines Lebens unaufhörlich schreyen: Arbeit! Arbeit! Arbeit! Möchte mein Geschrey gehört werden!

LXII.

Wem die Polizey in der Schweiz gefällt, der gehe nach Burscheid, er wird sie zum Theile da finden. Ein öffentlicher Ausrufer ruft Nachts die Stunden aus. Ich wünschte zur Sicherheit des Einwohners, daß die Stadt geschlossen würde. Diese Kosten würden wenig betragen.

Die

Die Gesätze zu Burscheid sind ungefehr die nemlichen, wie die zu Aachen. In den beiden Städten wird man auf zweyerley Art Bürger; entweder muß man eine Bürgerinn heyrathen, oder die Bürgerschaft bezahlen; da diese Summe nicht beträchtlich ist, so können diejenigen, welche kein fremdes Ehebündniß schliessen wollen, ihr Verlangen mit geringen Kosten befriedigen. Man muß sehr verliebt in ein Mädchen seyn, wenn man sich dazu entschliessen kann, ihr seinen Stand zu verdanken. Diese von dem Gesätze den Aachner und Burscheider Bürgerinnen verwilligte Bürgermachende Eigenschaft zeigt einen Mangel an Einwohnern in beiden Städten an, und diese Art, sich Einwohner zu verschaffen, gereichte nicht immer zum Vortheile der beiden Orte (*).

„Burscheid ist in diesem Jahre (1785) Zeuge „einer ziemlich traurigen Begebenheit gewesen. Ein „Mensch, der sich ohne Paß dahin begeben hatte, „wurde in Verhaft gezogen. Nach den an den Ma„gistrat geschickten Kennzeichen konnte man vermuthen, „daß dieser Mensch ein wegen verschiedener Kirchen„diebstäle angeklagter Spitzbube wäre. Er hatte einen

„Kelch

(*) Es giebt noch eine andere Art, die Bürgerschaft zu bekommen, von welcher der Verfasser nicht redet; nemlich wenn man in der Stadt gebohren wird. Dieß ist gewiß die natürlichste. Aachen hat nur dieses mit der Schweiz gemein.

„Kelch bey sich, den er, wie er vorgab, von einem Ju-
„den in Amsterdam gekauft hatte. Man würde
„einem grossen Herrn die Grille verzeihen, einen Kelch
„zu haben und daraus zu trinken, weil kein bürgerli-
„ches Gesätz einem Menschen den Gebrauch eines Kel-
„ches verbeut. Aber ein Mann zu Fusse, der mit ei-
„nem Kelche in seinem Sacke auf den Landstrassen
„herumläuft, ist überaus verdächtig. Dieser noch
„unbekannte Luxus läßt glauben, daß er wohl eine
„Entwendung in einer Sacristey oder bey einem Gold-
„arbeiter vorgenommen haben möchte: denn seit Ben-
„jamins Zeiten haben wir kein Beyspiel, daß ir-
„gend ein grosser Herr seinem Haushofmeister den Auf-
„trag gegeben habe, sein Silbergeschirr in den Man-
„telsack der Fremden, die er bewirthet hat, zu stecken.
„Ein solcher Spaß war zu den Zeiten der Patriarchen
„gut, aber heute zu Tage ist er nicht mehr Mode.

„Der Mann mit dem Kelche war also provisorie
„im Gefängniß; seine Angelegenheit war der Gegen-
„stand der Gespräche; jeder machte nach Belieben seine
„Glossen darüber; der eine behauptete, er sey unschuldig;
„der andere verurtheilte ihn zum Feuer. Verdrüßlich
„über dieses Geschwätz, was that er? Er erhängte sich
„im Gefängniß. Es ist vielleicht unerhört, daß ein
„an Händen und Füssen gefesselter Mensch sein Leben
„auf diese Art in einem Kerker geendigt hat. Man
„vermuthet, daß dieser Unglückliche durch diesen Selbst-
„mord dem Henker diese Mühe erspart habe, und daß

„die

„die Gerechtigkeit dabey nicht nur die Proceß- sondern „auch noch die Executionskosten gewinne. Vermuth„lich wird der Kelch in Burscheid bleiben.“

Diejenigen, welche nicht durch das Burscheider Thor nach Aachen wollen, können einen Umweg durch die Wiesen machen, oder Fußwegen, die nach Lachembourg führen, folgen. Wenn man diesen letztern Weg nimmt, so sieht man einen ziemlich schönen Garten, mit Reihen von Bäumen besetzte Spaziergänge, die den Verliebten günstig sind, einen Teich mit rauchendem Wasser, Bettler, die einen quälen, Spionen, die auf einen lauern, Schläger, die einem aufpassen, Nymphen, die einen locken, u. s. w.

XLIII.

Der König von Aachen führt den Titel Bürgermeister; er wird von dem Volke ernannt, das ihm sein Amt nach Belieben fortsetzt. Sein jährliches Gehalt beträgt tausend Thaler. Jeder Mann kann zu deiser Würde erhoben werden; sobald er dem Volke gefällt, ist sein Recht unstreitig.

Ob man gleich seit langer Zeit gesagt hat: vox populi vox dei, so bin ich doch weit davon entfernt, diesen Satz zu billigen. Die glücklichsten Regierungen sind nicht diejenigen, wo das Volk den Vorsitz hat. Wenn jemand daran zweifeln könnte, so hefte er seine Blicke auf Genf. Was kann eine Regierung thun, welche das Volk immer bereit sieht, ihr die Hände zu binden?

binden? In den meisten Republiken ist jederman frey, ausgenommen die Repräsentanten des Volks. Der Landvogt des Walliserlandes (*), den man gnädiger Herr nennt und dem man den Titel Excellenz giebt, ist wahrhaftig weniger frey, als der geringste Trommelschläger dieses kleinen Staates. Uebrigens giebt es, überhaupt genommen, sehr wenig Republiken, die eine Constitution haben. Localgebräuche, sonderbare Gewohnheiten, keine Gesätze; dieß ist bey den meisten der Fehler. Man setze noch Regenten von einer willkührlichen Dauer hinzu, die nichts unternehmen dürfen, aus Furcht sich die Ahndung ihrer Mitstaatsbürger zuzuziehen, und man bedaure die republikanischen Staaten.

Die

(*) Der Landvogt im Walliserlande ist das Oberhaupt des Staates; in seinem Namen geschieht alles; man nennt ihn sehr höflich Euer Excellenz; aber wenn Seine Excellenz dem geringsten Bauernkerl misfiele, so würde er ihn auf einen Wink steinigen lassen. Diese Würde daurt drey Jahre lang, und man muß denjenigen, der sie ohne Verdruß genossen hat, unter die Zahl der glücklichen Menschen setzen. Uebrigens ist das Walliserland ein Staat, von dem sich keine Definition geben läßt. Ein Castellan dieses Landes sagte zu mir, indem er mir von seiner Republik sprach: Valesia est confusio rerum inordinata. Warum inordinata? fragte ich ihn. Lassen Sie dieses Wort, erwiederte er, sonst werde ich sagen inordinatissima. Es war ein Mitglied der Souverainetät, der sich also ausdrückte.

M

Die Schöffen sind, nach dem Bürgermeister, die ersten Personen im Staate. Sie müssen in der Stadt gebohren seyn und man erinnert sich nicht, daß jemals jemand in Ansehung der Geburt eine Dispenz verwilligt worden sey. Die Schöffen bleiben immer, und die Stiftung ihres Richterstuls wird schon von Karl dem Grossen hergeleitet; er hängt, sagt der Herr von Barjoles unmittelbar vom Reiche ab. Ihr schönstes Vorrecht besteht darinn, daß sie ihre Amtsbrüder wählen.

Die Bürgerschaft ist in fünfzehn Zünfte getheilt, an deren Spitze die Schöffenzunft steht. Man kann nicht in den Rath kommen, ohne zu einer oder der andern dieser Zünfte zu gehören, deren jede acht Repräsentanten in dem grossen Rathe hat; zween aus diesen acht Repräsentanten genommene Deputirte machen den sogenannten kleinen Rath aus. Diese Deputirten bleiben zwey Jahre lang in ihrem Amte.

Die Repräsentanten der fünfzehn Zünfte machen den grossen Rath aus. Jede Zunft hat einen Präsidenten, dessen Würde von willkührlicher Dauer ist und der eine Polizeygerichtsbarkeit über ihre Mitglieder ausübt.

Der Rath verwaltet die Domanialgerichtsbarkeit. Die oberste Polizeyverwaltung gehört dem Churfürsten von der Pfalz, als Herzogen von Gülich. Seine Churfürstl. Durchl. setzt zu diesem Ende

einen

einen Grand Mayeur, ohne dessen Einwilligung niemand in dem ganzen Bezirke der Republik in Verhaft genommen werden kann. Man nennt den Lieutenant des Grand Mayeur Statthalter.

Die Ansprüche des Herzogs von Gülich auf die Obergerichtsbarkeit zu Aachen haben zu langen und verderblichen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Der zwischen Reinhard, Herzog von Gülich, und der Gerichtsbarkeit der Oberhäupter der Tuchmacherzunft geschlossene Vertrag ist vom 3. Junii 1406. Dieser Vertrag, worauf sich eine im Streite befangene Gerichtsbarkeit gründet, ist beynahe vier Jahrhunderte lang eludirt, commentirt und interpretirt worden. Im Jahre 1777. wurde dieser lange Streit geendigt; und es scheint gewiß zu seyn, daß es keine Streitigkeiten mehr über diesen Punkt geben wird. Der Kaiser hatte über diesen Zwist Seine Majestät den König von Preussen und Seine Königliche Hoheit den Prinzen Karl von Lotharingen zu Schiedsrichtern ernannt.

XLIV.

Die Staatsverwaltung von Aachen ist ziemlich in einander verwickelt, sagt der Herr von Barjoles. Ich bin der Meynung dieses Akademikers, und ich wünschte, daß er so gütig gewesen wäre und die Mittel angezeigt hätte, sie in eine einfachere Ordnung zu bringen. Um diesen Versuch mit glücklichem Erfolge an-

zustellen, müßte man untersuchen, woran diese Verwikkelung liegt. Es ist nicht immer unmöglich, Reformationen in einer Republik vorzunehmen; die gegenwärtige Staatsverwaltung zu Aachen ist ein Beweis davon. So vortheilhaft aber einer republikanischen Staatsverfassung die Veränderungen, die man ihr vorschlägt, seyn mögen, so muß man doch solche mit der größten Bescheidenheit und Zurückhaltung vorstellen. Ich weiß, wie das Volk ist; man verändert es in einem Tage. Aber man muß die Künst besitzen, es zu verändern, und diese Kunst besitzt nicht jederman.

Es ist beynahe erwiesen, daß zween Repräsentanten von jeder Zunft bey dem grossen Rathe die nemliche Wirkung thun würden, wie acht. Warum acht, wenn zween hinreichend seyn können? Warum zween, wenn jeder Präsident seine Zunft vorstellen kann? Je einfacher die Mittel sind, für desto vortheilhafter halte ich sie.

Das Volk zu Aachen träumte ehedessen, daß immerwährende Magistratspersonen nicht so eifrig für das Wohl des Staates seyn würden, als Regenten, deren Dauer willkührlich ist; es glaubte, daß Magistratspersonen, die nichts mehr von dem Volke zu erwarten hätten, nicht mehr nöthig hätten, sich viel um dasselbige zu bekümmern. Diese in ihrem Grundsatze irrige Meynung hat den Grund zu der gegenwärtigen Regierungsverfassung gelegt.

Es

Es giebt keinen Staat, wo man sich weniger ernsthaft mit dem allgemeinen Interesse beschäftigt, als ein republikanischer Staat. Jeder lebt für sich. Die beiden sinnlosen Worte: Vaterland und Freyheit dienen immer zum Verknüpfungsbande für unruhige Köpfe, die bey der Störung des Friedens ihre Rechnung finden; und das Privatinteresse entscheidet. Kein Mensch ist so gerecht, daß er seine Unzulänglichkeit erkenne; jederman trachtet nach der höchsten Würde; die Thore verschließen sich; man setzt Cabale gegen Cabale; die stärkste triumphirt und diese unaufhörlich von neuem wieder auflebende Partheyrotten, unterhalten den Geist der Zwietracht in einem Lande, welches allein durch Frieden und Einigkeit erhalten werden kann.

Ich bin gegen keine Regierungsart eingenommen. Die höchste Gewalt sey in den Händen eines einzigen oder mehrerer; derjenige, der regiert, sey immerwährend, oder die Dauer seiner Würde hänge von der Willkühr ab; das thut gar nichts zur Sache. Der Hauptpunkt besteht darinn, Constitutionsgrundsätze zu haben, und diese Grundsätze werden immer falsch seyn, so lang sie nicht die allgemeine Wohlfarth, worunter ich die Wohlfarth des größtens Theils verstehe, zum Grunde haben.

Will eine republikanische Staatsverfassung glücklich seyn, so vergebe sie die Stellen an den Würdigsten. Was ist alsdann an der Dauer der Regierung gele-

gen? Der Doge zu Venedig regiert lebenslänglich; der zu Genua präsidirt nur zwey Jahre lang. Der Schultheiß (Avoyer) zu Bern führt die Zügel der Regierung ein Jahr lang; er übergiebt sie andern Händen auf die nemliche Zeit, und nimmt sie wieder an, nachdem er die Ruhe genossen hat, welche die Constitution ihm verstattet; und man bemerkt nicht, daß diese Rivalität dem Interesse eines Staates nachtheilig wäre, der, wegen seiner weisen Gesätze eben so wohl als wegen seiner Macht, als das Oberhaupt des Helvetischen Bundes angesehen zu werden verdient (*). Das Walliserland genießt den nemlichen Vortheil nicht. Warum? Weil man in dem Walliserlande keine Grundsätze hat (**).

XLV.

(*) Der kleine Canton Zürch ist der erste; bey dem jährlichen Reichstage, der sich in Solothurn versammelt, haben seine Deputirten den Ehrenvorsitz. Es ist kein Beyspiel vorhanden, daß jemals der mindeste Streit hierüber entstanden wäre. O Weisheit!

(**) Die Walliser wissen noch nicht, wer von beiden, der Bischoff von Sitten oder der Landvogt ihr Oberhaupt ist. Indessen gehorchen sie niemand. Ihre ganze Glückseligkeit gründet sich auf den vesten Glauben, in welchem sie leben, daß die Berner verdammt werden. Unerachtet dieser Ueberzeugung, sind die Walliser doch nicht unbarmherzig; ihre Priester sogar üben die Gastfreyheit aus. Dieses arme, schwache,

LXV.

Wenn man mich fragt: was zu der größten Wohlfarth der Stadt Aachen beytragen könnte, so werde ich antworten: Fragt die Nationalen, sie müssen sich kennen. Sollten sie weiter nichts gelernt haben, als spielen? Sollten sie wohl glauben, daß die ganze Regierungskunst darin bestehe, die Banquiers zu beschützen? Wenn das wäre, so würden sie berechtigt seyn, zu glauben, daß sie das einzige kluge Volk sind; denn ihre Nachbarn haben alles ins Werk gestellt, das Spiel zu entfernen. Wenn die Schweizer das Spielen erlaubten, so würden Spa und Aachen wüst und öde seyn; ihre Standhaftigkeit macht, daß auf diese beiden letztern Orte alles dasjenige zurückfließt, was die menschliche Gesellschaft unedles und schelmisches hat.

Das Spiel ist nicht hinreichend, ein Land blühend zu machen; es unterhält einige Personen, dieß ist wahr; aber wie viele richtet es nicht zu Grunde? Ich sehe täglich Leute vom Stande, welche, nachdem sie alles verloren haben, so weit gebracht sind, auf allen Seiten

zu

che, phantastische, unwissende Volk ist einzig in seiner Art. Es ist fast unglaublich, daß es den Dichter und Philosophen Hieronymus d'Arbellais, Prior zu Bonrg-Saint-Pierre, der eines bessern Landes würdig war, habe gesehen in seinem Schoose gebohren werden.

zu borgen, um das Schicksal des Kampfes aufs neue zu versuchen. Was entsteht daraus? daß diejenigen, welche das Geheimniß nicht besitzen, das Glück zu bessern, so lang verlieren, als man ihnen leiht; daß sie nichts wieder bezahlen; daß sie im schrecklichsten Elende ein schmachtendes Leben führen. Dieß ist das unvermeidliche Schicksal eines armen oder eines Griechischen Spielers.

Wie viele berühmte Familien sind erloschen, weil die letzten Zweige ihres Stammes vom Spiele zu Grunde gerichtet, sich ausser Stand befunden haben, sich zu verheyrathen! wie viele vornehme Leute haben geringe Mädchen geheyrathet, um die Lücken wieder auszufüllen, die das Spiel in ihrem Vermögen verursacht hatte? Wie viele Kinder ohne Erziehung, ohne Stand, ohne Unterhalt könnten zu den Banquiers sagen: Gebt uns wenigstens einen Theil von demjenigen wieder, was ihr unsern Vätern abgewonnen habt! ... Die meisten würden sich weigern (*).

Wenn

(*) Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß, wenn die Banquiers den Spielern das, was diese ihnen abgewinnen, wieder zurückfoderten, sie ihnen ins Gesicht lachen würden. Man muß nicht unrechtmässiger Weise gegen die Bank eingenommen seyn; sie hat nichts für sich, als die bekannten Vurtheile; und der größte, ich scheue mich nicht es zu sagen, ist der lächerliche und zwar sehr lächerliche Eigensinn der **Martingalisten**. Man muß die Bank als eine Klippe betrachten,

Wo

Wenn es einen unwidersprechlichen Beweisgrund gegen das Spiel giebt, so ist es folgender. Das Spiel setzt alle Stände in Unordnung und vermischet alle Klassen von Menschen. Wie schändlich ist es für einen Mann vom Stande, einen Lakay, der ein Spieler geworden ist, als seines Gleichen zu sehen, sich oft sogar von ihm Gesätze vorschreiben zu lassen, weil der glückliche Mensch immer der Herr ist.

Die Leidenschaft des Spiels schließt die Liebe zur Arbeit aus, woraus man leicht den Schluß zieht, daß das Spiel in seinem Gefolge das Elend nach sich schleppt, die Künste erstickt, dem Handel schadet, den Credit zerstört, die Redlichkeit zernichtet, und dem Laster zum Siege über die zertrümmerte Tugend hilft.

O achtzehntes Jahrhundert! Jahrhundert der Aufklärung! Jahrhundert der Philosophie! Jahrhundert der Jahrhunderte! du bist deinem Ende nahe. Willst du nicht, ehe du verschwindest, der Leidenschaft des Spiels einen Zaum anlegen? Unterrichte die Könige von den Ausschweifungen des Adels, damit ihre Macht denselbigen abhelfe! sage zu den Leuten, die Stand und Erziehung besitzen, daß ein Spielnest kein ihrer würdiger Ort sey! Beweise dem spielenden Adel, daß

Wo gegen einen Erretteten tausend das Leben verloren haben.

Où pour un de sauvé mille ont perdu la vie.

daß das Spiel den Muth entnervt, und daß sein Beruf ihn nicht verpflichte, gegen die vier Könige Krieg zu führen. Schicke jeden nach Hause, alle die Ritter ohne Pferd und ohne Kreuz, die neugebackenen Ritter, die Ritter mit und ohne List, die Ritter im fremden Lande und Stallknechte in dem ihrigen; damit sie durch nützliche Arbeiten ihrem Vaterlande dienen können, dem sie übrigens durch ihren Karten-Dienst keine Ehre machen. Zeige dem Herrn Nobilita, daß ein Edelmann sich mit seinem Perückenmacher nicht gemein machen müsse; und bedeute dem Herrn Ritter Aufstuzzer (Retape), daß ein Aufstutzer, was er auch immer für einen Titel annehmen mag, immer ein Aufstutzer, daß heißt, ein Gassenjunge ist. Wenn du diese Veränderung bewirkst, alsdann, o achtzehntes Jahrhundert! will ich deinen Ruhm in einer Ode besingen, die so lang seyn soll, als die antilitterarische Satyre des verstorbenen Herrn Gilbert. Amen!

XLVI.

Diejenigen, welche die Jahrbücher der Stadt Aachen schreiben werden, werden nicht auslassen, daß der Club daselbst im Jahre 1785. angenommen wurde. Die Geschichtschreiber von Spa werden ihren Lesern melden, durch welchen sonderbaren dummen Streich der Lieutenant-Gouverneur dieses schönen Dorfes diese vorzüglich angesehene Gesellschaft gezwungen hat, sich einen Schutzort in der Stadt Karls des Grossen

zu

zu wählen. Diejenigen, welche ein Handwerk daraus machen, alles zu schreiben und alles öffentlich bekannt zu machen, werden von den zwo Zeilen Verse sprechen, zu welchen diese Verpflanzung Anlaß gegeben hat:

So sah man ehemals, von dem Türken gestürzt,
Die Ritter von Rhodus nach Maltha verpflanzt (*).

Ich sehe diesen Unterschied dabey, daß der Maltheser Orden nichts in Rhodus behalten hat, und daß der Club, da er sich einen Zufluchtsort in Aachen erwarb, seine Stiftung in Spa beybehalten hat; ich zweifle sogar, daß die neue Errichtung der alten schaden werde. Spa ist so schön! dieser alte Lieblingsort hat grosse Rechte, und der Lieutenant-Gouverneur lebt nicht ewig (**).

Eine

(*) Tels on vit autrefois, par le *Turc* culbutés,
Les Chevaliers de Rhode à Malte transplantés.

(**) Ein Cyniker, der sich im Jahre 1785. zu Aachen befand, sagte: Dieser Club ist nur eine Errichtung, um den Herrn Grafen von ... zu rächen; und ich finde dieses Verfahren ganz billig; aber warum quartiert sich Club der Sohn eben so schlecht ein, als sein Vater? Sie sind zu Spa gewesen, meine Herren; Sie kennen das alte verfallene Nest des Advocaten St. ... Glauben Sie wohl, daß das Haus ... besser sey? Nein. Aber ich will niemand beschwerlich fallen.

Eine Begebenheit, die nicht weniger Eindruck machen wird, ist die Entdeckung der vorgeblichen Zusammenrottirung, um sich des Archivs eines Prinzen zu bemächtigen, der seine Wohnung in Aachen vestgesetzt hat. Die sogenannten Begünstiger dieses angesponnenen Anschlags wurden um Mitternacht in Verhaft gesetzt. Sie schliefen; welch ein Erwachen in einer freyen Stadt! zween wurden in das Gefängniß des Rathhauses gebracht, die andern sind in ihren Wohnungen geblieben und von Soldaten bewacht worden. Seitdem diese Sache dauert, wundert man sich, daß nichts herausgekommen ist. Täglich sprengt man aus, daß die Gefangenen unverzüglich loskommen werden, und sie sitzen immer noch. Einer derselben, dem man die Stadt zum Gefängniß angeboten hatte, mit dem Beding, daß er seine Pretiosa zur Bürgschaft zurücklassen sollte, hat diese vorgebliche Gnade nicht angenommen, und ist, wie gewöhnlich, vestgesetzt worden. Man kann diese Gefangenen nicht besuchen, ohne sich verdächtig zu machen. Was wird dieser sonderbare Handel für einen Ausgang nehmen? Wenn keiner strafbar ist, wie viel traurige Betrachtungen hat man über eine so leichtsinnige Gefangennehmung anzustellen! wer wird nicht

zittern,

fallen. Aufrichtig gesprochen, ist dieß ein Platz für den Club? Kleines Haus, kleiner Eingang, grober Wirth, zänkisches Weib u. s. w. Ach! der Club wird nicht da bleiben....

zittern, aus Furcht seine Freyheit zu verlieren! Welcher Mensch kann, wenn er sich schlafen legt, sagen: ich werde frey wieder erwachen! . . .

Man sucht einen Gendarme von der Leibwache und eine Gräfinn auf; man setzt einen Mann mit seiner Frau gefangen. Es wird erwiesen, daß bey der ganzen Sache weder Gendarme von der Leibwache noch Gräfinn ist; man läßt sie los und man lacht über den Irrthum. Sie haben doch am Ende nicht alles verloren, der angethane Schimpf bleibt ihnen . . . ꝛc.

XLVII.

Man hat aus allen Kräften gegen die Lettres de cachet geschryen. Ohne alles dasjenige entschuldigen zu wollen, was die durch diese Art von Inquisition verursachten Klagen unanständiges und allzuhartes zum Gegenstande haben können, will ich ohne Scheu gestehen, daß man einen höchst sträflichen Misbrauch von diesem, zuweilen nothwendigen, selten gerechten, und immer schrecklichen Hülfsmittel gemacht hat. Ich glaube nicht, daß in einem grossen Staate der Fürst dem Rechte, seine Befehle ohne Widerrede vollziehen zu lassen, entsagen könne; es giebt Fälle, in welchen die Klugheit einen schleunigen Gebrauch der Gewalt erfodert; die mindeste Nachlässigkeit kann den Untergang eines Landes verursachen. Aber in welcher Regierungsverfassung es auch seyn möge, so muß man dem öffentli-

öffentlichen Unwillen den Staatsminister Preis geben, der die rechtmässige Macht, welche ihm sein Herr anvertrauet, zu seiner Privatrache dienen läßt. Man sagt mir die Lettres de cachet seyen in Frankreich abgeschafft; ich wundere mich nicht darüber. Ludwig XVI. ist dazu gebohren, Wunder zu thun. Man hat mich der süssen Wonne berauben können, unter den Gesätzen meines Monarchen zu leben; aber man wird mir die Ehre nicht streitig machen, ihn immer geliebt zu haben, ihm stets getreu geblieben zu seyn, und sein Herz besser gekannt zu haben, als die kaltsinnigen Wesen, die mir ein Verbrechen daraus gemacht haben, daß ich seine Gnade besang. Ich werde mir niemals einen Vorwurf darüber machen, daß ich von Ludwig XVI. gesagt habe:

Für die Wohlfarth eines Volkes gebohren, dem die Könige werth sind,
Läßt du es die Unglücksfälle vergessen, die es erlitten hat (*).

Wenn man in einem grossen Staate die aus Versehen entstandenen Fehler, die der Staatsminister bey den besten Absichten nicht immer voraussehen kann, entschuldigen muß, wie soll man sie einer Republik verzeihen, wo das Oberhaupt die Grenzen seines Reiches ohne Fernrohr sieht. Werden wohl die Requisitorial-

(*) Né pour le bien d'un peuple à qui ses Rois sont chers,
Tu lui fais oublier les maux qu'il a soufferts.

rialbriefe (*), diese alte Entschuldigung des Magistrats zu Aachen, jemals die gewaltthätigen Handlungen rechtfertigen, über welche die Natur seufzt, gegen welche die Vernunft sich empört, bey welchen die gesunde Politik beunruhigt wird?

Ein Fremder ist dem Regenten, in dessen Land er Zuflucht gesucht hat, nur von seiner bey eben demselben Regenten gehaltenen Aufführung Rechenschaft schuldig. In dem Falle der Reclamation von Seiten einer andern Macht (einen wichtigen Fall ausgenommen)

(*) Dieß ist der Name, den man den Reclamationen der Minister giebt; diese Reclamationen sind von ihrer Seite nicht so fürchterlich, als von Seiten ihrer Secretairs; Requisitorial kömmt von dem lateinischen Worte requiro her, welches so viel bedeutet, als: ich fodere. Die davon unterrichteten Fürsten nehmen nur in den dringenden Fällen Bedacht darauf; alsdann erleichtern sie fast insgemein die Flucht der Unglücklichen, die man verfolgt. Durch dieses Betragen erwerben sie sich Rechte auf die Dankbarkeit des Reclamirten, und sie ersparen dem Reclamirenden fast immer eine Ungerechtigkeit. O Potentaten! Wollet ihr, daß man euer Joch trage, so sey es leicht. Was verlangt ihr von dem Unterthanen, der euch nicht liebt? Er hat das Band zerrissen, das ihn an euch heftete; es ist eure Schuld; nein, es ist der Fehler euers Herrn; nein, es ist der Fehler eines Unterbeamten; nein, es ist der Fehler des .... So viel ist gewiß, daß es mein Fehler nicht ist.

men) ist der Regent dem Unglücklichen, der ihm die Ehre erzeigte, ihn darum anzuflehen, einen unmittelbaren Schutz schuldig. Mit dazu beytragen, einen Ueberläufer zu unterdrücken, ist eine tyrannische That und keine Handlung der Gerechtigkeit. Um einen Menschen zu beurtheilen, muß man die Beschaffenheit des Verbrechens kennen, dessen er beschuldigt wird, und den Beweis davon in Händen haben. Man verwundert sich über die grosse Anzahl der Selbstmorde, welche die Menschheit kränken; ich verwundere mich auch, aber darüber, daß es deren nicht noch mehr giebt. Dem zwischen mehrern Mächten geschlossenen Vertrage ist es zuzuschreiben, daß nichts mehr sicher ist; alles vereinigt sich zusammen, vernünftig denkenden Leuten das Leben verhaßt zu machen. Ein Mensch, der sich wie ein Vieh behandelt sieht, hat, wenn er nicht eine starke Dosis Gedult besitzt, seinen Entschluß bald gefaßt. Was kann ein Unterdrückter hoffen?

XLVIII.

Der Bezirk eines Staates macht seine wahre Grösse nicht aus. Ein Volk sey gerecht, so ist es immer verehrungswürdig. Der Ruhm der Stadt Biel ist unendlich weniger beträchtlich, als jener der Stadt Aachen, und doch befindet sie sich in einem viel blühendern Zustande. Warum? Weil die Politik zu Biel eine vernünftig überlegte, ganz auf die standhaften Grundsätze, welche selbst die Gerechtigkeit und

die

die Menschenliebe zur Stütze haben, gegründet ist. Sie vermeidet weislich allen Streit mit einem Stärkern, als sie ist; sie vertheidigt ihre Rechte muthig; sie versichert die Ruhe eines jeden, der sie zur Mutter annimmt, oder sie als Mittlerinn anfleht. Biel, das weder Wälle, noch Soldaten, noch Auflagen hat, ist frey und unabhängig. Biel ist ein Bundesgenosse des helvetischen Bundes und Frankreichs. Biel liebt jederman, beschützt jederman, ist freundlich und leutselig gegen jederman, und ist jederman werth. Was vermag nicht ein Staat mit gerechten Gesätzen (*)?

Der Mangel eines Flusses und die Grenzen des Gebiets der Stadt Aachen scheinen mir nicht, wie dem Herrn von Barjoles, Hindernisse zu seyn, welche sich den grossen Speculationen über den Handel entgegen setzen. Das Wasser ist zur Versicherung des Handels nicht hinreichend; es verursacht zwar, daß die

(*) Eine Schweizerische Republik, die unter dem unmittelbaren Schutze des Bischofs von Basel mit den dreyzehn Cantons im Bunde steht. Das Oberhaupt des Rathes hat den Titel Meyer. Die Bürgerschaft erwählt einen Zunftmeister, der Bürgermeister heißt. Der gegenwärtige ist Herr Wacker, eine gelehrte, philosophische, liebenswürdige, sehr verständige ꝛc. kurz, seiner Stelle würdige Magistratsperson.

die Ausfuhr minder kostspielig, leichter und sogar schleuniger wird; aber dieses Hülfsmittel hat nicht für alle Länder den nemlichen Nutzen. Neufchatel zieht einen viel grössern Vortheil von seinem See, als die Stadt Estavayer. die an den nemlichen Ufern erbaut ist (*). Thonon, Evian (**) ziehen gar keinen Vortheil von dem benachbarten Genfer See, dieser Quelle der Glückseligkeit für Genf, so ihm seinen Namen gegeben hat, und für die schöne, reizende und glückliche Gegend des Landes die Wadt (pays de Vaud).

Jedes Volk, das einen blühenden Handel haben will, muß seinen Credit vest gründen. Ohne Credit existirt kein Handel. Um nun den Credit vest zu gründen, was gehört dazu? Gerechte Gesätze, vernünftige Gebräuche, gegenseitige Verträge, eine auf die Handhabung der Gesätze aufmerksame und ganz dafür eingenommene Obrigkeit. Wie will man fodern, daß ein Frem-

(*) Eine Stadt am Ufer des Neufchateler Sees; sie gehört dem Canton Freyburg; ihr Proconsul heißt Landvogt (Avoyer); sie ist klein, und ihr ganzer Reichthum besteht in einem Pfarrer, sechs Geistlichen, die sich Domherren nennen, und einem Dominicaner Kloster. Es giebt da hübsche Mädchen.

(**) Städte des Herzogthums Savoyen im Herzogthume Chablais, am Ufer des Genfer Sees. In diesem armen, von aller Industrie entblößten Lande nennen die Kinder ihren Vater mon dada.

Fremder einem Volke sein Zutrauen schenke, wenn er versichert ist, zur Belohnung seiner Dienste nicht anders als schlecht behandelt zu werden? Man untersuche aufmerksam die Orte, wo die Handlung in Verfall gerathen ist, so wird man sehen, daß Treulosigkeit die einzige Ursache dieses Verfalls gewesen ist.

Wenn man wissen will, wie verehrungswürdig, wie nützlich der Credit ist, wie viel er zum Glanze einer Nation beyträgt, so liefert uns S. Malo (*) ein Beyspiel davon. Die gute Meynung, welche die Handelsleute dieser Stadt von ihrer Redlichkeit eingeflößt haben, ist so groß, daß die Unterschrift eines Einwohners von S. Malo in Indien so gut ist, wie baares Geld.

Das Spiel wird zu Aachen immer ein Hinderniß gegen den Handel seyn. Die Hoffnung, sich von der Beute der Bank zu bereichern schadet jeder Handelsspeculation, und die Furcht, zu sehen, daß Banquiers die Bezahlung der noch laufenden Wechselbriefe erhalten, wird jeden von der Lage der Sachen unterrichtenden Correspondent abschrecken. Der Herr von Barjoles weiß dieß alles besser, als ich; ohne Zweifel hat er Ursachen gehabt, es zu verschweigen, und ich glaube Ursachen zu haben, nichts zu verheelen. Ich setze noch hinzu, daß Aachen Gesätze, welche den über-

(*) Stadt in Nieder-Bretagne. Man sehe le Monarque accompli vom Herrn Lanjuinais.

überflüssigen Aufwand einschränken, nöthig habe, um den Verheerungen Einhalt zu thun, welche der Luxus täglich unter den Staatsbürgern verursacht. Solchen Gesätzen haben Genf und viele Schweizerische Cantons ihre guten Umstände und ihren Glanz zu verdanken. Ich glaube sogar, daß Neufchatel früh oder spät genöthigt seyn wird, zu diesem ökonomischen Mittel seine Zuflucht zu nehmen. In einem kleinen Staate keinen Aufwand machen, heißt sich bereichern.

XLIX.

Heute (den 17. October 1785.) fiel ein Handwerksmann, der an der neuen Redoute arbeitete längst von seinem Gerüste herunter, und blieb auf der Stelle todt. Ein Schwätzer behauptete, daß, wenn zu Aachen das Spiel nicht statt fände, dieser Mensch noch leben würde; daher nahm er Gelegenheit, eine lange Predigt über das Spiel zu halten. Ein Mann, der vernünftiger urtheilte, sprach von der unumgänglich nothwendigen Pflicht, Aufseher zu haben, um von der Bestigkeit der Gerüste durch bewährte Beweise überzeugt zu seyn; er fügte dieser Anmerkung, die im Grunde sehr vernünftig ist, verschiedene Betrachtungen bey, welche zur Absicht hatten, zu beweisen, daß das Leben eines Menschen einen unendlich schätzbaren Werth habe. Endlich kam ein Spieler dazu. Was sagt man auf der Redoute von dem Manne, der todt gefallen ist? fragte ihn jemand. Was wollen Sie, daß man von ihm sagen soll, antwortete dieser. Ich habe mein Geld verloren,

ren, dieser todte Mann wird es mir nicht wieder geben. Und übrigens begehren die Spieler nichts anders, als Wunden und Höcker. Welche Kaltblütigkeit! haben alle Spieler die nemliche Seele? Arme Wittwe, unglückliche Waisen, möchten alle Herzen empfindsamer bey euerm elenden Schicksale seyn! Grausames Spiel! du erlöschest also in dem Menschen die Liebe zu seines Gleichen!

Um mich zu zerstreuen, las ich die Briefe über die Stadt und die Bäder zu Aachen wieder. Wie gelehrt kam mir der siebente vor! Ich empfand bey dem zweyten Durchlesen den nemlichen Enthusiasmus, den er mir bey dem erstenmale eingeflößt hatte. Dieß ist die gewöhnliche Wirkung des Schönen. Aber welchen Dank ist Aachen dem Herrn von Barjoles für den eilften Brief schuldig! wie heilsame Rathschläge! wie nützliche Projecten! Ist es wahr, daß die Republik einem philosophischen Schriftsteller, der so viel für sie thun kann und welchem sie aus Dankbarkeit eine Ehrensäule errichten sollte, das Bürgerrecht verkauft hat? Obrigkeit, Staatsbürger, Volk, leset diesen Brief mit Aufmerksamkeit, er zeigt euch eure Wohlfarth, er weiset euch eure Hülfsquellen; seyd nicht taub gegen die Stimme, die euch einladet, euch solche zu nutze zu machen. Hodie si vocem eius audieritis, nolite obdurare corda vestra (*).

Es

(*) Das Volksbuch Avis au Peuple erwarb dem Herrn Tissot

Es sey mir erlaubt, (ohne deswegen einen Gelehrten, den ich hochschätze, kritisiren zu wollen) eine Anmerkung über die Französische Buchdruckerey zu machen, welche der Herr von Barjoles in Aachen zu wünschen scheint. Das Französische ist nicht die Nationalsprache, und es ist sehr zweifelhaft, ob ein angesehener

Tissot das Burgerrecht von Lausanne; das war soviel, als wenn man ihm hundert Louisd'or geschenkt hätte. Man that noch mehr; man handelte wider den Constitutionsartikel, welcher fodert, daß man nur eingebohrene Bürger in den Rath nehmen solle. Man übertrug die Würde einer obrigkeitlichen Person dem Gelehrten, der sein Jahrhundert aufgeklärt hat. Die Stadt Yverdon (im Canton Bern) wollte den Herrn Professor Lex, dessen Beredsamkeit sie überaus für ihn eingenommen hatte, in ihrem Schoose vestsetzen und ließ ihm die Helfte der Gebühr für das Bürgerrecht nach. Diejenigen, welche die Privilegien eines Schweizerischen Bürgers kennen, müssen wissen, daß dergleichen Geschenke nicht zu verachten sind. Der edlen Nacheiferung, welche die Schweiz unaufhörlich erregt, haben wir alle die grossen Männer zu verdanken, die ihr Ehre machen. In der Schweiz bleibt das Verdienst niemals unbelohnt. In Aachen hingegen, ist das Verdienst allein geringgeschätzt. Man frage den Herrn von Barjoles, wie der Magistrat ihn empfieng, als er ihnen die Zueignungsschrift seines Werks überreichte? Domine ne statuas ipsis hoc peccatum!

sehener Buchdrucker einen solchen Platz würde wählen wollen. Man könnte also höchstens hoffen, eine typographische Werkstätte zu bekommen, welche, anstatt eine Zierde für die Stadt zu seyn, vielmehr den guten Geschmack daraus verbannen würde. Dieser vorgebliche Buchdrucker würde die eine Helfte des Jahrs hindurch dummes Geschwätz verlegen, und in der andern Helfte alles nachdrucken, was er nur könnte. Ist aber der Nachdruck ein ganz rechtmässiger Handel? kann man mit gutem Gewissen die Exemplare eines Werks vervielfältigen, dessen Original der Verleger bezahlt hat? Auf welche Art man auch immer stielt, so bleibt ein Schelm immer ein Schelm.

Uebrigens würde der typographische Handwerksmann von Zeit zu Zeit einige Pasquillen drucken, die der Republik Vorwürfe zuziehen würden, die um desto unangenehmer wären, da sie ihr von solchen Mächten zukommen könnten, die im Stande wären, sie die ganze Härte derselben empfinden zu lassen. Man müßte den Buchdrucker ins Gefängniß setzen. Da müßte man immer wieder von neuem damit anfangen. Ist es wohl nöthig, in einer freyen Stadt einen immerwährenden Gefangenen zu haben? Aachen soll einen vortrefflichen deutschen Buchdrucker haben, das mag hinreichend für sie seyn; Lüttich hat Französische genug (*).

Was

(*) Die Unannehmlichkeit, schlecht gedruckt worden zu seyn, muß dem Herrn von **Barjoles** beweisen, wie

Was den Herrn **Piperini** betrifft,
So ist er ganz einfach und natürlich;
Ich will nicht, daß man ihn beleidige.
Mit welchem Rechte will man einen Proceß
mit ihm anfangen?
Er treibt die Buchdruckerey,
Ob er gleich kein Französisch kann.
Ich bitte euch laßt ihn machen,
Und misgönnt ihm seinen glücklichen Erfolg nicht.
Sein Papier und seine Lettern (Charakter)
Alles ist von gleicher Schönheit;
Könnte ich, ohne Bosheit,
Einen weitläuftigern Commentar machen (*)?

L.

wie gegründet meine Anmerkung ist. Es ist viel mehr daran gelegen, die Buchdruckerey in einen vollkommenern Stand zu setzen, als die Anzahl der Buchdrucker zu vermehren. Wenn man nur geschickten Leuten erlaubte, die schöne Buchdruckerkunst zu treiben, wie viel unwissende Pfuscher würden an den Bettelstab gerathen! O **Michel Rey**! wie würde sich ein ehrlicher Mann, wie du, geschämt haben, den Erlakay **Gredini** zum Zunftbruder zu haben, der, er mag thun, was er will, immer fähiger seyn wird, ein Nachtgeschirr auszuleeren, als von Litteratur zu sprechen.

(*) Quant à Monsieur *Piperini*
Il est tout simple & tout uni:
Je ne veux point qu'on l'injurie.
De quel droit lui faire un procès?
Il exerce l'imprimerie,
Quoiqu'il ignore le François.

Lais-

L.

Bevere ist ein, eine Viertelstunde von Aachen in den Staaten des Churfürsten von der Pfalz gelegenes Lusthaus. Bisher ist es nur wegen des Spiels berühmt gewesen. Der Herr Doctor Bienville, der es in diesem Jahre (1785) an sich gebracht hat, ist, wie es heißt, willens, die Künste und die Belustigungen darinn zu vereinigen. So lang man zu Aachen spielen wird, wird es kein grosses Unglück seyn, daß man in Bevere spielt; wenn aber die Stadt klug würde, so wäre zu wünschen, daß man es auf dem Lande auch würde. Man weiß, wie sehr Fernei (*) die Sitten zu Genf verdorben hat; dieß macht überhaupt, daß die Sitten in den kleinen Staaten

Laissez-le faire, je vous prie,
Et n'enviez point ses succès.
Son papier & son caractère,
Tout est de la même beauté:
Pourrois-je sans mechanceté,
Faire un plus ample commentaire?

(*) Ein nahe bey Genf in dem kleinen Lande Gex gelegenes und deswegen berühmtes Schloß, weil es dem Herrn von Voltaire zum Schutzorte gedient hatte. Dieser Schriftsteller hat dem menschlichen Geschlechte viel Uebels zugefügt, und besonders Genf; er ließ seine Schauspiele auf dem Theater der Castellaney vorstellen, und die Genfer liefen hin, wie die

ten so ungewiß sind. Was vermag eine weise Polizey gegen die Anlockungen der Nachbarn? Hier ist, sagt der Herr von Barjoles, noch kein von Sartine, von Fabri.... Wenn sie auch da wären, was würden sie da thun?

In welchem Orte man auch die Polizey vestsetzen will,
Muß man, zum ersten Grunde,
Die Tugend aufmuntern,
Die Weisheit ehren, und das Laster verbannen;
Denn ohne diese Formalität
Spottet man der Gerechtigkeit;
Man hat kein anders Gesätz, als seinen Eigensinn,
Und das Institut ist bald über einen Haufen geworfen (*).

Das Gebäude in Bevere ist groß, aber es ist noch nicht gänzlich bewohnbar. Die einzigen Zimmer, die man besetzen kann, sind die, welche dem Spiele gewidmet und

Bettelmönchen in den Herbst laufen. Der Magistrat zu Genf seufzte; dieß ist ungefehr alles, was der Magistrat bey einem freyen Volke thun kann.

(*) En quelque lieu qu'on veuille établir la police,
On doit, pour premier fondement,
A la vertu donner de l'encouragement,
Honnorer la sagesse & proscrire le vice.
Car sans cette formalité,
L'on se moque de la justice:
On n'a de loi que son caprice,
Et l'établissement est bientôt culbuté.

und für eine ländliche Wohnung ziemlich schön sind. Man findet daselbst einen kleinen Schauspielsaal, in welchem ein Mann von gutem Geschmacke das quälende Misvergnügen hatte, die dramatischen Verse des Corneille, des Voltaire ꝛc. von als Könige gekleideten Histrionen, und von in Königinnen verwandelten Laissen singen zu hören. Es ist sehr zu verwunndern, daß die Banquiers einen solchen Gegenstand der Zerstreuung gelitten haben. Vielleicht haben sie sich auch aus Stolz dieser Einrichtung nicht widersetzt; gewiß versichert, den Vorzug zu verdienen, haben sie nicht für nöthig erachtet, arme Unglückliche zu stören, die bis auf das grausame Schicksal, für ihren Lebensunterhalt den Leuten Langeweile zu verursachen, heruntergebracht waren (*).

Ich kenne in den Gegenden bey Aachen keine vortheilhaftere Lage, um ein Haus für Kostgänger zu halten, als die von Bevere. Ein grosses Hauptgebäude, ein schöner Hof, ein überaus grosser Garten; was braucht es mehr? Lehrmeister und Schüler. Man finde nur die erstern, so will ich die leztern liefern.

Wie

(*) Ich rede hier nur von den herumstreichenden Landcomödianten, und man sieht nicht leicht andere in Bevere. Wenn man das Vergnügen gehabt hat, daselbst die Frau de la Sablonne, den Herrn de la Briere u. a. m. zu hören, so ist dieß für die Zuschauer ein besonders Glück, das sich nicht alle Tage wieder ereignet. Die grossen Schauspieler können eigensinnig seyn.

Wie viele Fremde, die jährlich nach Aachen kommen, würden ihre Kinder in Bevere unterrichten lassen, um das Vergnügen zu haben, sie in der schönen Jahrszeit bey sich zu sehen! Die Schweizer, welche in mehr als einem Fache unsere Lehrmeister sind, sind die einzigen, die sich bisher mit der Erziehung ernsthaft beschäftigt haben; auch haben alle Einrichtungen, die sich auf diesen Gegenstand beziehen, daselbst einen glücklichen Fortgang gehabt. Herr Durand hat durch seine Wissenschaft zu Lausanne sein Glück gemacht. Es hieng nur von dem Herrn Lex ab, sich in Yverdon zu bereichern. Neufchatel weiß, was der Herr Dulon dadurch gewonnen hat, daß er sich der Erziehung der Jugend widmete. Wie viele andere könnte ich noch nennen, wenn ich hier das Register aller der Institutoren liefern wollte, die der Schweiz die guten Umstände, in denen sie sich befindet, zu verdanken haben.

Es ist wahr, daß man in der Schweiz die Talenten aufmuntert; sie ist vielleicht das einzige Land in Europa, wo ein verdienstvoller Mann das Lehrmeisteramt annehmen kann, ohne sich dessen zu schämen. Ich kann das nemliche nicht von Aachen sagen, wo man eine Freude daran hat, den Künstlern entweder durch kränkende Verachtung oder durch ärgerliches Abzwacken an der Bezahlung allen Muth zu benehmen. Hat ein spekulativischer Kopf Genie genug, ein Project zu entwerfen, hurtig wird er von tausend Schriftgelehrten

umringt, die ihm widersprechen und Hindernisse in den Weg legen. Ueberall, wo gespielt wird, weiß man selten, etwas anders zu thun. Diesem ewigen Geschwätze der Widersprecher muß man die Abneigung des Herrn von R. . . . gegen ein öffentliches Blatt zuschreiben, welches sich mit Ehren erhalten haben würde, wenn er es nicht aufgegeben hätte und welches vermuthlich das nemliche Ende nehmen wird, wie der Courier de la Meuse (*).

Dieß

(*) Herr von R. . . . hatte sehr grosse Hülfsquellen, um ein öffentliches Blatt in einen blühenden Zustand zu bringen. Eine sanftmüthige Seele, sein scharfsinniger Verstand, ein vortreffliches Gedächtniß, Philosophie u. s. w. waren die Bürgen für einen vollkommen glücklichen Erfolg.

Aber man schreibe dem Herrn von **Barjoles** nicht allein die Schwindsucht des politischen Tabaksrohrs zu; seine Vorgesetzten haben seinen **Zeitungsschreiberischen** Eifer gewaltig gedämpft. Ich kann bezeugen, daß der Magistrat ihm Vorwürfe darüber gemacht hat, daß er in sein Blatt Vorfälle setzte, die sich unter seinen Augen ereigneten. Ohne Zweifel hatten auswärtige Periodisten das ausschliessende Privilegium bezahlt, die Anekdoten von Aachen öffentlich bekannt zu machen. Wenn nach dieser Tyranney etwas noch Verwunderung erregen kann, so ist es die Nachgiebigkeit eines Schriftstellers, der, als Bürger von Aachen, für sein Geld seine Sache nicht vertheidigen darf. Was für ein Censurrecht hat der Magistrat zu

Aachen

Dieß ist das traurige Ende der einschläfernden
Couriers (*).

O Einwohner von Aachen! dürfte ich euch fragen, warum ihr diejenigen so übel aufnehmt, die euch zu bereichern oder berühmt zu machen suchen? Solltet ihr wohl so verächtlich von euch selbst denken, daß ein gelehrter Mann sich schämen würde, euch nützlich zu seyn? Euer Boden ist nicht unfruchtbarer, als ein anderer. Ihr seht immer nur Hindernisse.

Man braucht nur zu wollen, so wird alles
möglich (**).

Wenn man in Bevere spielt, wie mir das ganz natürlich zu seyn scheint, so wäre es zu wünschen, daß man eine Chaussee anlegte, welche die Spieler in den Fall setzte, sich auf eine bequeme Art an ihren Bestimmungsort zu begeben. Es ist wahr, daß man im Sommer auf der Wiese, einen Fußpfad findet, aber im

Winter

Aachen über ein Werk, das zu Maestricht gedruckt wird? Geht nicht diese Fürsorge den Magistrat der letztern Stadt an? Wenn endlich der Magistrat zu Aachen eine Schrift öffentlich verbrennen läßt, wo steht es denn geschrieben, daß der Bürger zu Aachen es nicht sagen könne? Wenn die Sache geheim bleiben soll, so muß man die Schrift in dem Ofen des Magistrats und nicht auf einem öffentlichen Platze verbrennen.

(*) Des Couriers endormans telle est la triste fin.

(**) Il suffit de vouloir & tout devient possible.

Winter ist dieser Weg beschwerlich; übrigens verdient eine Municipalstadt, was sage ich, eine Municipalstadt! eine Hauptstadt des Spiels (*) wohl, daß man die Kosten zu einer Landstrasse anwende. Man macht diesen Aufwand für Gegenstände, die es nicht so nothwendig erfoderten. Zum Zeugnisse dient die schöne Chaussee, die von Bayeux nach dem Bischöflichen Schlosse führt; eine Chaussee, die nur bis dahin führet, und damit ist es genug. Zum Beweise dienet ferner die Chaussee, die von Mans nach dem Bischöflichen Schlosse führet; eine Chaussee, die ohne Vorwissen des Königs auf Kosten des Volks gemacht worden ist, welches aus Dankbarkeit seinen Bischof steinigen wollte. Zum Zeugnisse dient ... doch nein; es ist genug mit zween Zeugen (**).

LI.

(*) Bevere kann nicht als eine Hauptstadt angesehen werden, weil es keine Municipalstädte hat; es hängt eben so wenig von der Redoute ab. Man muß es also freyes, von der Jurisdiction des Ordinats exemtes Spiel nennen.

(**) Man muß dieß nicht für Mährchen halten; diejenigen, die in Mans und in Bayeux gewesen sind, müssen diese Anekdoten wissen. Das Volk scheint besonders dazu gemacht zu seyn, alles zu leiden, was dem gnädigen Herrn Intendanten oder dem Herrn Subdelegirten gefällt, es leiden zu lassen; und man schreibt dem Könige, der nichts davon weiß, das Elend eben desselben Volkes zu, von dem

er

LI.

Das Volk führt insgemein nur aus Noth eine mässige Lebensart. Es trinkt gern und berauscht sich sogar. Wenn der Savoyard Wasser oder Molken trinkt, so geschieht es aus der Ursache, weil eine stärkere Macht ihn nöthigt, den wenigen Wein, den er zieht, zu verkaufen, um die Auflagen zu bezahlen. So stark wirkt die Gewalt; alles weicht ihr, bis auf die Natur. Vi cedunt omnia.

Das Volk zu Aachen, welches weder Auflagen zu bezahlen noch Wein zu verkaufen hat, berauscht sich, so gut als es kann, mit Getränke, das es selbst fabricirt. Bier und Brandtewein sind seine tröstenden Götter.

Ich habe schon gesagt, daß das Bier keinen sehr angenehmen Geschmack hat. Das Glas wird um 1 Mark verkauft. Dieses Glas ist gros und kann für einen, der mässig trinkt, zu einer Mahlzeit hinreichend seyn; ich würde denjenigen, welcher zwey Gläser tränke, für einen Trunkenbold halten. Man trinkt nur zu Ende der Mahlzeit. Es ist nicht erlaubt, bey dem Essen zu trinken, wenn man sich nicht als einen Ausländer aus-

er angebetet zu werden glaubt. Bayeux und Mans sind zwo Bischöfliche Städte; die erstere liegt in der Nieder Normandie, die letztere in der Provinz Maine.

auszeichnen will, so wie man auch den Hut abziehen muß, wenn die andern beten, wenn man anders nicht eine Freude daran hat, sich als einen Fremden oder als einen Ketzer zu erkennen zu geben.

Der Brandtewein wird in verschiedene Klassen getheilt. Der gemeinste ist der, welcher mit Wachholder angemacht wird. Dieses scharfe und in den Kopf steigende Getränk muß eine sehr angenehme Empfindung auf den Gaumen der Landeseinwohner machen; denn es geht überaus viel davon auf. Meistens bedient man sich desselbigen Morgens früh. Die Weiber und die Mädchen befeuchten sich gleichfalls die Kehle mit diesem starken Getränke, das auch noch Pequet genannt wird.

Die Leckerhaften trinken Karbey, eine Art von verstelltem Pequet, welcher in seiner Verwandelung beynahe eben so unangenehm ist, als in seinem ersten Zustande. Indessen muß er wohl besser seyn; denn er kostet mehr.

Das Lieblingsgetränk des schönen Geschlechtes ist der Caffee; ein Mädchen, das ihn zweymal des Tags trinkt, schätzt sich für sehr glücklich, und jeder Mann, der eine Maitresse anwerben will, muß es ja nicht unterlassen, sie mit Caffee zu tränken. Sobald man den Kessel auf dem Feuer sieht, so blinkt die Fröhlichkeit aus allen Augen. Mit zwey Mark macht man insgemein sechszehn Schaalen, die man mit Milch für

ein Mark vermischt. Dieß wird mit Ordnung und Symmetrie getrunken. Alle Schaalen werden in dem nemlichen Augenblicke gefüllt; diejenigen, welche vor den andern getrunken haben, warten. Wenn etwa ein Fremder dazukömmt, der an dieser Composition Theil nehmen will, so kömmt er mit drey Mark durch; aber man giebt ihm ein wenig Kandelzucker, welcher der gebräuchlichste im Lande ist. So groß ist die Macht der Gewohnheit, daß es unmöglich wäre, dieses Volk dazu zu bewegen, den Caffee stärker zu machen. Ich habe es zu verschiedenen malen versuchen wollen; ich brachte gemahlenen mit, und empfahl, solchen ganz zu gebrauchen. Man stahl drey Quart davon heimlich weg, und, wenn ich mich darüber beschwerte, brach man in ein lautes Gelächter aus. Diese Verfahrungsart kam mir sonderbar vor; aber da sie eben nicht gar zu lustig ist, so entsagte ich den fernern Versuchen.

Da das Commerz frey ist, so verzapft jeder, wer will. Daher kömmt die unendliche Menge Schenken, Tabagien, Heckenwirthshäuser und d. gl. Das einem jeden Bürger leichte Mittel, aus seinem Hause einen öffentlichen Ort zu machen, zeigt offenbar das Elend des Volkes und seinen Mangel an Hülfsquellen. Wie ekelhaft muß es für einen Fremden seyn, in einer Schenke nichts als nackende und vor Hunger blasse Kinder zu sehen! schwache und hagere Mädchen, trostlose Greise, Kranke, die aus Mangel an Arzneyen verschmachten!

O Elend! wie schrecklich mußt du seyn, da deine Schilderung schon so gräßlich ist!

Die Häuser, in welchen Wein verzapft wird, sind nicht so ekelhaft; zuweilen ist der Wein darinn so ziemlich trinkbar; aber fast immer ist ein so grosser Lärm darinn, daß dem härtesten Kopfe Hören und Sehen vergeht. Mit wie vielem Rechte singt man in der Messe: in terra pax hominibus bonæ voluntatis! Wie kann man in die Messe gehen und nicht friedfertig seyn!

LII.

Was soll ein Dichter zu Aachen thun? Wahrhaftig, das weiß ich nicht. Vielleicht weiß er es selbst nicht. Kurz, sein Bewegungsgrund mag bestehen, worin er will, wenn er einmal da ist und nicht gern Wasser trinkt, so hat er noch das Mittel, Schimpf und Spott einzuschlucken.

Was für ein Urtheil soll ich von demjenigen fällen, den ich heute früh gesehen habe? Er geht von einer Thüre zur andern, um das Grabmaal des Marschalls von Sachsen anzubieten. Höchstens muß der Verstorbene zufrieden seyn, daß man auf solche Art sein Brustbild dem ersten besten anbeut. Wenn nur noch jemand eines haben wollte, so wäre das Uebel nur zur Helfte; aber niemand ist neugierig darnach. Man mag

den Ueberbringer nicht einmal haben. Der Lebendige ist mehr zu beklagen, als der Todte.

Wie kann sich ein Mensch einer so unnützen Lebensart widmen? Denn im Grunde ist nichts unnützer, als ein Dichter. Ich setze ihn in die Klasse der Parfumeurs, und ich thue ihm dadurch nicht Unrecht. Wenn doch nur alle die Reimschmiede wüßten, was sie sagen, so könnte man es ihnen verzeihen; ein Mann, der belustigt, ist kein Unding; aber ein Narr, ein Dummkopf, ein Bettler, der Verse anbeut, die er hat machen lassen und die er nicht einmal im Stande ist zu lesen, ein solcher Mann ist ein armer Kerl. Er ist unendlich geringer, als meine Katze; ja wahrhaftig, geringer. Denn meine Katze belustigt mich doch, vertreibt mir die Grillen, und verdient ihren Lebensunterhalt; dieser Apollo aber ist ein vermummter Beutelschneider.

Kömmt man nach Aachen, um Verse zu lesen? Nein. Man hat also daselbst keine Fabrikanten von dieser Art nöthig. Was kömmt man in Aachen zu thun? Zu spielen. Ihr Herren Dichter, lernet spielen. Es ist sehr klug zu thun, was die meisten thun. Man setzt sich der Gefahr aus, Thorheiten zu begehen; was ist daran gelegen?

— Aber, mein Herr, wir haben kein Geld.

— Ihr werdet welches gewinnen. Wollet ihr, daß ich euch alle diejenigen von der Griechischen Rotte nenne, welche ohne Schuhe hieher gekommen sind und

denen

denen der Banquiers Blite hülfreichen Beystand geleistet hat; gegen Bezahlung versteht sichs. Man wird euch borgen; aber ihr müsset vier für eins wiedergeben; dieß ist die Taxe des menschfreundlichen Herrn Blite. Nu denn, meine Herren, das ist nicht zuviel; derjenige, der Geld nöthig hat, kann es nicht zu theuer kaufen. Gehen Sie nur hin, meine Herren, werfen Sie sich vor dem zärtlichen Herrn Blite nieder; er weiß, was das Elend ist; er hat es erfahren; er hat nicht immer seidene Strümpfe getragen. Nicht wahr, göttlicher Blite?

— Mein Herr, ich heisse nicht so.

— Wenn Sie nicht so heissen, warum nehmen Sie das Wort? Um sie schwätzen zu lehren; in Zukunft sollen Sie keinen andern Namen führen. Wollen Sie wetten, Herr Blite?

Einen Augenblick Gedult, ihr Herren Poeten, ich verliere euch nicht aus dem Gesichte; folget dem Herrn Blite, unter dessen Schutz ich euch stelle, und der nicht ermangeln wird, euch einen Handel an den Hals zu hängen; werbet euch unter die Fahne Griechenlandes an, und entsagt der tollen Sucht, Prosa zu reimen. Die grossen Herren haben das Handwerk verderbt; seitdem sie sich damit abgeben, giebt es keinen Trunk Wasser für euch zu verdienen. Ihre aus dem Stegreife verfertigten Gedichte verursachen hundertmal mehr Vergnügen, als eure Meisterstücke. Uebrigens hat

eine feile Muse immer das Ansehen einer feilen Metze; und was ist nun eine feile Metze? Folget meinem Rathe, meine Herren, und ihr werdet euch wohl dabey befinden. Ein Grieche hat Anhänger, Freunde, Gönner, Beschützer; wenn er die Fähigkeiten besitzt, die beiden Handwerker eines Griechen und eines Spionen mit einander zu verbinden, so ist er versichert, sein Glück zu machen. Fragen sie nur den Herrn Blite; er kennet mehr als einen, dem er mit seinen Rathschlägen und mit seiner Börse hilft.

LIII.

Sie wünschten, sagen Sie, daß man die Kaiserliche freye Reichsstadt purgirte; ich wünschte es wohl auch. Meine einzige Verlegenheit besteht darinn, zu wissen, wie wir die Sache angreifen. Was für eine Arzney sollen wir ihr geben? Um den Hafen zu Marseille zu curiren, hat man die Stadt mit der Pest angesteckt, woran man lange Zeit denken wird. Wenn man der Stadt Aachen eine zu starke Purganz giebt, so fürchte ich, man möchte sie, indem man ihre Existenz verlängern will, gänzlich zerstören. Man schone die Stadt Karls des Grossen! die Greise sind wie die Kinder; ein Nichts bringt sie in Unordnung.

— Das wahre Mittel, einen Misbrauch gänzlich auszurotten, besteht darinn, daß man ihn in seinem Urgrunde angreife. — Das wissen wir. Und was ist der

Ur-

Urgrund des Misbrauches, den Sie gänzlich ausrotten wollen? — Das Spiel. Wenn das Spiel aufhört, so hört auch der Misbrauch auf. Wenn das Spiel aufhört, so hören auch die Griechen auf. Wenn die Griechen aufhören, so hören auch die bösen Gesellschaften, die Diebstäle, die verdächtigen Leute auf. — Sie haben alles gesagt; nun ist die Reihe auch an mir, zu reden.

Wenn das Spiel zu Aachen aufhört, so hören auch die Griechen auf. Nichts ist gewisser; aber alsdann hören auch die Fremden auf. Wenn die Fremden aufhören, so hört auch das Geld auf; daher entsteht Hunger, Elend und Zernichtung.

— Wenn aber einmal das Spiel zerstört ist, so wird der Handel blühender werden. Unsere Manufacturen werden sich vermehren, der Hang zur Arbeit wird wieder aufleben. . . .

— Und Sie glauben, daß Burscheid nicht fähig seyn werde, sich Ihre Reformation zu nutze zu machen? Es wird dem Spiele, das Sie verbannt haben werden, einen Schutzort anbieten. Burscheid ist ein ländlicher Ort, es wird da gefallen; man wird sich da vestsetzen, und Aachen wird, durch seine Schuld, die größte Hülfsquelle verloren haben, die es gegenwärtig besitzt. Da Aachen nicht verhindern kann, daß man an seinem Thore spielt, so würde es verrätherisch an ihm gehandelt seyn, wenn man ihm rathen wollte,

das Thor vor den Spielern zu verschliessen. Das Unglück der Stadt Aachen kömmt nicht vom Spiele her. Wollen Sie die Ursache des verwirrten Zustandes, in welchem sich die Republik befindet, kennen lernen? Fragen Sie die Staatsverwaltung; sie allein kann sie davon unterrichten.

Und warum hält die Stadt nicht selbst Bank? Ohne Zweifel fürchtet sie, das Geld möchte ihr bleiben. Armer Staat, wie sehr bedaure ich dich!

Kaiserliche freye Reichsstadt, schaffe das Spiel nicht ab; das Spiel macht dich leben; ich werde öffentlich alle diejenigen von meinen Landsleuten tadeln, die zu dir kommen, um sich in deinem Schoose zu Grunde zu richten; ich werde über ihr Unglück seufzen, wenn du sie aber verführen kannst, wenn du sie vestzusetzen weißt; wenn sie zur Belohnung für ihren Verlust, einige Schadloshaltung von dir erhalten, so werde ich genöthigt seyn, dir Beyfall zu geben.

Man verzeiht der Lais, wenn die Lais
liebenswürdig ist (*).

Freye Reichsstadt, du hast deine Vergebung noch lange nicht verdient. Diejenigen, welche dich regieren, machen sich ein Spiel daraus, sogar denjenigen, die sie wesentlich beschützen sollten, ihr Joch zu erschweren. Deine Jurisprudenz ist ein Hirngespinst. Bey

(*) On pardonne à *Lais* quand *Lais* est aimable.

Bey dir ist die Gerechtigkeit ein leeres Wort; ich sage es noch einmal, ein leeres Wort. Wage es, wenn du das Herz hast, mich Lügen zu strafen! Ich werde alle diejenigen unter deinen Kindern auf meiner Seite haben, deren Eigennuß es erfodert, die Wahrheit zu verheelen. Willst du Beweise dessen, was ich behaupte? Aber, was sage ich! Ich hätte deren zu viele zu liefern. Ich will dich nicht verschreyen; mein einziger Wunsch ist nur, daß du dich bessern möchtest.

Willst du, freye Reichsstadt, alles das Uebel, welches mit der Zeit schwerer wird, geendigt sehen, anstatt es zu vermindern? Oefne die Augen. Verschaffe dir und den andern Aufklärung. Deine Lage ist bedenklich; strenge alle Kräften an, um dir einen dauerhaften Bestand zu versichern. Behalte dir Hülfsquellen gegen die Widerwärtigkeiten. Wache über deine Kinder, weil sie deine Kinder sind, und beschütze den Fremdling, weil er deinen Kindern zu leben giebt.

Die Dankbarkeit, Aachen, ist eine heilige Pflicht (*).

LIV.

Nun dann! so spiele man zu Aachen, weil doch da gespielt werden muß; aber wenigstens vertilge man die Griechen und die ....

Halt

(*) La gratitude, *Aachen*, est un devoir sacré.

Halt ein, Würgengel: in welchen Streit willst du dich einlassen? warum willst du dir die Griechen auf den Hals ziehen? Strenger, als Sparta, welches den mit Geschicklichkeit begangenen Diebstal verzieh, verdammest du die Karten-Freybeuter, Hungers zu sterben. Die Griechen sind Schelmen; aber müssen denn die Schelmen nicht auch essen? Das Griechenhandwerk ist ein Commerz; wenn du diese Innung ganz abschaffest, wovon sollen diejenigen leben, die dieses Handwerk treiben? — Sie sollen wieder nach Hause gehen. — Wo sind sie zu Hause? Die meisten derselben haben Aachen zu ihrem Vaterlande angenommen; Aachen selbst behandelt sie seit langer Zeit wie liebe Kinder; wäre es nicht ungerecht, dieses wichtige Vereinigungsband zu stören? Kann man mit gutem Gewissen die Wachen des grünen Teppiches ohne Gnadengehalt abdanken, sie, die ihren Dienst immer richtig versehen haben, und die unausgesetzt dreymal des Tages kommen, der Bank ihre Aufwartuug zu machen? Getreue Griechen, seyd unbesorgt! Ich habe die Schelmen zwar nicht gern, aber ich bin gerecht. Weil man euch bis auf den heutigen Tag geduldet hat, so muß man euch noch länger dulten. Wenn die Banquiers euch fortjagen, so fodert eine Pension auf die Bank; ihr werdet sie erhalten. Ja, ich bin Bürge dafür, ihr werdet sie erhalten; man ist sie euch schuldig. Einem Corps, wie das eurige ist, thut man dadurch mehr nicht, als was ihm gebührt. Ihr seyd so alt, wie das Spiel,

bey-

beynahe hätte ich gesagt, wie die Welt. Denn war am Ende jener Jakob, der seinem Bruder Esau das Recht der Erstgeburt für ein Linsengericht so hübsch wegkaperte, nicht ein Grieche der ersten Klasse? Was diesen letztern betrifft, so war der kein Grieche; aber was ist zu thun? wenn man Hunger hat, so befindet man sich in einer grossen Verlegenheit. Jener Laban war auch noch ein Grieche, der, um sieben Dienstjahre zu gewinnen, seine älteste Tochter so fein an die Stelle seiner jüngsten legte, und dadurch das Mittel fand, seine beiden Töchter los zu werden. In diesem Augenblicke war Jakob kein grosser Grieche. Ach! die helleuchtendsten Gestirne haben ihre Finsternissen. Muß man sich denn darüber verwundern, daß das Griechenhandwerk des Jakobs seinen Dienst versagte? Wenn es um ein Weib zu thun ist, so kann der Feinste erwischt werden.

Ehrwürdige Brüderschaft der Griechen, altes Corps, dessen Institut bis auf die Zeiten der Patriarchen zurückgeht; berühmter Orden, dessen Archiv sehr sorgfältig die Namen .... aufbewahret. — Ach! welche Namen! großmüthiger Orden, der das Gold in verschwenderischem Ueberflusse ausschüttet; herrschender Orden, der über alle Geldbörsen regiert; wohlthädiger Orden, der die dummen Laffen so artig abhobelt; kurz Orden, für dessen Lob die Sprache mir nicht Ausdrücke genug liefert: nein, man wird dich nicht austreiben.

treiben. Was würde aus dem Gemälde werden, ohne den wichtigen Schatten, den du darinn vorstellst. Wenn man dir dein Eingangsrecht streitig macht, so melde es mir; ich will dich gegen und wider alle vertheidigen.

Und ihr, meine Damen, deren Reize eine so rührende Decoration in dem Karten-Musäum ausmachen, was sagt man mir? man will euch verbannen. Verlasset euch auf mich; ich bin der Rächer der Schönen. Ich will euer Ritter seyn. Ja, ich will er seyn. Her, meine Herren; was habt ihr für Gründe? Sprecht.

— Herr, diese Damen wechseln Geldstücke.

— Sie müssen sie wohl wechseln, wenn sie etwas verdienen wollen. Würden sie denn lieber eine Krone für nichts geben? Sie dürfen nur reden; die Sache soll in Zeit von einer Minute in Richtigkeit gebracht seyn.

— Wir wollen nichts geben.

— Pfuy! meine Herren. Sie sollten sich schämen, so zu reden. Wie! nichts. Wovon soll denn Madame leben?

— Sie soll arbeiten.

— Das thut sie ja. Ist denn das keine Arbeit, daß sie ein, zwey und oft dreymal des Tages kömmt, Sie zu besuchen? Auch muß die Cassa noch die Schuhe bezahlen, die man abläuft, um Besuche bey Ihnen abzustatten. Uebrigens arbeitet Madame ziemlich bey Nacht. Dieser Conventionsthaler ist das Product

ihrer

ihrer nächtlichen Arbeit. Sie sehen wohl, daß sie nicht so viele Schwierigkeiten gemacht hat, wie sie; man muß Menschenliebe besitzen und sich nach den Umständen richten....

— Das ist leicht zu sagen: aber mit der Menschenliebe marschirt man in das Hospital. Alle diese Wechslereyen erschöpfen unsere Cassa.

— Spaß! Ihre Cassa ist unerschöpflich. Machen Sie auf, meine Herren, lassen Sie sehen, was darinn ist. Wie viel Gold! wie viel Silber! wie viele Kostbarkeiten! wie viele Juweelen! ach! eine Kutsche, Pferde, Spitzen ꝛc. Warlich, das ist ganz was naders, als das encyklopädische Wörterbuch! wechselt, meine Herren, wechselt.

Sie sehen, meine Damen, daß ich die Herren zusammentreiben kann. Gehen Sie frey ein und wechseln ihre Geldstücke. Wenn man Ihnen den Einwurf macht, daß die Damen wie sichs gehört, Sie nicht besuchen wollen, sagen Sie nur, Sie seyen auch wie sichs gehört; beweisen Sie es sogar, es müßte sich denn anders verhalten. Denn alsdann müßte man sich ans Assecuriren halten. Uebrigens können diejenigen Damen, die Sie nicht besuchen wollen, die Augen zumachen. Meiner Meynung nach ist dieser letztere Entschluß sehr klug, und wenn die Augen zu sind, so ruhet das Gesicht. Nun ist also der Streit zu Ende! Platz für die Wechsler und Wechslerinnen der Geldstücke... Platz, Platz!

LV.

Nach der leichtsinnigen Art, auf welche die Regierung zu Aachen mit dem Menschengeschlechte Handel treibt, sollte man beynahe glauben, daß diese Stadt einen ungeheuren Aufwand für die Errichtung ihres Gefängnisses gemacht hat. Nichts weniger, als dieß! So bald man einen in Verhaft bringt, stürzt man ihn in ein Kerkerloch, und, in welchem Falle er sich auch immer befinden möge, so muß er sein Nachtlager darinn halten. Am Tage erlaubt man ihm, in die daran anstossende Wachtstube zu kommen. Es ist für einen seiner Freyheit beraubten Mann sehr angenehm, nur in der Mitte der dicken Wirbelwolken, welche der Rauch der Grenadiers-Tabakspfeifen verursacht, athmen zu können, und unaufhörlich durch das abgeschmackte Gewäsche dieser unverschämten Soldatesk betäubt zu werden.

Indessen ist dieß doch das Schicksal dessen, der zu Aachen in Verhaft genommen wird. Glücklich ist noch der eingekerkerte Mann, wenn er einen leeren Beutel hat. Je grösser sein Mangel an Gelde ist, desto näher ist seine Freyheit. Hat er Gold? O! dann ist er sicher, das Tageslicht nicht eher zu sehen, bis die Trabanten der Themis die ganze Baarschaft an Sporteln aufgezehrt haben. Hernach wird er wieder auf freyen Fuß gelassen, für unschuldig erklärt; aber man giebt ihm nicht einen Mark zurück. Es lebe die Gerechtigkeit, besonders die Gerechtigkeit zu Aachen!

Jeden

Jeden Fremdling kann der geringste Bürger der Stadt in Verhaft nehmen lassen. Auf seine blosse Requisition wird der Befehl ertheilt. Die Rotte der Sbirren kömmt und kriegt ihn beym Kragen. Sobald er wieder frey ist und glaubt, zu Gegenklagen und Beschwerden über Ungerechtigkeit berechtigt zu seyn, so steht es ihm gänzlich frey, seiner Gegenparthey einen Proceß an den Hals zu hängen; es wird ihm weder an Procuratoren noch an Advocaten fehlen, um ihn vollends zu Grunde zu richten; ehe er aber ein Endurtheil erhält, muß er sichs gefallen lassen, daß wenigstens zwölf Jahre vergehen. Die Praktikanten zu Aachen besitzen eine wunderbare Kunst, die Rechtshändel in die Länge zu ziehen. Mit jedem Tage ereignet sich ein neuer Zwischenfall, und in zwölf Jahren zählt man viele Tage (*).

Vermöge des zwischen Souverainen Mächten geschlossenen Concordats bleibt jeder, der ein gebohrener Unterthan einer Macht ist, das Eigenthum dieser Macht, an welche Orte es ihm auch zu gehen beliebe. Auf die erste

(*) Zu allen diesen Vortheilen setze man noch den angenehmen Umstand hinzu, daß man genöthigt ist, eine Caution zu stellen, und wenn diese Caution in Gelde besteht, so kann man versichert seyn, daß man Zeitlebens kein Pauschchen davon wieder zu Gesichte bekömmt. Wer wird nicht eine so ausserordentliche Menschenliebe bewundern!

erste Foderung seines Eigenthumsherrn zwingt man ihn, in den Schaafstall zurückzukehren. Dergleichen Foderungen geschehen zwar gewöhnlichermassen nur in Betreff besonders achtbarer Unterthanen, deren Abwesenheit ihrem Vaterlande einen wahren Verlust verursacht, oder in Ansehung verdächtiger Leute, deren Einfluß in fremdem Lande man befürchtet. Oft geschieht es sogar, daß der angesprochene Landesherr keine Rücksicht auf die Foderung nimmt, und es verweigert, denjenigen aus seinen Landen zu verbannen, der solche zu seinem Zufluchtsorte gewählt hat. Dieß verursacht, daß in dergleichen Fällen der reclamirende Theil immer die größte Politik und die größte Behutsamkeit gebraucht.

Zu Aachen hat man nicht so viele Cerimonien nöthig. Jeder Fremde kann sich in einer Minute in Verhaft gebracht sehen. Man wird ihn als einen Schelm, Aufrührer, Vatermörder, segar als einen Philosoph (denn zu Aachen ist dieß redhibitorisches Verbrechen) ausliefern. Alles das ist ganz und gar einerley. Hat der Herr bezahlt? Ja. Man eilet, Ihm den Mann aufzusuchen, wo er sich auch immer befinden möge, in seiner Wohnung, in der Kirche, im Caffeehause, auf der Redoute; man wird ihn dem Herrn bringen. Die Spionen werden ihre ganze Kunst anwenden. Sobald der Herr bezahlt hat, so kann er versichert seyn, ihn zu bekommen. Brauchts List dazu? Man wird auch diese brauchen. So bald man bezahlet wird, so kostet Ruch-

losigkeit-

losigkeit, Treulosigkeit, Meineid, alles nichts. Das bin ich gewohnt. Sehen Sie, schauen Sie, ich habe schlaue Streiche ausgeführt. Genug, es ist geschehen; ich bereue es nicht. Man will mir übel deswegen, das weiß ich; aber ich lache darüber. Derjenige, der Geld in der Tasche hat, hat immer gewonnen Spiel. *Ya myn Her.* Holland darf mich nur bezahlen, so lasse ich ihm alle Griechen, die hier sind, an Händen und Füssen gebunden, nach Surinam führen.

LVI.

Warum war ich nicht im Königlichen Garten, als der Einwohner der Insel Otaheite daselbst den Baum seines Landes, welchen man dahin verpflanzt hatte, erkannte? Mein Herz würde an der Freude des seinigen Antheil genommen haben. Das Vergnügen eines solchen Wiedererkennens ist es nicht allein für denjenigen, den es betrifft. Es giebt fühlbaare Seelen, die bey dem Glücke anderer glücklich zu seyn wissen.

Warum kann ich nicht, nach dem Beyspiele dieses jungen Otaheiters, bey dem Anblicke der Pflanzen meines Vaterlandes, die ich in Aachen sehe, vor Freuden entzückt werden? Ach! die meisten sind verdorben, und die kleine Anzahl nicht ausgearteter Franzosen seufzet, so wie ich, über die immerwährende schlechte Aufführung ihrer Landsleute.

Ferne von mir sey das thörichte Vorhaben, die schimpflichen Handlungen dererjenigen umständlich zu erzählen, welche unter der Herrschaft des Königs von Frankreich gebohren, in alle Länder gehen, mit dem Titel eines Franzosen, dem sie Unehre machen, zu praten! Ferne von mir sey jene treulose Sucht, jemand, wer es auch sey, persönlich anzugreifen oder ihn mit Schimpf und Schande bedecken zu wollen! da ich, so wie ein anderer, zu allen menschlichen Schwachheiten fähig bin, so habe ich das Recht, gegen das Laster zu donnern, aber ich muß den Lasterhaften bedauren. Niemals hat eine Beleidigung, eine Satyre, ein Schimpfwort, ein beissender Spott, ein bitterer Tadel der Tugend Ehre verschafft. Ich will diejenigen nicht gegen sie aufbringen, die noch einige Fähigkeit besitzen, sie zu lieben.

Ich habe zu Aachen Franzosen gefunden; ich sage es mit Vergnügen; aber ich würde die Unwahrheit reden, wenn ich hinzusetzte, daß ich deren viele gefunden habe; warum trifft man unter so vielen Menschen, die sich für Franzosen ausgeben, so wenig an, welche wahrhaft verdienen, diesen Namen zu führen?

Man muß sein Land nicht anschwärzen, aber man muß befürchten, seine Landsleute zu hintergehen. Soll ich das Lob der Franzosen zu Aachen besingen, ich, der ich den bittern Schmerz gefühlt habe, eine so grosse Anzahl derselben alda zu sehen, deren Aufführ-

rung nichts weniger als lobenswürdig war? Nein; ich muß gestehen, daß unter allen mir bekannten Völkern der Franzose mir zur Versetzung andere Orte am wenigstens tauglich zu seyn scheint. In seinem Lande ist der Franzose leutselig, höflich, liebenswürdig; in fremdem Lande ist er nicht mehr kenntbar. Man sollte sagen, sein Wesen sey nicht mehr das nemliche; er übertreibt alles. Die Gebräuche des Volkes, bey welchem er sich befindet, sind die einzigen, die man gestatten soll; wenn man ihn anhört, so sind die Könige lauter Tyrannen; die Republiken sind der Schutzort der Glückseligkeit . . .; die unanständige Hitze, mit welcher er alle dieses abgeschmackte Zeug schwätzt, macht ihn so gar den Republikanern selbst unerträglich.

Die Franzosen, sagt man, lästern und verläumden einander. Ich glaube, daß dieser Vorwurf ungegründet ist, und diejenigen, die ihn machen, haben nie bedacht, auf welchem falschen Grunde er beruhe. Wenn der Franzose die Verfassung seines Landes nie aus dem Gesichte verlöre, so würden die Patrioten nie einigen Streit unter einander haben. Die Errichtung eines Gesätzbuches, welches die Reisenden aus dem nemlichen Lande anhielte, sich unter sich den Gesätzen ihrer Nation gemäß zu betragen, würde vielleicht das Meisterstück der Politik seyn. Wenn sieht man Misverständniß unter den Franzosen? Wenn ein Mensch aus der Klasse des Volkes sich einem Manne vom Stande gleich schätzen will. Wenn dieser letztere über

eine solche Vertraulichkeit ungehalten wird, so rottet sich der Haufen des Pöbels gegen ihn zusammen. Er hat also nur Einen Entschluß zu fassen; entweder muß er sich zurückziehen, oder sich verächtlich machen. Es giebt wenig Menschen, die Kraft genug besitzen, sich zum Zurückzuge zu entschliessen; der zweyte Fall ist leider! nur allzugemein.

Jene Gleichheit der Stände, welche nur durch denjenigen, den niemand für seines Gleichen erkennen, unterstützt wird, welche gar nicht, nicht einmal in einem kleinen Staate statt finden kann; diese Gleichheit, sage ich, scheint dreyfach lächerlich zu seyn, zumal wenn sie von einem Franzosen vertheidigt wird. In welchem Staate ist wohl das menschliche Geschlecht auf eine ausgezeichnetere Art klassificirt, als in Frankreich? Ist nicht der Unterschied, welcher jede Ordnung der Gesellschaft von der andern absondert, bemerkt? sind die gegenseitigen Pflichten, welche die eine Ordnung mit einer andern verbinden, nicht klar und deutlich? Ist die Subordination des Untergeordneten gegen den Obern nicht bestimmt? Kann wohl mit Fug und Recht der Bauer, der zu Aachen den Junker spielt, als der Gleiche seines Herrn angesehen werden? verdient nicht jener Ausreisser, der von seinem Obristen mit einer übertriebenen Vertraulichkeit spricht, Züchtigung? verdiente nicht iener Mann vom Stande, der jenen jungen Gassenbuben verderbt, daß er selbst einen scharfen Verweis

darüber

darüber erhielte, daß er ein Wesen, welches höchstens nur dazu bestimmt zu seyn schien, ihm zu Tinken einzuschenken, bis zu sich erhebt? Man ist, ich gestehe es, demjenigen grosse Achtung schuldig, der uns seine Frau oder Geld leiht; für nichts geschieht nichts. Aber das Vergnügen, bey der Frau zu schlafen, macht es deswegen nicht zur Nothwendigkeit, in der vertrautesten Gemeinschaft mit dem Manne zu leben. Der Wucherer, ein oft nützlicher, zuweilen unumgänglich nothwendiger, und immer niederträchtiger Mann, hat eben so wenig Recht auf den vertraulichen Umgang mit den Grossen, die er aussaugt. Man muß ihn bezahlen; nichts ist natürlicher; bezahlet ihn reichlich. Weil ihr thöricht genug seyd, ihn nöthig zu haben, so ist es billig, daß er auf eure Kosten lebe, daß er euch sogar zu Grunde richte; aber opfert ihm eure Ehre nicht auf. Euer Freund und euer Banquier sind zween verächtliche Menschen; wißt ihr wohl, welcher Gefahr man sich durch den Umgang mit ihnen aussetzt? daß man uns für nicht besser halte, als sie sind.

LVII.

Wir sind nicht Herren über unsere Geburt; die unerklärbare Ursache, die alles hervorbringt, regiert unsern Ursprung. Dieß ist allerdings gut; denn wenn jedes Individuum das Loos seines Schicksals nach seiner Willkühr hätte bestimmen dürfen, so würden wir alle wenigstens Könige seyn, und diese unendliche An-

zahl von Majeståten würde einen sehr einförmigen Anblick auf der Erde verursachen; es ist also gut, daß es Kleine gebe; der Glanz der Grossen wird dadurch merklicher und ihre Macht kenntbarer.

Wenn es kein Laster giebt, welchem eine vornehme Geburt Entschuldigung verschaffen könnte, so giebt es auch keine Geburt, deren Niedrigkeit eine sorgfältige Erziehung nicht vergessen machen wird. Ein wohl erzogener Mensch kann sich mit jedermann in Gesellschaft befinden, weil ein wohlerzogener Mensch seine Stelle kennt, und solche niemals überschreiten wird. Der wohlerzogene Mensch bezeugt Achtung gegen die Rangordnungen; er weiß, daß die Subordination der Stånde kein blosses Hirngespinst ist, und daß die größte Kunst der Gesellschaft darinn besteht, zu dulten, um selbst gedultet zu werden.

Aber wo soll man den Mann suchen, dessen persönliche Eigenschaften den Mangel einer vornehmen Geburt ersetzen, dessen einnehmendes Betragen nicht erlaubt, daß man den ihm fehlenden grossen Namen in Erwägung ziehe? Wo soll man ihn suchen? Wo soll man ihn finden? Auf der Redoute. Will man mir als einen solchen jenen kleinen Schwåtzer zeigen, der die Ohren der ganzen Versammlung mit der ekelhaften Erzählung seiner sogenannten glücklichen Liebesbegebenheiten betäubt. Er ist ein Betrüger, der niemals anders als in der Qualität eines Contrebande-Liebhabers

eine

eine Liebste hatte, und der, so oft sich Dom Bezahler einstellte, so höflich war, ins Vorgemach zu spazieren. Laßt euch durch sein nichtsbedeutendes Gezitscher nicht täuschen! Wenn es hoch kömmt, so kann er lesen. Die Anekdoten, die er erzählt, sind so, wie alles, was er besitzt, ein erhaschtes Gut. Die Lakayen, welche seine gewöhnliche Gesellschaft ausmachen, haben ihn alles gelehrt, was er so lustig auskramt. Er ist so dumm, daß er nicht einmal merkt, daß man aus Mitleiden über ihn lacht.

Wird man wohl jenen Lumpenkerl ohne Achselzukken anhören können, der so von dem Könige spricht, wie die Kapuziner von Gott sprechen. Seine angenommene Gewohnheit zu lügen verhindert ihn, einzusehen, wie lächerlich er scheinen muß. Bewundern Sie nicht, mit welchem kalten Blute er Ihnen behauptet, er habe die Ehre gehabt, mit dem Könige zu reden und Seiner Majestät den Titel Excellenz zu geben. Dieser in der Etiquette sowohl unterrichtete Hofmann hat mehr als einmal ein Amt auf der See verdient; man muß hoffen, daß er es unverzüglich erhalten werde. Er sagt zu jederman, er sey von Adel, und niemand glaubt es. Man hat Unrecht; denn sein Betragen ist wirklich sehr edel.

Wer ist der andere vornehme Mann, der so laut und so schlecht spricht? Diese Stimme riecht gewaltig nach dem Stallknechte. Er ist mit den größten Häu-

sern in Frankreich verwandt. Desto besser für ihn! Desto schlimmer für sie! Könnte er nicht seinen Stammbaum verfertigen ohne zu fluchen? Dieß ist nun gewiß kein adelicher Hofwaffenträger; nein, es ist ein fluchender Junker.

Schweig, bäurischer Dorflümmel, merkst du denn nicht, daß dein albernes Gewäsche eine unangenehme Empfindung verursacht? Du besitzest nicht Verstand genug, um Verzeihung für deine Betrügereyen zu verdienen. Du weißt also nicht, daß es nicht jederman erlaubt ist, zu lügen. Sey einmal billig und antworte offenherzig. Warum sagst du, du seyest Officier von der Infanterie gewesen, da es doch nicht wahr ist? und wenn du es auch gewesen wärest, so sollte man, um der Ehre des Regiments zu schonen, nichts davon sagen. Untersuche dich ernsthaft! Hast du das Ansehen eines Officiers? Sind deine Reden so beschaffen, wie ein Mann in guten Gesellschaften sie zu führen pflegt? Hast du nur das Ansehen eines von geringem Herkommen zu seiner Stelle erhobenen Officiers? Du bist ein Werber gewesen, und zwar ein Werber von der schlechten Art. Du sprichst wie ein Alltagskunde in den Schenken und andern garstigen Häusern, und alle deine Handlungen verrathen einen Raufbold. Indessen zeigt mir die Geschwulst, die ich auf deinem Backen sehe, daß ein neuerer Nicodrom das Maaß von deinem Gesichte genommen hat; zum Unglücke für dich bist du nicht Krates; du bist auch nicht der geplün-

derte Spion; aber du bist gewiß der plündernde Spion.

Fürchten Sie sich nicht, Herr Senior, ich werde nicht reden. Ich hege die größte Verachtung gegen Ihre Person; aber ich gestehe, daß man einem so alten Manne, wie Sie sind, viele Achtung schuldig ist; Sie stehen am Rande des Grabes, ich muß Ihren Sturz nicht beschleunigen; übrigens bessert man sich in Ihrem Alter nicht mehr. Sie haben, gleich dem Camelot, ihre Falte einmal gebrochen; hier hilft kein Mittel mehr; Sie werden bis auf Ihren letzten Seufzer der verächtlichste Mensch bleiben; Ihre grausame Unverschämtheit setzt Sie jeden Augenblick Beschimpfungen aus, gegen die Sie sich verwahren könnten, wenn Sie klug zu seyn verstünden. Sie bezeigen in Ihrem Umgange eine so grosse Vertraulichkeit, die man selbst bey seines Gleichen nicht entschuldigt. Sie geben sich zwar nicht für einen Edelmann aus, aber man höret Sie Zeug schwätzen, worüber jederman schamroth wird, ausgenommen Sie; denn es ist allgemein bekannt, daß Sie seit langer Zeit nicht mehr roth werden. Sie haben Freyheiten, die Ihnen niemand streitig macht; sie sind ganz in Ordnung. Man beschuldigt Sie, Herr Senior, daß Sie ein Betrüger seyen; das geht noch an; Sie müssen leben, und, nach Ihrer Meynung, ist es besser, ein Schelm zu seyn, als ein Bettler. Man behauptet, daß Sie die Rolle eines Spions spielen, und daß Sie die Sachen nicht immer wieder so be-

richten, wie man sie sagt. Es ist ein sehr garstiges Handwerk um einen Ohrenbläser, und ein noch viel schändlichers um einen Lügner. Zum Beyspiele, was hatten Sie in dem litterarischen Cabinet zu thun? Haben Sie Ansprüche auf den Vorzug eines witzigen Kopfes? Sieht es in Ihrem Kopfe so hell aus, daß Sie darinn die politischen Begebenheiten in Ordnung bringen können? Können Sie lesen? Nein; Sie schleichen sich hier ein, um zu hören, was man sagt, und um sich solches im Nothfalle zu nutze zu machen. Was ich bey dem allem noch am glücklichsten für Sie sehe, ist, daß das litterarische Cabinet auf ebener Erde ist. Sie sprechen von vornehmen Leuten in einem so leichtsinnigen Tone, der Ihnen noch weniger ansteht, als jedem andern. Man sagt ferner noch, daß Sie mir zuweilen die Ehre erweisen und mich zum Gegenstande Ihrer Anmerkungen wählen. Nach ihrem Belieben, Herr Senior. Ich habe sehr viele Nachsicht gegen das Alter. Sprechen Sie von mir, so lang Sie es für gut finden werden. Lästern und verläumden Sie mich, wenn ich nicht zugegen bin; nur lassen Sie, ich bitte Sie inständig, jene dummen, erzdummen Lobeserhebungen bey Seite, die Sie mir auf eine so ungeschickte Weise machen, wenn Sie mich antreffen. Ich höre eben so ungern Complimenten an, als ich welche mache. Sie behaupten, daß ich zu schaden suche; Sie beurtheilen mich unrecht. Wenn Sie aber auch Recht hätten, wozu das Schreyen? Aufrichtig gesprochen, sind Sie ein

ein Mann, dem man schaden kann? Herr Senior, wenn Sie nicht mehr schadeten, als ich . . . so wären Sie besser, als Sie sind.

LVIII.

Was soll man von dem Frauenzimmer sagen? Viel Gutes. Ja, ich wiederhole es, viel Gutes. Wenn ein Frauenzimmer artig ist, so verdient sie etwas ganz anders, als eine Satyre; und wenn sie es nicht ist, so würde eine Satyre noch zu viel für sie seyn. Seraphine kömmt Ihnen tändelnd, Clorinde stolz, Doris zornig u. s. w. vor. Was kann ich dazu? Soll ich, Ihnen zu gefallen, den Schleyer abreissen, der dem Publikum die Kenntniß gewisser Züge verhüllt, deren öffentliche Bekanntmachung Sie gern hören würden? Nein, wahrhaftig! ich will mich mit dem schönen Geschlechte nicht entzweyen; das Amt eines peinlichen Gerichtschreibers schickt sich gar nicht für mich.

Ich entsage also der Untersuchung der Schönheiten der Redoute, und ich begebe mich auf den Platz, wo ich von allen Seiten her jene nützlichen Weiber herbeykommen sehe, die auf ihrem Kopfe die zu unserm Unterhalte nothwendigen Lebensmittel bringen. Welch ein Unterschied zwischen ihnen und jenen Gesichtern von papier-mâché, welche das akademische Nest zieren! Welch ein Wuchs! welch ein Fleischwerk! wie gern betrachte ich diese starken Weiber! sie sind ohne Kunst, und

und desto mehr gefallen sie mir. Unter allen denen, die ich gegenwärtig erblicke, ist vielleicht keine einzige, die jemals von Pharao hat reden hören. Glückliche Unwissenheit! beglückter Theil des menschlichen Geschlechtes; Du bist nur da, um ihm zu dienen, und der Undank dererjenigen, die dir ihren Lebensunterhalt zu verdanken haben, ist fast der einzige Lohn, den du von deinen Arbeiten ziehst.

Sie komme näher, jene Lais, welche die schönste der Bäuerinnen, die ich so begierig betrachte, verdunkeln zu können glaubt! sie unterstehe sich, ihre gekünstelte Gesichtsfarbe mit jener Mine der Gesundheit, ihre gezwungenen Höflichkeiten mit jener unschuldsvollen Einfalt des Tones, der ein Feind aller listigen Verstellung ist, zu vergleichen! Sie sey stolz auf einen schimmernden Putz, dessen Preis die Ehre bezahlt hat! Meine ländliche Schöne, deren ganzer Reichthum in ihren Reizen besteht, die durch ihre Tugend glücklich und mit dem Nothwendigen zufrieden ist, lebt nur für ihre Arbeit und durch ihre Arbeit; und ich, ich lebe nur durch sie. Ihrer zärtlichen Sorgfalt habe ich diesen Kohl zu verdanken, der mich ernähret; diese Butter ward von ihr zubereitet; sie brachte mir diese Eyer, diesen Käse u. s. w. O! wie werth ist mir diese Klasse des menschlichen Geschlechtes, deren Aufwand so gering ist, und die uns so viele und so grosse wesentliche Vortheile verschafft! Wie sehr übertrifft der Anblick des Marktes in meinen Augen und in meinem Herzen die Versamm-

lung

lung auf der Redoute! Was vermögen bey mir alle Kartenspiele? Was vermögen die Griechen? Was vermögen ferner noch alle jene müssigen Wesen, welche die Zeit verderben und von der Langenweile geplagt werden? Was vermögen nicht diese ehrlichen Landleute?...

LIX.

Das Aachner Gesinde ist das abscheulichste Gesinde, so in Europa existirt. Die Schweizerischen Dienstpersonen sind stolz, übermüthig, grob, widersprechend, und bey allem dem noch allerliebste Wesen, wenn man sie mit dem Dienstgesindel zu Aachen in Vergleichung setzt. Die Schweizerischen Dienstpersonen wollen unsers Gleichen seyn; wenn wir uns aber ihren Ansprüchen nicht widersetzen, so können wir durch Höflichkeit alles von ihnen erwarten. Der Schweizer ist gutherzig, der Liebe fähig; er leidet keine Verachtung; aber er ist billig und denkt vernünftig; da er will, daß wir ihn hochachten sollen, so unterläßt er auch nichts, um sich hochachtungswürdig zu machen.

In der Schweiz ist es keine Schande, zu dienen; zu Aachen ist das Dienen gleichsam ein Brandmarkungsschimpf; auch sind diejenigen, welche sich bedienen lassen wollen, genöthigt, ihre Zuflucht zu Fremden zu nehmen. Ein Aachner Mädchen kann bey einem Nachtconcert ihre Parthie mitmachen oder Almosen fodern; aber die Etiquette erlaubt ihr nicht, in jemands Lohne zu stehen, wer es auch immer seyn mag; ihr

Bür-

Bürgerrecht würde dadurch befleckt werden. Wenn sich ein Mädchen dazu entschliessen kann, durch dieses Mittel ihr nöthiges Brod zu verdienen, so bietet sie ihre Dienste in fremdem Lande an. Es ist wahr, daß das fremde Land nicht weit von der freyen Reichsstadt entfernt ist.

Der Stolz der Dienstpersonen ist eine ansteckende Seuche, welche die fremden ansteckt. Die Französischen Lakayen, die sonst in Paris sehr demüthig sind, werden unausstehlich, so bald sie sich zu Aachen befinden. Die meisten führen aufrührerische Reden, welche sie in einem gesitteten Staate einer schweren Strafe aussetzen würden, die aber in einer Republik für den kräftigen Nachdruck eines Wesens gehalten werden, das die Freyheit als seinen Abgott ansieht. Aber welchen verdrüßlichen Vorfällen sind diese vorgeblich freyen Knechte nicht ausgesetzt, wenn sie nach ihrer Zurückkunft in einen gesitteten Staat die Schranken überschreiten, welche das Gesätz ihnen vorschreibt? Jeder reiche Mann, der Philosoph genug wäre, über seine Bedienten zu Aachen Beobachtungen anzustellen, würde nicht ohne Erstaunen sehen, daß, ihn ausgenommen, seine Leute gegen niemand Achtung haben. Der geringste Lakay eines bemittelten Mannes sieht den unglücklichen Edelmann und den sich in mislichen Umständen befindenden Officier über die Achsel an.

Die Dienstpersonen sind es nicht allein, über die man sich beklagen muß; man hat noch einen Gegen-

stand

stand der gerechten Unzufriedenheit gegen die meisten von denjenigen, die öffentliche Häuser halten. Es giebt zu Aachen keinen einzigen Gasthof, wo man einen Portner fände, kein einziges Wirthshaus, worinn die Sachen ordentlich zugiengen. Der Fremde, der sich zeigt, scheint immer ein Schelm zu seyn, und die Unhöflichkeit, mit welcher man auf seine Fragen antwortet, zeigt denjenigen, die es noch nicht wissen, an, daß die Republiken diejenigen Orte sind, wo der Reisende am unbequemsten lebt. Man frage, wie viel Uhr es sey? Ich weiß es nicht, wird man antworten. Man werde über diese Grobheit nicht böse, sonst wird man ins Gesicht ausgelacht.

In einem Lande, wie das Walliserland, wo der Eingebohrene den Fremden entbehren kann, wo das Erdreich für jedes Individuum alle seine Bedürfnisse hervorbringt, hat man vielleicht das Recht nicht, viele überflüssige Complimenten zu fodern, welche, ob sie gleich nicht wesentlich nothwendig sind, doch dazu beytragen, das Leben angenehm zu machen. Aber bey einem Volke, das nur von den Fremden lebt, und welches bald in ein verzweiflungsvolles Elend versetzt seyn würde, wenn die souverainen Nachbarn ihren Unterthanen verböten, es zu besuchen, da kann man sich mit Recht über die Nachlässigkeit dererjenigen beschweren, welche zur Handhabung der Polizey gesetzt sind, wenn solche nicht alles das ist, was sie seyn sollte.

LX.

In welchen Archiven der Welt soll man das Original desjenigen suchen, was, wie man mir sagt, geschehen seyn soll? Kann ich mit gutem Gewissen diese Erzählung glauben? Ach! ich habe viele Fehler, aber ich habe keine schwarze Seele; in sie kam nie ein Gedanke der Bosheit. Ich weiß, daß man nicht immer Herr über seine ersten Regungen ist; man muß denjenigen bedauern, der sich von denselbigen hinreissen läßt. Aber jeder, der sich mit kaltem Blute untersteht, einen Plan zur Rache zu entwerfen; der alles anwendet, um das Schlachtopfer, welches er hasset, dessen Untergang er sucht, den er fürchtet und ihm ins Gesicht zu sehen, sich nicht getrauet, in eine listige Falle zu locken, ein solcher Mann ist ein Ungeheuer, das man ersticken sollte, und das keine Beschützer finden kann, als unter solchen Leuten, die ihm ähnlich sind.

„Ein Banquier, der durch das Gute, das er „gethan hat, allzu bekannt ist, als daß es nöthig wäre, „ihn hier zu nennen, erhält einen Brief von einem „Manne, von dem er glaubte, daß er in Lüttich ge„schlossen säße, (und dem per parenthesin die Bank „zu gewissen Zeiten ein Allmosen schickte.) Dieser „Unglückliche sagte, er hätte das Glück gehabt, sich „aus seinem Gefängnisse zu retten, und bat ums Him„mels willen und aus Mitleiden, um einige Kleidungs„stücke und einen Beystand an baarem Gelde. Der „Banquier hatte kein Geld; aber er war nicht ohne

„Credit.

„Credit. Ob er gleich nicht Ursache hatte, mit dem
„Bittenden sehr wohl zufrieden zu seyn, so ließ doch
„die Menschenliebe ihre Stimme hören. Er fürchtete,
„daß dieser bis zur Verzweiflung gebrachte Unglückliche
„ein Schelm werden, oder daß gierige Gläubiger ihn
„zum zweytenmale seiner Freyheit berauben möchten.
„Er trocknete die bittern Thränen ab, die ihm das
„Elend eines seines Gleichen ablockte. Er eilte, Geld
„zu borgen, und mit den Kleidungsstücken, die der
„Flüchtling verlangte, versehen, begab er sich an den
„im Briefe angezeigten Ort.„

„Als der Banquier an dem bestimmten Orte an-
„gekommen war, suchte er den Unglücklichen und fand
„ihn nicht. Ein Mann kam zum Vorschein. N. sagte
„er zum Banquier, ist eine halbe Stunde weit von
„hier, er sieht aus, wie ein Dieb; er darf sich
„nicht zeigen. Sie müssen so gütig seyn und bis
„dahin gehen; wir wollen Sie begleiten. Der Re-
„dende war nicht allein.„

„Es war spät; der Banquier mußte wieder in
„die Stadt zurück, und die Abwesenheit dessen, für
„welchen er auf eine so edelmüthige Art diesen Schritt
„gethan hatte, konnte das Mistrauen rechtfertigen,
„welches er in diesem Augenblicke in seiner Seele ent-
„stehen fühlte. Es wäre mir lieb gewesen, wenn
„ich ihn gesehen hätte, antwortete er demjenigen,
„welcher ihm diesen Bericht erstattet hatte; weil es
„aber nicht seyn kann, so bitte ich Sie, ihm in

„meinem Namen dieses zuzustellen, und ihm zu
„sagen, daß ich ihm eine glückliche Reise wünsche."

„Nachdem der Banquier nach Aachen zurück„gekommen war, verrichtete er seine Geschäften, und „legte sich mit dem süssen Troste, zur Wohlfarth eines „Menschen beygetragen zu haben, schlafen."

„Den andern Tag des morgens wie groß war „sein Erstaunen! die Banquiers begaben sich zu ihrem „Mitbruder! Ach! um Gottes willen, retten Sie sich. „Sie sind ein verlorener Mensch. Muß man sich also „aufführen? Retten Sie sich doch, ehe der Pöbel „kömmt und Sie steinigt. Der unerschreckene Ban„quier fragte diese Herren, ob Sie närrisch geworden „seyen, oder ob Sie bey ihm Komödie spielen wollten? „— Wahrhaftig! itzt ist es wohl Zeit zum Spassen... „Da Sie gestern abends einen Mann haben todtschla„gen lassen. — Ich habe einen Mann todtschlagen „lassen! — Ganz gewiß! Sie müssen sich nicht ver„stellen. Jederman weiß es. Man hat ihn so eben „gebracht. Man glaubt, daß er daran sterben wird.— „Ich will ihn sehen. — Gehen Sie nicht hin, sonst „sind Sie verloren. — Wahrhaftig! ich will hin„gehen ... (*)."

„Um

(*) Diejenigen, welche den Pöbel kennen, wissen, daß er mit einem unglaublichen Leichtsinne die unwahrscheinlichsten Gerüchte für wahr hält. Da er den Anblick

der

„Um diesen Vorfall in einiger Ordnung zu er„zählen, muß man sagen, daß der Mann, welchem der „Banquier den Auftrag gab, dem Unglücklichen die „Hülfe, die er ihm angedeihen lassen wollte, zu brin„gen, sich auf den Weg machte, gerade als wenn er „die ernsthafte Absicht gehabt hätte, seinen Auftrag zu „vollziehen; daß er bald hernach wieder an den Ort, „von da er abgegangen war, zurückkam, und an der „Thüre eines Hauses anklopfte. Man stelle sich das „Erstaunen desjenigen oder derjenigen vor, so die Thüre „aufmachte und einen nackenden, ganz nackenden, und „zwar nach der völligen Stärke des Ausdrucks nacken„den Menschen erblickte; denn man kann dem Kothe, „womit er vom Kopfe bis auf die Füsse bedeckt war, „den Namen Kleidung nicht geben."

„Seinem Berichte zufolge, hatte er Räuber an„getroffen, welche, nachdem sie ihn rein ausgeplündert, „die Grausamkeit so weit trieben, daß sie ihn in einen „Graben warfen, wo sie über ihn herfielen, bis sie ihn „für todt hielten (*).

„Die

der Frevelthaten gewohnt ist, so glaubt er nicht mehr an die Tugend. Ach! wozu würde es helfen, in Aachen tugendhaft zu seyn? der ehrliche Mann macht sich daselbst lächerlich und wird fast immer ausgelacht. Also muß, den angenommenen Grundsätzen gemäß, der tugendhafte Mann daselbst wenigstens für einen verdächtigen Sectirer gehalten werden.

(*) Dieser Mensch hatte sollen von einer Brücke herab-

 gestürzt

„Die guten Leute, zu welchen er seine Zuflucht „nahm, gaben ihm Obdach und konnten ihn durchaus „nicht dazu bewegen, daß er nur ein Hemd annahm. „Den folgenden Tag wurde er also nackend in einem „Wagen wieder in die Stadt gebracht. Vermuthlich „glaubte er, daß dieser Aufzug fähiger wäre, diejeni„gen zu rühren, die er sehen würde. Ecce Homo."

„Der Banquier machte sich einen Weg durch das „müssige Volk, welches die Thüre des vorgeblich Be„raubten belagert hielt; er gieng hinauf in sein Zim„mer, um zu erfahren, ob seine Reden zu dem unan„ständigen

gestürzt worden seyn. Diejenigen, welche sich die Mühe geben wollen, Ort und Stelle zu untersuchen, werden urtheilen, daß ein Mensch, der von einer solchen Höhe herabfällt, unfehlbar des Todes seyn müsse! Unter dieser Brücke war weder Wasser noch Schlamm. Unter der Brücke konnte er also den Koth nicht gesammelt haben, womit sein Körper bedeckt war. Der Magistrat hatte sehr weise Befehle ertheilt, um zu erfahren, wohin seine Kleider gekommen wären. Man konnte gar keine Nachricht davon erhalten. Wenn diese Begebenheit ins Reine gebracht worden wäre, so würde sie vielleicht Erläuterungen über eine grosse Menge anderer verschafft haben. Uebrigens war der Mann ein sehr schlechter Kerl. Man erzählt Züge von ihm, die nie ungestraft bleiben sollten. Aber in Betreff der Gerechtigkeit haben noch nicht alle Völker ganz veste Grundsätze.

„ständigen Geschwätze des Volkes Anlaß gegeben hät„ten. Der Kranke spielte die Rolle eines Wahnsin„nigen; der ehrliche Banquier trieb die Menschenliebe „so weit, daß er sogar befahl, man sollte Sorge für „ihn tragen, und versprach, daß er bezahlen würde.“

So verachtungswürdig auch ein Mensch immer seyn mag, so muß man ihn doch, wenn man nicht ganz wild und grausam gebohren ist, bedauren, sobald er leidet. Man bedaure also jeden Unglücklichen. Man sage mir aber nicht, daß dieser Banquier vielleicht wohl könnte Leute angestellt haben, den Commissionnaire todtzuschlagen. Nein, das ist nicht möglich. Die Bosheit reimt sich nicht zur Menschenliebe. Wenn der Banquier diesen Menschen wegen einiger groben Reden, die ihm entfahren waren, hätte strafen wollen, würde er denn einen fremden Arm nöthig gehabt haben? und übrigens rächet man sich wohl an jederman? Nein, man kann, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, nicht den mindesten nachtheiligen Verdacht gegen den Banquier haben. Er ist dafür bekannt, daß er immer Gutes gethan, nnd sogar selbst seinen Verläumdern Hülfe geleistet hat; er ist dafür bekannt, daß er die zu seinem eigenen Unterhalte erforderlichen Mittel aufopferte. Ja, ich sage es ohne Scheu und ohne mich wegen der Wirkung zu fürchten, welche dieses Geständniß in den Gemüthern gewisser Leute verursachen wird. Wenn der Banquier ein Schelm war, so wäre Gott nicht gerecht.

Wenn man aber das Betragen desjenigen, der sich beklagt, genau untersuchte, würde er wohl das Examen aushalten, ohne die Augen niederzuschlagen? Ich habe nicht das Recht, ihn ins Verhör zu ziehen; ich überlasse ihn seiner Reue, wenn er deren allenfalls noch fähig ist. Er werde schamroth, er bessere sich. Er wende nicht mehr, um die Herzen der Menschen zu rühren, solche Mittel an, die ihre Falschheit vereitelt. Er suche sich zu beschäftigen. Er bringe diejenigen, die ihm Dienste leisten könnten, nicht mehr gegen sich auf. Vor allen Dingen bedenke er, daß das Ziel, zu welchem Rauben und Stehlen früh oder spät führet...

Ein Umstand, der mir nicht minder wichtig zu seyn scheint, ist, daß der Gefangene, der seine Fessel zerbrochen haben sollte, noch im Gefängnisse sitzt. Ich kann mich irren. Aber ich vermuthe, daß der Banquier, wenn er noch eine halbe Stunde weiter gegangen wäre, niemals wieder nach Aachen zurück gekommen seyn würde.

LXI.

Soll ich in diesen Gegenden lauter Unglückliche sehen,
Die dazu verurtheilt sind, unter dem Gesätze des Stärkern zu Grunde zu gehen? (*)

Ich

(*) Ne verrai-je en ces lieux que des infortunés,
Sous la loi du plus fort à périr condamnés?

Ich habe die Ehre, in Aachen Athem zu schöpfen, sehr theuer bezahlt. Auf Kosten meiner Ruhe lerne ich daselbst täglich, wie oft eine freye Stadt dieses Namens unwürdig ist. Freyheit, reizendes Schattenbild, wo bist du? überall, wo man dich nicht zu seyn glaubt. Wo ist der Mensch frey? Ueberall, wo er sich unvermögend befindet, seine Freyheit ungestraft zu misbrauchen.

Was hat der arme Herr de la Faye gethan, daß er auf eine so grausame Art behandelt wurde? Gestern (11. November 1785.) zog ihn ein Detaschement Soldaten beynahe sterbend aus seinem Zimmer, um ihn nach der Wache zu bringen. Zu welchen sonderbaren Reden hat diese gewaltsame Handlung nicht Anlaß gegeben? Was konnte man von einem so gehässigen Verfahren denken? Was für schreckliche Muthmassungen zogen nicht aus dieser unerhörten That die wenigen empfindsamen Leute, welche gegen das Unglück der Unterdrückten Mitleiden fühlen. Alles ist entdeckt, man ist ruhiger; die Expedition dieses Tages stillet unsere Besorgniß. Der Kranke ist wieder in sein Zimmer zurückgeführt worden. Gott weiß, wenn er herauskommen wird.

Habe ich es recht gesehen? Hat man wirklich die Bittschrift des Herrn de la Faye verbrannt? Ja. Was enthielt diese Bittschrift? Eine gerechte, eine wohlgegründete Foderung. Er verlangte seine Freyheit wieder. Mit welchem Rechte hat man ihn derselbigen beraubt? Haben seine Richter wohl überlegt, daß

die Stimme des Unglücklichen ersticken, kein Beweis ist, daß er Unrecht habe, sich zu beklagen? was wird aus dem menschlichen Geschlechte werden, wenn derjenige, welcher Vorstellungen macht, den Scheiterhaufen befürchten muß? Das Feuer wird also in Zukunft der Supplikenmeister zu Aachen seyn, und dieser brennende Tröster wird den Schinder der Stadt zu seinem Unter-Richter haben? Quis dabit oculis aquam?

Der Herr de la Faye hat in seiner Bittschrift einen Nachdruck gezeigt, dessen die Unterdrückten selten fähig sind; er hat seine beleidigte Ehre mit Eifer vertheidigt; er hat noch mehr gethan; er hat alles das, was er ausgesagt hatte, muthig und standhaft behauptet, ob man ihm gleich den listigen Rath gegeben hatte, zu widerrufen. Tyrannen, die ihr die Menschen verfolgt, ihr würdet sehr unglücklich seyn, wenn euere Schlachtopfer sich nicht Furcht einjagen liessen.

Was wird die Folge dieser Tyranney seyn? Jedermann wird die Bittschrift lesen wollen; anfangs wird man Abschriften davon austheilen; sie wird gedruckt werden; jeder Zeitungsschreiber wird sie nach seinem Interesse auslegen, und der vernünftige Theil von Europa wird darüber seufzen, wenn er erfährt, daß der Richterstul der Schöffen zu Aachen über die Bittschriften, die man ihm überreicht, den Korporal der Gerechtigkeit den Bescheid ertheilen läßt.

Unter dieser Menge von Unbilligkeiten, mitten unter den unzähligen Ungerechtigkeiten, die man sich seit so langer Zeit gegen die vorgeblichen Feinde des Herzogs von Braunschweig erlaubt, ist der Herr de la Faye sehr glücklich, daß man ihm erlaubt hat, wieder in seine Wohnung zurückzukehren. Seinem Arzte hat man, wie es heißt, diese Gelindigkeit zu verdanken. Dieser Arzt ist ein recht verehrungswürdiger Mann, der das Interesse seines Kranken den kleinen Ergeßlichkeiten der Verbrenner vorzieht! Er nehme sich in Acht; man könnte ihn wohl auch verbrennen....

LXII.

Die Stadt Karls des Grossen hat sich seit dem Tode ihres Stifters beträchtlich vermehrt; aber hat sie bey diesem Wachsthum gewonnen? Nein, gleich jenen grossen Wohnungen, deren nackte Blösse durch den Mangel an Hausgeräthe unangenehmer wird, ist Aachen weiter nichts, als ein grosses Gefängniß, dessen erster Anblick auf einer gewissen Seite reizen kann, wo man aber im Grunde nichts anders findet, als sehr wenig artige Gebäude und gar keine angenehme Pläße. Das Angenehme, das Angenehme sonst ist es nicht möglich, den Fremden zu vermögen, daß er da bleibe. Man findet überall Stoff zur Langenweile..

Dieß ist alles, was man in den Gegenden von Aachen thun kann. Burscheid ausgenommen, fin-

 det

det man, wohin man auch immer ge'en mag, nichts als grobe Leute, die nichts von Höflichkeit und Leutseligkeit wissen. Um die Stadt herum ist kein einziger Gasthof, wo man zu Mittag essen, kein einziges Wirthshaus, wo man trinkbaren Wein finden könnte; dieß ist schon viel, wenn man einem, der nöthig hat zu essen, weisses Brod bringt.

Wenn diese stolzen Republikaner ihre Kinder, anstatt daß sie solche gegen die Französische Nation heulen, alles, was nicht sie selbst ist, verachten, und über den Fremden, der ihnen aus Gewohnheit sein Geld bringt, spotten lehren, zu den Pflichten der Gesellschaft bildeten; wenn sie ihnen frühzeitig einprägten, daß unter allen Eigenschaften die Leutseligkeit diejenige ist, welche am meisten dazu beyträgt, ein Volk beliebt zu machen; daß man immer liebenswürdig ist, wenn man sich bestreben will, es zu werden, daß man, wenn man nicht selbst wichtig genug ist, seine Sorgfalt gegen diejenigen, die bey uns leben, verdoppeln müsse.... Was sage ich! sie verstehen mich nicht, sie wollen mich nicht verstehen. Sie haben ihren Entschluß gefaßt, oder vielmehr sie sind unfähig, einen Entschluß zu fassen. Gewöhnt an jene nichtsbedeutende Existenz, in welcher sie dahin leben; unempfindlich gegen die Hochachtung anderer, haben sie nicht einmal den mindesten Begriff von den Pflichten, welche der Namen eines gesellschaftlichen Menschen auferlegt; sie glauben, daß die ganze Welt für sie erschaffen sey, und die Dankbarkeit

ist

ist eine Empfindung, deren Möglichkeit sie nicht einmal vermuthen. Jeder Geschmack, der nicht der ihrige ist, kömmt ihnen lächerlich vor; sie fodern sogar, daß man an ihrer Unfläterey Theil nehmen soll. Will man sie umschmelzen? Dieß wird man niemals zu Stande bringen.

Ein Volk halte auf seine Gebräuche, nichts ist natürlicher. Es ziehe sie seiner Nachbarn ihren vor; dieß kann man ihm auch noch verzeihen. Wenn es aber die Tyranney so weit treibt, daß es verlangt, jederman solle seinen Geschmack annehmen; alsdann ist es gar nicht mehr zu entschuldigen. Es ist allerdings erlaubt, sich selbst zu lieben; aber es ist ungerecht, nur sich allein zu lieben. Wenn die Eigenliebe uns so sehr verblendet, daß sie uns glauben macht, wir seyen unendlich weit über unsers Gleichen erhaben, so lacht man uns aus, und man hat Recht. Wenn wir die Thorheit so weit treiben, daß wir uns einbilden, wir allein haben nur einigen Werth, so pfeift man uns aus, und man thut wohl daran.

Die Völker klären sich auf, wenn sie alt werden; sie lernen die Umstände benutzen; indem sie sich in ihren Pflichten unterrichten, bessern sie an sich einige Laster. Der Engländer wird täglich mehr Philosoph, der Italiäner weniger Fanatiker. Die Schweizer sind nicht mehr jene wilden Helvetier, die ihren ganzen Ruhm darauf einschränkten, ihren Nachbarn Trotz zu bieten und sie zu überwinden; sie sind gesittet, sanftmüthig,

wohl-

wohlthätig geworden; ihre Gebirge haben die Ruhestätte des Weisen abgegeben; er kömmt, sich mit ihnen zu unterrichten und Betrachtungen anzustellen. Der Republikaner zu Aachen allein will keinen neuen Zuschnitt annehmen. Seine alten Vorurtheile dünken ihm immer den Vorzug vor den weisen Rathsschlägen der Philosophie zu verdienen. Bis zum Uebertriebenen fanatisch, erlaubt er nicht einmal, daß man diejenigen dulte, die sich zu einem andern Gottesdienste bekennen, als er.

Seine Thorheit, die er Andacht nennt, diese einzige und alleinige Ursache seines tiefen Elends, erlaubt ihm nicht, an die häßlichen Widersprüche zu denken, die sein Betragen darstellet. Er verbindet durch die tolleste Vereinigung das Gebot der Liebe des Nächsten mit der unvermeidlichen Verpflichtung, diejenigen zu hassen, die er Ketzer nennt. Er glaubt, oder wenigstens stellt er sich, als glaubte er, daß die Reliquien eine Quelle der Wohlfarth für seine Nation sind; er ist immer bereit, jeden zu erwürgen, der nicht die sklavische Gefälligkeit besitzt, vor diesem elenden Trödelmarkte niederzuknieen. Da er aus Mangel an nachsinnendem Fleisse arm lebt, so fodert er, daß der Reisende seine hungerige Lebensart annehme. O ihr, wer ihr auch seyn möget, die ihr die Fasttäge in dem freyen Reichsstädtischen Gebiete von Aachen zubringen werdet, haltet es euch zur Warnung, daß man euch bey jeder Mahlzeit des Morgens Stockfisch und Kartoffeln, abends Kartoffeln und

Stockfisch auftragen wird; alles in Gottes lieben Namen gekocht; und damit ihr diese Leckerbissen mit desto schmackhafterm Appetite geniesset, so wird man euch in Oel verwandelte Butter dazu geben; denn da nur eine einzige Religion geduldet werden darf, so muß man eben so auch alles in der nemlichen Brühe essen. Glücklich ist noch der Reisende, welchen ein grober Wirth nicht hartherzig abweiset, und welcher um einen hohen Preis einen Platz an dem Tische des ländlichen Republikaners erhalten kann. Wenn man nicht die Ehre hat, die platte Sprache des Landes zu verstehen, so ist es sehr schwer, sogar mit Geld in der Hand, un¬ter dem Dache des ländlichen Aachners zu ruhen; man leidet daselbst nur bekannte Leute; denn so ist die gesell¬schaftliche Constitution dieses ungesellschaftlichen Volkes beschaffen; und wenn man das Glück hat, unter die Anzahl der mitessenden Auserwählten aufgenommen zu werden, so muß man mit der vollkommensten Er¬gebenheit in den höhern Willen die Stunde des Her-Patron abwarten und sich dem in diesem grossen Regie¬rungsbezirk angenommenen langweiligen Ceremoniel de¬müthig unterwerfen.

Man könnte sich noch über alles dieses Elend trö¬sten, wovon das meiste ohne Zweifel eine Folge des Clima und im Grunde mehr lächerlich als gefährlich ist. Wenn die Mannspersonen Thoren, unwissend u. s. w. sind, so vermeidet man sie. Wie soll man aber die Frauenzimmer vermeiden; sie haben etwas so

rei¬

reizendes an sich! Ich finde sogar eine verehrungswürdige Mine an ihnen, die ich an diesem Geschlechte nicht hassen kann, welches dazu bestimmt ist, uns zu reizen. . . . Ja, das ist schon ganz gut; aber ich sehe einen grossen Fehler dabey. Diese so reizenden Frauenzimmer haben in ihrem Betragen etwas eben so abgeschmacktes, wie ihre Ehemänner, ihre Brüder, ihre Vettern u. s. w. Sie hegen mehr Ehrfurcht gegen Karl den Grossen, als Liebe gegen ihren Nächsten. An die kleinen Religionsgebräuche gewöhnt, sehen sie diejenigen mit Abscheu an, welche den Sonntag keine Messe hören; denn die Messe ist für sie das tägliche Brod, und die meisten hören diese Messe, wie man dasjenige zu hören pflegt, was man alle Tage höret; als Sklavinnen alles dessen, was zu der geistlichen Miliz gehört, würden sie jedem einen Kuß versagen; eine grosse Anzahl derselben würde dem erleuchteten Pater mehr verwilligen. Höhnisch, ohne recht zu wissen warum, geschwätzig, wie die Elstern, wissen sie nichts von Höflichkeit noch Artigkeit im Umgange, sitzen im Schoose ihrer Haushaltung und brechen bey jedem Worte in ein dummes Gelächter aus; trinken Caffee, eben so wie ein Franziskaner Brandtwein säuft, und halten sich, wie es gebräuchlich ist, für die vornehmsten Frauenzimmer in der ganzen Welt.

Dieß ist die Wirkung der Unwissenheit. Der Fanatismus verschönert nichts; er erstickt so gar den Keim der Tugend, an deren Stelle er alle Gattungen von

Lastern setzt. Jedes Volk, bey welchem sich die abergläubischen Gebräuche einschleichen, verliert seine Pflichten bald aus dem Gesichte. Die Wahrheit kann mit dem Hirngespinste nicht übereinstimmen. Die übertriebene Frömmigkeit ist eine verstellte Heucheley. Ich bin zu Aachen von einem Manne bestohlen worden, der mir von den Reliquien immer eben so gesprochen hat, wie ein Liebhaber von seiner Liebsten spricht.

LXIII.

Es ist also öffentlich bekannt, das Urtheil, welches man seit fünf Monaten erwartete, und welches einige Tage vorher gesprochen ward, ehe man uns würdigte, uns Nachricht davon zu ertheilen! Es ist öffentlich bekannt! .... Wir wollen die Bewegungsursachen, warum die öffentliche Bekanntmachung desselbigen verzögert wurde, nicht ergründen.

Nichts geschieht für nichts, die Wirkungen haben ihre Ursachen (*).

Wenn jemand sehr erschrecken mußte, so war es der Herr de la Borde und der Herr de la Faye. Gestern morgens besuchte ich sie beide; sie sprachen mir von diesem Augenblicke als von dem schönsten Zeitpunkte ihres Lebens; durch ihre Unschuld beruhigt, glaubten sie den Weg zum Siege zu gehen.

Eitle

(*) Rien ne se fait pour rien, les effets ont leurs causes.

Eitle Hoffnung! Sie begaben sich auf das Rathhaus, um daselbst ihr Urtheil anzuhören. Der Baron von Arros wurde frey gesprochen; man sagte zu ihm, indem man ihm seinen Degen wiedergab, daß er sich desselbigen mit Ehre bedienen könnte. Richter von Aachen, dieß ist zuviel; ihr seyd nicht Richter über den Punkt der Ehre.

Also wird, nach einer sechsthalb Monate langen Gefangenschaft, jeder noch fünfzig Louisd'or geben müssen, um seine Freyheit wieder zu erhalten? Der Herr de la Borde hat, einem Wucherer sey es gedankt! diese grausame Pflicht bereits erfüllt. Wo wird der Herr de la Faye diese Summe hernehmen? Soll er Zeitlebens im Gefängnisse bleiben? Diejenigen, welche Wachen denjenigen Leuten geben, welche keine begehren, sollten wenigstens solche bezahlen.

Man hat die Gefangenen vor den Fenstern des Herzogs Ludwig von Braunschweig vorbeyziehen lassen.... Niemals werde ich den unsterblichen Leopold (*) vergessen, dessen Menschenliebe der

(*) Es ist sonderbar, daß man an den Ufern des Oderflusses noch keine Pyramide errichtet hat, um das großmüthige Opfer des größten Fürsten, den das achtzehnte Jahrhundert hervorbrachte, zu verewigen. Der Herr Abbe de la Boissiere hat in einer Rede, die grossen Beyfall gefunden hat, gesagt, daß Leopold, indem er die Grösse seines Standes vergaß, u. s. w. Der Redner glaubte vermuthlich, daß er

der Oderfluß den künftigen Jahrhunderten zeigen wird. Könnte ich bald den Unterdrücker meiner Landsleute vergessen! die Sprößlinge des nemlichen Stammes sind einander nicht immer gleich.

Der Herzog Ludwig von Braunschweig hat, wie man sagt, um Gnade für die Gefangenen angehalten. Mit welchem Rechte? Der Herzog Ludwig von Braunschweig ist zu Aachen mehr nicht, als nur eine blosse Privatperson; freylich eine sehr vornehme Privatperson: eine Privatperson, der man die größte Hochachtung schuldig ist; aber dennoch immer eine Privatperson, die gar keine von den Attributen der Souverainität besitzt und folglich keine Gnade

ange-

er von einem Priester spräche. Die Französische Akademie hat dieß vortreflich gefunden, weil die Französische Akademie eben soviel Verstand besitzt, wie der Herr Abbe. Was mich betrifft, der ich weder Priester noch Mitglied der Akademie bin, so sage ich, daß ein Fürst, der sich für das menschliche Geschlecht aufopfert, seine Schuldigkeit thut. **Leopold** kannte die Pflichten seines Standes, darinn besteht sein Verdienst; er hat solche erfüllt, darinn besteht sein Ruhm. Leser, mache das Buch zu, und, wenn die Sache des menschlichen Geschlechtes dein Herz zu rühren vermag, so entrichte dem erhabenen Vertheidiger desselbigen den Zoll, den du ihm ohne Undankbarkeit nicht versagen kannst. In mortuum produc lachrimas.

angedeihen lassen kann. Uebrigens, wenn nach einer Gefangenschaft, die sechsthalb Monate lang gedauert hat, wenn nach unzähligen Demüthigungen, wenn nach Verläumdungen von einer ganz neuen Art, wenn nach solchen Verläumdungen, die in öffentlichen Blättern gestanden und von allen Anhängern des Herzogs mit lauter Stimme wiederholt worden sind, wenn sage ich, nach so vielen grausamen Handlungen, das noch den Leuten Gnade erweisen heißt, daß man fünfzig Louis-d'or von ihnen fodert, um ihnen eine Freyheit wieder zu geben, die man ihnen mit den Waffen in der Hand geraubt hat; so sey man so gütig, mich zu belehren, wie man gegen diejenigen verfährt, welche man verfolgt.

Die meisten, die von dieser Sache sprechen, haben keine Kenntniß davon. Der dumme, hirnlose Pöbel (und es ist gut, daß er es ist) hat sagen hören, daß diese Unglücklichen den Herzog ermorden wollten, und er glaubte es in seiner Einfalt. Er hat eine so gute Meynung von seiner Jurisprudenz, daß er diese ganze Procedur nicht anders rechtfertigen kann, als durch die Voraussetzung irgend einiger Frevelthaten. Volk zu Aachen! Der Himmel möge dich bey diesen edlen Gesinnungen erhalten! Dein Urtheil verräth eine grosse und wahre christliche Liebe, die man deinem gewöhnlichen Betragen zufolge nicht wohl vermuthen kann.

Ich erinnere mich noch an jene Nacht, an jene ewig beunruhigende Nacht, da Soldaten ohne Form

eines Prozesses Leute in Verhaft nahmen, die ruhig in ihrem Bette lagen. Was hat man nicht ausgesprengt? Was für Vermuthungen hat man nicht angestellt? Man hat die Schändlichkeit so weit getrieben, daß man sogar zu verstehen gab, das Leben des Kaisers sey in Gefahr. Die Verläumdung, ja, die Verläumdung ist das sicherste Mittel, Leute ins Verderben zu stürzen.

Endlich ist man soweit herabgekommen und hat gesagt, es sey Zusammenverschwörung gegen die Schriften des Herzogs Ludwigs von Braunschweig gewesen. Eine Zusammenverschwörung gegen Papiere! Wenn es Wechselbriefe gewesen wären, dann gienge es noch an. Diese Papiere müssen von einer sehr grossen Wichtigkeit seyn.

Aber wer bezeugt, daß diese Zusammenverschwörung wirklich statt gefunden habe? — Der Herr Baron von Arros. — Woher weiß er es? — Er weiß es von guter Hand. — Aber weiter. — Muß man denn alles sagen? Sein Schwager war dabey. — Der Schwager des Baron von Arros? — Ja. — Was? der Baron von Arros hat seinen Schwager angegeben? — Ja. — Dieß ist wahrhaftig ein schöner Zug! Man muß gestehen, daß der Baron von Arros dadurch, daß er die Rolle eines Angebers spielte, einen grossen Ruhm erworben hat. — Nein, mein Herr, er ist nicht Angeber; man hat ihm schon diesen

Vorwurf gemacht, aber der Courier de la Meuse hat ihn gerechtfertigt. — Wenn der Rechtfertiger noch beredter wäre, als er ist, und wenn er zu seiner abwaschenden Reinigung alle Seife von Marseille zu seinem Gebote stehen hätte, so würde diese Wäscherey dennoch eine sehr mühsame Operation seyn . . . (*).

In welchem Gesätzbuche steht es geschrieben, daß man auf das blosse Angeben des Herrn Baron von Arros Leute einkerkern konnte, die keine Gemeinschaft mit ihm hatten? Nein, ich habe Unrecht. Der Herr de la Borde hatte ihm Geld geliehen: es ist billig, daß der Herr Baron ihm die Zinnse dafür entrichtete, ehe er ihm das Geld wieder gab. Aber wie hat

(*) Man lese, wenn man Stärke genug dazu besitzt, das langweilige Gewäsche des Courier de la Meuse N. 120. Art. vom 21. December 1785. Man untersuche seine grammatische Dissertation genau, die so schön, so beredt, so überzeugend ist, daß der Courier politique & litteraire sie nicht einmal einer Antwort gewürdigt hat, obgleich der Maaser (Musier) ihn auf eine sehr unanständige Art herunter gemacht hatte. Das Publikum, welches bezahlt, um Thatsachen zu erhalten, ist sehr zu bedauren, wenn ein Zeitungsverfasser schreibt, um das Stück Geld zu bekommen. Wenn man aus einer Zeitung eine Grammatik machen will, so muß man wenigstens seiner Sprache kundig seyn und nicht den Possenreissерthon annehmen, wenn man von ernsthaften Dingen spricht. Das Spaßmachen steht nicht jederman gut an, auch nicht in allen Fällen.

hat der Herr de la Faye, der niemals so glücklich gewesen war, sich den Herrn Baron von Arros verbindlich zu machen, diesen Antheil an seiner Freygebigkeit erhalten?

— Aber hat man nicht auch den Herrn Baron von Arros gefänglich eingezogen?

— Ey! was ist den Schlachtopfern, die er erwürgt hat, daran gelegen, ob er ein Gefangener oder frey gewesen ist? Haben sie weniger dabey gelitten? erleichtert sein Kummer den ihrigen? er ist vom Ruhme stralend aus der Gefangenschaft herausgekommen, soviel ein Angeber stralen kann, und die Beklagten, gegen welche er gar keinen Beweis beybringen konnte, sind verurtheilt, jeder fünfzig Louisd'or für ihren Antheil an den Gerichtskosten zu bezahlen und sich auf ewig aus den Mauern von Aachen und dem Gebiete von Burscheid zu entfernen; wobey indessen doch ihre Ehre ungekränkt bleibt, so wie es in dem Urtheil steht; denn es wäre diesen Herren recht lieb, daß man an ihren Einfluß in Ehrensachen glaubte. Es braucht sich weiter nichts mehr, als nur, sie zu fragen: Was ist denn die Ehre?

Unempfindliche Menschen, die ihr die euern Brüdern erregte Verfolgung mit kaltem Blute angesehen habt, seyd aufrichtig. Wenn ihr euch in einer ähnlichen Beklemmung befändet, würde es euch wohl lieb seyn, wenn man nur gleichgültig gegen euch bliebe?

Vor euren Augen hat der Tyrann den Schwachen unterdrückt, und ihr habt euern Mund nicht dagegen aufgethan. In einer freyen, oder sich so nennenden Stadt hat man Leuten, die nicht einmal Unterthanen der Republik waren, Fessel angelegt, und unter welchem Namen? Barbaren, wilder, als die Menschenfresser, ihr seyd nicht soviel werth, als die ersten Einwohner euers Landes. Man verzeiht es dem hungrigen Wolfe, wenn er Verheerungen anstellt; er suchet nur seine Nahrung. Aber der Tyger, welcher zerstöret, blos um des Vergnügens willen, zu schaden, ist ein Ungeheuer, gegen welches sich die ganze Welt zusammenrotten sollte. Tyger, die ihr nach Blut dürstet; eure Wuth ist noch nicht gestillet. Sie fodert neue Schlachtopfer; ihr werdet welche finden. Ihr habt alle Gesäße übertreten; für euch ist nichts mehr heilig. Was solltet ihr wohl zu befürchten haben? Ihr flößt Schrecken allen denjenigen ein, die euch sehen. Euere Namen machen jeden, der sie nennen höret, vor Furcht erstarren. Herzhaft . . .

LXIV.

Nein, ich kann aus diesem Urtheil nicht klug werden, und, wenn ich es nicht gedruckt gelesen hätte, so würde ich es nicht glauben. Auf solche Art muß man also die Gründe eines Urtheils anführen? Leute auf einen blossen Verdacht verurtheilen! Spott mit Ungerechtigkeit verbinden, der Ehre unbeschadet. Man

weiß, daß euch die Ehre nicht reizt; aber was lasset ihr ihnen denn ausser der Ehre? Nichts, ausgenommen das Recht, euch ewig zu hassen. Ihr verweiset sie des Landes! Ihr fürchtet also, sie möchten so niederträchtig seyn und sich mitten unter euch niederlassen. Ach! Wenn sie euch noch lieben könnten, so würden sie dieses merkwürdige Urtheil mit Recht verdient haben.

Alle periodischen Schriftsteller haben von dieser Sache so, wie sie von allem reden, Meldung gethan; jeder nach seinem Interesse. Auf beiden Seiten hat man Thatsachen vorausgesetzt; auf beiden Seiten hat man sich ausgedrückt, als wenn man einander nicht verstanden hat, und diejenigen, welche diese vorgebliche Hinterlist vollkommen zu kennen glauben, sind in der Sache eben so wenig unterrichtet, als die andern. Aber es sind Thatsachen vorhanden; diese will ich izt untersuchen.

Man hat Menschen ihrer Freyheit beraubt. Warum? weil man sie in Verdacht hatte, daß sie sich zusammenverschworen hätten, sich der Schriften des Herzogs von Braunschweig zu bemächtigen. Ich wiederhole es, worauf war dieser Verdacht gegründet? Hat man wohl das Recht, auf das Angeben eines einzigen Menschen jemand, wer es auch sey, seiner Freyheit zu berauben?

Der Herzog von Braunschweig hat sich, wie er sagt, in diese Sache nicht gemischt. Seine Durch-

laucht kömmt also dabey nur vor, um den Richtern das Rachschwerdt zu entreissen, womit sie sich bewaffnet hatten, die Zusammenverschworenen zu bestrafen. — Ja, das ist ganz gut; aber, Durchlauchtigster Herr, es sey erlaubt, Sie zu fragen, ob ich die Schildwachen an Ihre Thüre gestellt habe, die man so lange Zeit daselbst gesehen hat? Habe ich jene ärgerlichen Gerüchte ausstreuen lassen, die dazu abzielten, zu beweisen, daß man Ihre Person mit Ihren Schriften wegnehmen wollte? habe ich die sogenannten Zusammenverschworenen mit dem Titel Meuchelmörder benannt? Habe ich... Doch nein, Durchlauchtigster Herr, Sie wissen wohl, daß ich es nicht bin. Wenn ich die Ehre gehabt hätte, Ihr Rathgeber zu seyn, so würde ich gesucht haben, Ihnen beyzubrigen, daß man sie in dem angezeigten Zeitpunkte erwarten müßte. Sie haben sich ohne Zweifel davor gefürchtet, zu lang zu warten. Der Advocat Eurer Durchlaucht hat sich so sehr herabgewürdigt, daß er so gar in die niederträchtigsten Schimpfreden ausbrach, um Sie zu vertheidigen; er hat Verläumdungen zusammengeschmiedet. Ich sage nichts zuviel, Durchlauchtigster Herr; der Herr de la Faye hat ihn öffentlich Lügen bestraft; man hat die Bittschrift des Herrn de la Faye verbrennen lassen. Vermuthlich hatte man vergessen, daß der Phönix wieder aus seiner Asche auflebt. Man hat Ihnen viel zu danken, Durchlauchtigster Herr, man ist Ihnen unendlich Dank schuldig; aber dennoch bleibt es

dabey

daben wahr, daß Sie den Menschen auch etwas schuldig sind.

Ich verehre meinen Gott, aber ich liebe die ganze Welt (*).

Sie haben nicht genug überlegt, wie vielen unangenehmen Folgen diese Sache die freye Reichsstadt Aachen aussetzen kann. Sie haben geglaubt, daß, wenn Sie sagten: Ich wasche mir dabey die Hände, das gutherzige Publikum dieß für baares Geld annehmen würde. Mit Worten heilet man ein so grosses Uebel nicht. Möchten, Durchlauchtigster Herr, die Geschichtschreiber, welche Ihren Lebenslauf beschreiben werden, diese unangenehme Anekdote unterdrücken! Möchten Ihre Anhänger Ihren äussersten Leichtsinn, mit welchen sie so bereitwillig waren, sich verführen zu lassen, niemals bereuen!

LXV.

Ich will unpartheyisch seyn. Ein Mensch, aus welchem Lande er auch immer seyn mag, ist strafbar, so bald er sich bewaffnet, um das Eigenthum eines andern anzugreifen. Die Schriften des Herzogs Ludwigs von Braunschweig sind sein, so wie mein Hausgeräth mein ist. Hat man die Schriften des Herzogs Ludwigs von Braunschweig wegnehmen wollen?

Man

(*) Je respecte mon Dieu, mais j'aime l'univers.

Man hat deswegen verschiedene Personen in Verhaft gezogen; drey sind, als verdächtig, Antheil an der Zusammenverschwörung gehabt zu haben, des Landes verwiesen worden. Wenn der Verdacht hinreichend ist, Menschen zu beschuldigen, was wird alsdann aus der allgemeinen Ruhe werden? Sobald man Angeber besolden wird, so wird man nichts mehr, als Angeber und Unterdrückte sehen.

Weil man von der Zusammenverschwörung unterrichtet war, warum wartete man den Augenblick nicht ab, da die Zusammenverschworenen das Archiv Seiner Durchlaucht plündern sollten? Nichts war leichter. Einmal auf der That ertappt, so war ihr Urtheil klar und deutlich. Aber von dem allem steht kein Wort. Die Militz zu Aachen kam auf Befehl des Herrn Herzogs Ludwigs von Braunschweig (denn wer anders hätte sie können in Bewegung setzen? Der Aachner Soldat ist kein Held; er strebt weder nach Palmen noch Lorbern; aber er ist nicht wild, man müßte ihn denn wild machen) um Mitternacht Fremde in Verhaft zu nehmen, von denen jeder zu ihrem Anführer sowohl als zu jedem derselben hätte sagen können: Tu ne verbo quidem lacessitus. Nichts destoweniger sitzen sie im Verhaft; sie bringen sechsthalb Monate in einer harten Gefangenschaft zu. Bey der Entwickelung des Knotens was sagt man zu ihnen, um diese unerhörte Bedrückung zu rechtfertigen?

Gehen Sie aus dem Gebiete von Aachen und Burscheid. Der Herzog Ludwig von Braunschweig hat in dieser ganzen Sache gar nichts zu thun. Zahlen Sie ein jeder den fünften Theil der Gerichtskosten, und seyen Sie frey.

— Aber es scheint, man wolle hier Komödie spielen. Man hat unsere Freyheit angegriffen. Man hat uns beschuldigt. Worinn besteht unser Unrecht? Wir verlangen Schadloshaltung ... wir wollen ...

— Gehen Sie fort. Ihre Ehre bleibt ungekränkt. Aber Sie müssen vorläufiger Weise bezahlen.

— Wenn der Herzog Ludwig von Braunschweig, welcher hier, so wie wir, eine Privatperson ist, uns nicht hat in Verhaft nehmen lassen, so sage man uns doch wenigstens, an wen wir uns zu halten haben.

— Bezahlen Sie und gehen Sie fort. Dieß ist alles, was man Ihnen zu sagen hat. Sie sind in Verdacht, und damit ist es genug.

— Nein, damit ist es nicht genug; Sie haben gar keine Formalität beobachtet. Der Herr von Varenchan ist vorgeladen worden zu erscheinen; er ist nicht erschienen. Warum haben Sie ihn nicht contumacirt?

— Weil ... Bezahlen Sie und gehen Sie fort.

— Sie können nichts gegen uns beweisen.

— Bezahlen Sie und gehen Sie fort.

Wenn

Wenn ein solcher Befehl mit Bajonetten insinuirt wird, so muß man gehorchen. Man widersteht der Macht nicht. Aber wenn die Macht und die Gerechtigkeit eine und eben dieselbe Sache sind, so mußte Cartouche ein sehr gerechter Mann seyn; denn bis an seinen Tod war er nicht nur der stärkste, sondern auch der geschickteste. Hier sehe ich keine grosse Geschicklichkeit.

LXVI.

Ein Zweykampf! Ja, ein Zweykampf. Zwischen wem? Zwischen zween Menschen, wie es sich gehört. Es ist sehr grausam, die Menschen immer gegen einander im Streit zu sehen. Sie können also nicht in Frieden leben. Einer hat gewiß Unrecht. Man wagt sich nicht, es zu sagen. Er hat seine Anhänger, seine Freunde. Eine öffentliche, so grosse Beleidigung mußte abgebüßt werden. Sie ist es geworden! Der angreifende Theil ist verwundet. Möchte er nicht daran sterben! Für jede Sünde findet Barmherzigkeit statt.

Indessen wenn man auf der Redoute nur wohlanständigen Frauenzimmern und kaltblütigen Männern den Zutritt verstattete, so würden weniger Unordnungen entstehen. Ein Mensch berausche sich; das hat nichts zu bedeuten, aber er gehe schlafen und zeige sich nicht öffentlich. Ein Mensch sey rasend in ein Frauenzimmer verliebt; nichts ist natürlicher. Aber wenn dieses Frauenzimmer ungesittet ist und keine gesellschaftliche

Grund-

Grundsätze besitzt, wenn er seine Leidenschaft nicht überwinden kann, so ist er es sich selbst schuldig, sie geheim zu halten. Wenn ein Hund schmeichelt, so liebkoset man ihn. Beißt er, so giebt man ihm Tritte und jagt ihn fort. Ist er wütend, was soll man alsdann thun? das frage ich Sie.

Wenn solche traurige Begebenheiten den fühlbaren Herzen erlaubten, sich noch der Freude zu öfnen, wer würde nicht darüber lachen, wenn er alle diese kleinen Herrchen sich zu Richtern dieses Streites aufwerfen sähe? Hören Sie sie peroriren? — "Ja, freylich, „sie müssen sich noch einmal schlagen. — Das ist ganz „klar. In einem solchen Falle muß einer von beiden „auf dem Platze bleiben. An den Gerichtshof der „Marschälle von Frankreich."

„Mein Gott! ihr, meine Helden, wie machet „ihr mich schwitzen! Wisset ihr wohl, was der Ge„richtshof der Marschälle von Frankreich „ist? Wisset ihr wohl, daß man da nicht über jeder„man ein Urtheil fällt? — Gewiß, ich weiß es wohl, „weil ich bey dem letzten Streite, den ich zu Paris ge„habt habe, noch von dem Herrn Polizeyrichter „verurtheilt, und im Palais Royal von der Wache „in Verhaft genommen worden bin, als ich eben einen „Mann, der mich beleidigt hatte, zwingen wollte, den „Degen zu ziehen. Wahrhaftig, der Herr ist gut da; „er glaubt, nur er allein wisse etwas. Ich kenne Pa-

ris

„ris; ich habe lang genug da gelebt. Ich hatte mei„nen Vetter, der gegenwärtig erster Procurator in „Estampes ist, der war bey mir. Es war so gar „ein Commissaire da, der bey uns zu Hause und sogar „ein wenig mit meiner Mutter verwandt war; denn „meine Mutter ist aus einer Familie, die Gerichts„stellen bekleidete. — Aber, Aufstutzer, so schweig „doch. Ums Himmelswillen, schweig. Siehst du „nicht, daß jederman dich auf dem Halse hat? was „sprichst du vom Polizeyrichter im Gerichtshofe „der Marschälle? Du weißt also nicht, daß man „wegen einer blossen Geberde in einem Königlichen „Hause ohne Rettung verloren ist? Wo schickte man „dich hin? Nach Bicetre? Dieß ist das Seminarium „für Leute deines Gelichters."

Die Franzosen haben das besondere an sich. Ausserhalb ihrem Lande sind die meisten Edelleute. Unter vieren findet man gewöhnlich drey Ritter. Sie werfen sich zu Richtern über ihre Landsleute auf. Ich weiß nicht, was ein Mann vom Stande, der sein Geld verloren hat, für eine Freude daran finden kann, sich unter all das Gesinde zu mischen, das Gott weiß! wie und von was lebt und sich Titel beylegt, die es im Grunde nichts kosten. Marquis, Graf, Baron u. s. w. Ich befand mich vor einigen Tagen mittags bey jemand zu Tische, der zwey und zwanzig Gäste eingeladen hatte. Ich war der einzige, dem man keinen Titel gab; auch

stellte

stellte ich eine armselige Figur vor. Bey den grossen und wichtigen Fragen, die vorkamen, war immer der Schluß, Arme und Beine zu brechen. Wenn das Ding so leicht angienge, wie es gesagt wird, so würden die ganzen Arme und Beine zu Aachen selten seyn.

LXVII.

Wie traurig ist der Winter zu Aachen! Welche Langeweile muß derjenige ausstehen, der nicht spielt! welches Elend muß der Spieler leiden, der sein Geld verloren hat! wie muß er sein Schicksal verfluchen! Wenn es einen Zeitpunkt giebt, in welchem man die Nothwendigkeit eines litterarischen Cabinets fühlt, so ist es in dieser Jahrszeit. Denn was würde man vom Anbruche des Tages bis zum Schlafengehen thun? Wenn man nicht spielte, so müßte man schlafen! Ach! wir schlafen nur zu viel; wir bringen die Helfte unsers Lebens im Bette zu, und mancher, der seit sechszig Jahren auf der Erde sich befindet, hat kaum zehn Jahre gelebt.

— Einschläferndes Gerede! Folgen Sie mir auf die Redoute. Wir wollen uns lustig machen. Heute ist Ball. Wir wollen tanzen, wir wollen spielen. . .

— Man muß grosse Neigungen zu Belustigungen in sich verspüren, um solche zu geniessen, wenn man soviele Unglückliche ohne Kleidung, ohne Schutzort, ohne Brod sieht. Ich sehe sie an dem Thore der Re-

doute, jenes unglückliche Weib, die der traurigen Frucht ihrer Zärtlichkeit ihre aus Nahrungsmangel verdorrte Brust darreicht. Dieses Wesen, das ihr sein Leben zu verdanken hat, flehet sie an, ihm solches zu erhalten. Seine klägliche und fast erstickte Stimme bittet demüthig um eine Hülfe, die ihm gebühret und die jedermann ihm versagt. Sie fällt beschwerlich, aber sie rühret nicht. Von dem glücklichsten Spieler an bis auf den andächtigsten Leviten, alle sehen sie, alle weisen sie ab, alle .... ja, keiner verschafft ihr Erleichterung.

Den Menschen predigen, daß sie ihren Belustigungen entsagen sollen, heißt ihnen das Unmögliche anbefehlen. Man lebt nur durch die Freude. Aber warum läßt man die Freude nicht in einem guten Werke bestehen? Wie kann man bey den Bedürfnissen eines andern fühllos bleiben, wenn man soviele Mittel besitzt, sie zu befriedigen? Wie soll man sich die unvermeidliche Verpflichtung verheelen, demjenigen Linderung zu verschaffen, der nicht einmal seinen nöthigen Lebensunterhalt hat? Ja, eine Pflicht. Ich habe es gesagt, ich wiederhole es: eine Pflicht. Dem Dürftigen nicht zu Hülfe eilen, wenn man es thun kann, heißt ihn bestehlen. Man würde weniger Schelmen sehen, wenn es weniger lieblose Reiche gäbe.

Aber wozu dienen alle diese Anmerkungen? Der glücklichste Spieler fühlt oft am wenigsten Menschenliebe. Man sehe den Gripon. Kein Tag vergeht, da er nicht einen ungeheuern Gewinn zieht. Sein täglicher Ueberfluß würde hinreichend seyn, hundert Haushaltungen bequem zu unterhalten. Wollen Sie die einzige Glückseligkeit des Gripon wissen? Soll ich Ihnen sagen, wie glücklich er die Summen, die er zusammenhäuft, benutzt? Gripon zählet sein Geld, er küßt es, er verbirgt es. Gripon würde einem Unglücklichen nicht ein Bauschchen geben. Gripon versagt sich selbst die zum Leben nothwendigen Dinge. Er spart überall. Diejenigen, die ihn bedienen, haben nie das mindeste Geschenk von ihm bekommen; niemals hat er einen Louisd'or am rechten Orte und zur rechten Zeit zu leihen gewußt. Auf den Gripon darf man also nicht zählen, wenn man das Betteln zu Aachen ausrotten will. Es ist sehr möglich, daß die Bank ihn von einem Tage zum andern ausser Stand setze, dieses Gold zu betasten, welches der einzige Gegenstand seiner Gefälligkeiten ist; aber ich wette, daß kein einziger Dürftiger im Stande ist, ihm ein kleines Bauschchen abzulocken. Jederman wünscht, daß Gripon verliere, weil jederman weiß, daß bey Gripon niemals etwas zu gewinnen ist.

Ihr Unglücklichen, die ihr an allem Mangel leidet und die ihr unaufhörlich den Pallast des Plutus

belagert, wie bang muß es euch ums Herz seyn, wenn ihr die Cassa vorbeytragen sehet! Hier, sagt ihr, liegt unser Lebensunterhalt; aber jene Soldaten, welche den Schatz nicht aus dem Gesichte verlieren, versagen uns allen Zutritt zu der Bundeslade, wir müssen uns damit begnügen, daß wir zusehen und leiden.

Inhalt.

Vorrede des Herausgebers

I. Weg von Lüttich bis Aachen. Herve Seite 1

II. Batisse. Bel=oeil 8

III. Beschreibung der Stadt Aachen 12

IV. Kirche zu Aachen. Karl der Grosse. Luftschiffer. Nacheiferungsgesellschaft zu Lüttich. Ritter des Bettelordens 16

V. Einweihung der Kirche zu Aachen. Pragmatische Sanction 27

VI. Cardinäle. Päbstliche Kapellen. Privilegirte Altäre 32

VII. Grosse Reliquien 36

VIII. Kleine Reliquien 43

IX. Himmeldecken der Könige von Frankreich. Erzpriester zu Aachen. Scholaster zu Aachen. Profion. Ungarische Kapelle 49

X. Kapitel von Sanct Adalbert. Abtey Cornelimünster. Klostermilitz des Ortes. Hospitäler 56

XI. Krönungsceremonien. Basilica 62

XII. Feuersbrünste. Deputirten von Aachen zur Krönung des Kaisers 65

XIII. Springbrunnen. Johann Kalckberner. Rathhaus. Granus 68

XIV. Münze. Geldsorten 75

XV. Gastwirthe 80

XVI. Londner Hof. Herr Ronisse. Mademoiselle Marianne Ronisse 83

XVII. Herr Boisson, Gastwirth in der Sanct Peterstrasse 87

XVIII. Bäder zu Aachen. Herr Doctor Bienville. Kaiserbad 91

XIX. Campusbad 95

XX. Bart. Perückenmacher. Rasierplätze 96

XXI. Redoute. Spiel. Repräsentanten Griechenlands. Bank. Banquiers 99

XXII.

XXII. Spiel. Spieler Seite 104
XXIII. Litterarisches Cabinet 107
XXIV. Cachembourg. Contrafechten. Gedichte aus dem Stegreife verfertigt. Bettler. Wiesen zum Spaziergange. Ehrlose Dirnen. Schläger 112
XXV. Unsicherheit zu Aachen 119
XXVI. Gegenwärtiger Zustand der Truppen der Republik 122
XXVII. Beleuchtung. Meuchelmörder. Comödianten 125
XXVIII. Lebensmittel 131
XXIX. Wirthstische 133
XXX Sitten Benedictiner in der weissen Mäntelstrasse. Bären des Bruno 136
XXXI. Erziehung der Kinder. Abermals Betteln 142
XXXII. Redoute 145
XXXIII Ramier dej Raudiere. 147
XXXIV. Ramier de Raudiere. Fortsetzung 151
XXXV. Ramier de Raudiere. Forsetzung 153
XXXVI Ramier de Raudiere. Beschluß 156
XXXVII. Burscheid 160
XXXVIII. Stallmeister im Schritte. Nonnenabtey 162
XXXIX. Gürtel der heiligen Rosa Bäder zu Burscheid Aebtissinn zu Burscheid. Uniform der Nonnen 165
XL. Frauenzimmer mit dem Rosenkranze in der Hand und mit Thränen im Auge. Ludwig kitzelt die Louise Londner Hof 168
XLI. Priesterliche oder geistliche Regierung. Sitten des Volks und der Mädchen. Betteleute 171
XLII. Polizey. Gesätze. Der Mann mit dem Kelche 173
XLIII. Der König von Aachen. Die Schöffen. Bürgerschaft. Rath. Ansprüche des Herzogs von Gülich auf die Obergerichtsbarkeit zu Aachen 176
XLIV. Staatsverwaltung zu Aachen 179
XLV. Leidenschaft des Spiels 183
XLVI. Club. Entdeckung der vorgeblichen Zusammenrottirung, um sich des Archivs eines

Prinzen

Inhalt.

Prinzen zu bemächtigen, der seine Wohnung in Aachen vestgesetzt hat Seite 188
XLVII. Lettres de cachet. Requisitorialbriefe 189
XLVIII. Stadt Biel. Handel. Credit 192
XLIX. Todtgefallener Mann an der neuen Redoute. Buchdruckerey 195
L. Severe. Courier de la Meuse. Municipalstadt. Hauptstadt des Spiels 201
LI Lebensart. Getränke 208
LII. Dichter. Griechische Rotte 211
LIII. Reformation. Spiel 214
LIV. Karten-Freybeuter. Wachen des grünen Teppiches. Griechenhandwerk. Karten-Musäum. Damen wechseln Geldstücke. Cassa. 217
LV. Handel mit dem Menschengeschlecht zu Aachen. Trabanten der Themis. Rotte der Sbirren. Praktikanten zu Aachen 222
LVI. Franzosen zu Aachen. Gleichheit der Stände. Subordination 225
LVII. Geburt. Rangordnung. Contrebande-Liebhaber. Dom Bezahler. Lumpenkerl. Stallknecht. Bäurischer Dorflümmel. Nicodrom. Krates. Geplünderter Spion. Herr Senior 229
LVIII. Frauenzimmer. Gesichter von papier mâché. Lais. Bäuerinnen 235
LIX. Aachner Gesinde. Stolz der Dienstpersonen 237
LX. Vorfall mit einem Banquier 240
LXI. Herr de la Faye 246
LXII. Der Republikaner zu Aachen. Stockfisch und Kartoffeln. Kartoffeln und Stockfisch. In Oel verwandelte Butter. Platte Sprache. Reizende Frauenzimmer. Erleuchteter Pater 249
LXIII. Herr de la Borde. Baron von Arros. Herzog Ludwig von Braunschweig. Unsterblicher Leopold. Courier de la Meuse. Herr de la Faye 255
LXIV. Durchlauchtigster Herr Herzog von Braunschweig waschet sich dabey die Hände 262
LXV. Bezahlen Sie und gehen Sie fort 265

LXVI.

Inhalt.

LXVI. Zweykampf. Gerichtshof der Marschälle von Frankreich. Polizeyrichter. Palais Royal. Aufstutzer. Bicetre. Franzosen, Marquis, Graf, Baron, u. s. w. Seite 268

LXVII. Winter zu Aachen. Gripon. Unglückliche. Pallast des Plutus. Bundeslade 271

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schilderung der Stadt Aachen zum Unterrichte und zur Erbauung der Reisenden, der Spieler, der Geschichtschreiber und der Philosophen. Aus dem Französischen übersetzt

[S.l.] 1787

Germ.sp. 404
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10021176-8
VD18 14406462